



PRINTED  
IN GERMANY

Türkei TL 14,50  
Ungarn Ft. 1.790,-

Spanien € 5,60  
Spanien / Kanaren € 5,70  
Thailand Baht 430,-  
Tschech. Republik Kč 175,-

Portugal (cont.) € 5,60  
Schweden Skr 64,-  
Slowakei € 6,20  
Slowenien € 5,60

Japan (inkl. tax) Yen 1.785,-  
Malta € 5,90  
Norwegen NOK 65,-  
Polen (ISSN 00387452) Zł 31,-

Griechenland € 6,-  
Großbritannien £ 4,99  
Hongkong HK\$ 82,-  
Italien € 5,60

Belgien € 4,90  
Dänemark Dkr 45,-  
Finnland € 7,-  
Frankreich € 5,60

Österreich € 4,70  
Schweiz sfr 7,30



## DAS EWIGE TRAUMA

Der Krieg und die Deutschen

**Euro-Krise:  
Die Angst ums Geld**

# Mit Felsquellwasser gebraut.



**222 x**  
**VW Golf**  
und über 4 Mio.  
weitere Gewinne



1 Flasche = 1m<sup>2</sup>\*  
mindestens  
**1 Mio. €**  
für den Klimaschutz!



## Jeder Kronkorken ein Gewinn!

Entweder für Sie oder für unser Klima.\*

Gewinnen Sie 1 von 222 VW Golf oder weitere tolle Preise sofort mit dem entsprechenden Symbol unter dem Aktions-Kronkorken. Zur Einlösung der Gewinne (außer VW Golf) Internet erforderlich. Teilnahme ab 18 Jahren. Teilnahmebedingungen unter [krombacher.de](http://krombacher.de) oder 02732 880880. Teilnahmechluss: 30.06.2014.  
\*Für jeden Kronkorken, der keinen Gewinn für den Teilnehmer enthält, zahlt Krombacher einen Unterstützungsbeitrag an den WWF. Die Zahlung ist zweckgebunden an das Klimaschutz-Projekt und entspricht den Kosten zur Wiedervernässung einer Fläche von 1m<sup>2</sup> der Torfmoorwälder in Sebangau. Weitere Einzelheiten unter [krombacher.de](http://krombacher.de).

**Hausmitteilung**

25. März 2013

Betr.: Titel, Diekmann, SPIEGEL GESCHICHTE

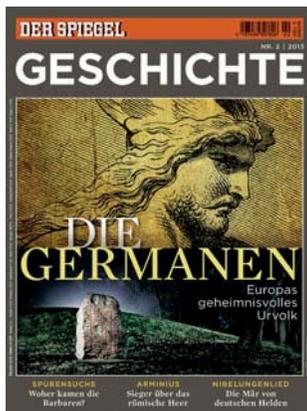
Der ZDF-Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“, der vergangene Woche im Fernsehen lief und das Schicksal junger Leute im Zweiten Weltkrieg zeigt, hat einen neuen Meilenstein in der Erinnerungskultur der Deutschen gesetzt. Gleichzeitig begeht die Bundeswehr einen denkwürdigen Jahrestag: Am 2. April 1993 fiel die Entscheidung zum Einsatz in Bosnien, dem ersten Krieg nach 1945, an dem sich deutsche Soldaten wieder aktiv beteiligten. Es folgten 20 Jahre voller militärischer Selbstzweifel und widerwilliger Engagements in Konflikten. Und während die Kriegsgeneration und die Nachgeborenen nun erneut Seelenforschung betreiben, wachsen die internationalen Erwartungen an Deutschland, seiner wirtschaftlichen und politischen Führungsrolle auch militärische Verantwortung folgen zu lassen – wie SPIEGEL-Redakteurin Christiane Hoffmann feststellt. Dem wachsenden Widerspruch zwischen der Beschäftigung mit der deutschen Erblast und den Anforderungen der Gegenwart hat der aktuelle SPIEGEL den Titel und mehrere Geschichten gewidmet (Seiten 20, 134, 139, 142).

Spätestens seit sich der SPIEGEL vor zwei Jahren in einer Titelgeschichte („Die Brandstifter“) mit den zweifelhaften Methoden der „Bild“-Zeitung beschäftigte, darf das Verhältnis zu deren Chefredakteur Kai Diekmann als belastet bezeichnet werden. Als Diekmann im Sommer vergangenen Jahres ins Silicon Valley zog, um dort nach Antworten auf die Zeitungskrise zu fahnden, schrieb ihm SPIEGEL-Reporter Matthias Geyer eine Mail mit der Bitte, ihn für eine Reportage begleiten zu dürfen. Diekmann ließ sich mit der Entscheidung über ein halbes Jahr lang Zeit, dann stimmte er zu. Geyer wurde in Kalifornien Zeuge, wie sich ein deutscher Verlag auf der Suche nach neuen Business-Modellen von seinem journalistischen Kerngeschäft verabschiedet. In seinem Porträt beschreibt er Diekmanns Verwandlung von einem Boulevardjournalisten zum digitalen Nerd (Seite 54).



Diekmann, Geyer in Palo Alto, Kalifornien

PETER LUEDERS / DER SPIEGEL



National begeisterte Deutsche beriefen sich von der Renaissance an auf ihre germanischen Ahnen. Ab 1800 verdichtete sich dieser bald verklärte Volksbegriff zu einer Ideologie der Überlegenheit, die in Rassenwahn umschlagen konnte und das Grauen zweier Weltkriege mit heraufbeschwor. Blond, blauäugig und freiheitsliebend sollen sie gewesen sein, als Haudegen aus der Tiefe der Wälder erschreckten sie jahrhundertlang die antike Welt. Aber wer waren die Germanen wirklich? Ein Team von SPIEGEL-Redakteuren rollt im neuen Heft der Reihe SPIEGEL GESCHICHTE eine heikle Identitätsfrage auf. „Die Germanen“ ist ab Dienstag im Handel erhältlich.

Die nächste SPIEGEL-Ausgabe wird wegen der Osterfeiertage bereits am Samstag, dem 30. März, verkauft und den Abonnenten zugestellt.



Wirkt.Natürlich.

Lassen Sie die Natur auf sich wirken: Arnika.



Mit der Nummer 1 auf Nummer sicher: Kneipp® der Arnika-Spezialist.

Kneipp® Arnika Salbe S. Wirkstoff: Arnikablütenauszug. Anwendungsgebiete: Zur äußerlichen Anwendung bei Verletzungs- und Unfallfolgen, z. B. bei Blutergüssen (Hämatomen), Verstauchungen (Distorsionen), Prellungen, Quetschungen, Wasseransammlungen im Gewebe infolge von Knochenbrüchen (Frakturödemen), bei rheumatischen Muskel- und Gelenksbeschwerden und Entzündungen als Folge von Insektenstichen. Enthält Cetylstearylalkohol und entölte Phospholipide aus Sojabohnen.

Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker.

\* Lebensmittel Einzelhandel und Drogeriemärkte Deutschland, nach Umsatz: Quelle: Nielsen, Allgemeine Gesundheitsmärkte 12/2011 - 12/2012, Kategorie „Muskel Gelenke äußerlich.“

# In Bestform.

Die neue E-Klasse. Ab 13. April bei Ihrem Mercedes-Benz Partner.

Hohe Erwartungen – für Sie übertroffen. Lassen Sie sich von der sportlichsten E-Klasse aller Zeiten überraschen. Mit einem auffallend dynamischen Design, das perfekt auf die kompromisslose Fahrleistung abgestimmt ist. [www.mercedes-benz.de/e-klasse](http://www.mercedes-benz.de/e-klasse)



Eine Marke der Daimler AG

Kraftstoffverbrauch innerorts/außerorts/kombiniert: 13,1–4,1/7,4–4,0/9,5–4,1 l/100 km; CO<sub>2</sub>-Emissionen kombiniert: 222–107 g/km;  
Die Angaben beziehen sich nicht auf ein einzelnes Fahrzeug und sind nicht Bestandteil des Angebots, sondern dienen allein Vergleichszwecken zwischen verschiedenen Fahrzeugen.  
Anbieter: Daimler AG, Mercedesstraße 137, 70327 Stuttgart



Mercedes-Benz

Das Beste oder nichts.

Effizienzklasse: E-A+.

typen. Das abgebildete Fahrzeug enthält Sonderausstattungen.

## In diesem Heft

### Titel

20 Jahre Auslandseinsätze – das schwierige Verhältnis der Deutschen zu ihrer Armee ..... 20  
Der TV-Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“ wird die Erinnerungskultur der Deutschen verändern ..... 134  
SPIEGEL-Gespräch mit dem Psychoanalytiker Hartmut Radebold über das Schweigen nach dem Schrecken und seine Kindheit im Dritten Reich ..... 139  
Heinz Otto Faustens Kämpfe an der Ostfront – nach dem Krieg wollte sein Sohn Peter wissen, inwieweit der Vater sich schuldig gemacht hat ... 142

### Deutschland

**Panorama:** Fahndungspanne bei Ermittlungen gegen Bonner Islamisten / Deutschland blockiert EU-Frauenquote / Mütterrente treibt Beitragssatz in die Höhe ..... 15  
**Schuldenkrise:** Testfall Zypern – oder: Wann muss der erste Euro-Staat pleitegehen? ... 28  
Sorge ums Geld ist ratsam, Panik unangebracht – ein Kommentar ..... 32  
**Pleiten:** SPIEGEL-Gespräch mit dem umstrittenen Immobilienunternehmer Anno August Jagdfeld über wütende Anleger und das Scheitern von Heiligendamm ..... 34  
**Karrieren:** Umweltminister Altmaier ist bislang der Verlierer im Streit um die Energiewende .... 37  
**CDU:** Der Autoritätsverlust des Fraktionschefs Volker Kauder ..... 40  
**Extremismus:** Ein Prozess entlarvt, wie schlapp manche Erkenntnisse des Verfassungsschutzes über Kommunisten sind ... 42  
**Lobby:** Die Deals von Umweltverbänden und Industrie ..... 44  
**Parteien:** Beim Kampf um Direktmandate kennen SPD und Grüne keine Freundschaft .... 46  
**Kriminalität:** Weil Beweismittel gestohlen wurden, bleibt der Mord an einem jungen Lehrer womöglich unaufgeklärt ..... 47

### Gesellschaft

**Szene:** Roboter mit menschlicher Identität / Kann man noch Urlaub auf Zypern machen? .... 52  
Eine Meldung und ihre Geschichte – ein Franzose, der aus Protest auf einen hohen Kran stieg, wird zum landesweiten Vorbild ..... 53  
**Verwandlung:** Wie „Bild“-Chefredakteur Diekmann im Silicon Valley zum digitalen Nerd wurde ..... 54  
**Prostitution:** Innenansichten eines Bordells – der Abstieg des Society-Luden Bert Wollersheim .... 60  
**Kommunen:** Baugruppen wollen gemeinsam Wohneigentum errichten – oft endet das im Streit ..... 64  
**Homestory:** Was Papst Franziskus in einem abtrünnigen Katholiken auslöst ..... 66

### Wirtschaft

**Trends:** Deutsche Bank muss Milliardenrückstellungen bilden / Nestlé im Zusammenhang mit Spitzeleien verurteilt / China triezt deutsche Autohersteller wegen angeblicher Produktmängel ..... 68  
**Handel:** Der Warenhauskonzern Karstadt kommt nicht aus der Krise ..... 70  
**Volkswirtschaften:** Ex-Weltbankpräsident Robert Zoellick über Europas Probleme und die Chancen einer Freihandelszone mit den USA ..... 73  
**Gesundheit:** Ärzte und Apotheker verdienen am lukrativen Geschäft mit Krebspatienten ..... 76  
**Versicherungen:** Neuer Verdacht gegen Policen-Drücker Göker ..... 78  
**Justiz:** Bei der Anklage gegen Ex-Manager der Sachsen LB half eine Kanzlei – die Verteidiger halten das für unzulässig ..... 80  
**Unternehmer:** Wie ein fränkischer Spielwarenproduzent angejahrte Marken wieder fit machen will für den Weltmarkt ..... 81



Bundeswehrsoldat im Einsatz

MAURIZIO GAMBARINI / DPA

## Der lange Weg

Seite 20

Unter Rot-Grün wurde Deutschland erwachsen. Schwarz-Gelb geht den Weg zurück in die militärische Unmündigkeit.

## Verwundete Nation

s. 134, 139

Immer wieder arbeiten die Deutschen das Trauma der NS- und Kriegszeit neu auf – und bleiben eine verwundete Nation. Der Psychiater Hartmut Radebold analysiert das „Erschrecken über uns selbst“.



Wehrmachtssoldat im Zweiten Weltkrieg

JULIEN BILD

## Der ungesühnte Mord

Seite 47

Justizpannen erschweren die Aufklärung eines Raubmords an einem jungen Lehrer. Seine Verwandten kämpfen dafür, dass der Mann, den sie verdächtigen, 26 Jahre nach dem Verbrechen doch noch vor Gericht kommt.

## Alptraum vom eigenen Haus

Seite 64

Statt teuren Immobilienentwicklern das Geschäft zu überlassen, errichten viele Deutsche in Baugruppen lieber selbst ihr Eigenheim. Etliche Projekte führen aber zu Streit – über Geld und Lebensstil der künftigen Nachbarn.



Ibrahimović

GONZALO FLEITES / REUTERS

## Launisches Idol

Seite 112

Der schwedische Stürmerstar Zlatan Ibrahimović hat das größte Ego im Weltfußball. Er legt sich mit jedem an, der ihm in den Weg kommt – und setzt sich meistens durch. Zwölf Millionen Euro im Jahr kassiert das launische Idol bei seinem Club Paris Saint-Germain. Dafür liefert Ibrahimović Tore, von denen manche wahre Kunstwerke sind.



Demonstranten in Zypern

## Gehorsam oder Exit

Seite 28

Das Hin und Her beim Versuch der Zypern-Rettung reißt die Gräben in der Währungsunion aufs Neue auf. Wieder steht Bundeskanzlerin Merkel am Pranger. Viele wollen den Vorgaben der Euro-Retter nicht mehr folgen.

## Israels größter Verräter

Seite 94

Der ehrgeizige Mossad-Agent Ben Zygier wollte auf eigene Faust Exklusives beschaffen. Er geriet an einen Hisbollah-Mann, der ihn dazu brachte, geheime Informationen zu liefern. So wurde der Zionist zum Abtrünnigen.

## Sturmgefahr für Leicht-Lastwagen

Seite 128

Mehr als 20 Lkw wurden in den vergangenen Jahren von deutschen Straßen geweht. In allen Fällen handelte es sich um Ultraleicht-Lastzüge, die Benzin sparen und keine Maut kosten. Bei Sturm jedoch besteht Lebensgefahr.

## Carlas Comeback

S. 148

Vier Jahre lang hat sie neben Nicolas Sarkozy im Elysée-Palast die Nation repräsentiert, vielen Franzosen war die Präsidentengattin suspekt. Nun kehrt Carla Bruni mit einem neuen Album als Sängerin ins Musikgeschäft zurück. Heute behauptet sie: „Ich bin, was die Leute wollen.“



Bruni

PATRICK BAZ / AFP

UNIVERSAL MUSIC

### Medien

- Trends:** Neue Erkenntnisse in der SPIEGEL-Affäre / NDR-Mitarbeiterin widerspricht ARD ..... 85
- Zuschauer:** Via Twitter tauschen immer mehr Bundesbürger live ihre Fernseherlebnisse aus ... 86
- TV-Shows:** Wie Autor Stefan Niggemeier Katja Riemann in die falsche Debatte bugsierte 88

### Ausland

- Panorama:** Assad-Getreue warnen vor Chemiewaffen-Einsatz / Interview mit dem französischen Journalisten Edwy Plenel zur Sarkozy-Anklage ..... 92
- Nahost:** Wie ein israelischer Mossad-Agent zum Verräter wurde und Informationen an die libanesische Hisbollah lieferte ..... 94
- Mali:** Interview mit dem Putschisten Amadou Sanogo über den Krieg gegen die Islamisten .... 99
- Affären:** Die Ermordung eines Abgeordneten der Putin-Partei zeigt, wie sehr die Korruption Russlands politische Klasse beherrscht ..... 100
- Brasilien:** Über das Leben zwischen Luxus, Gewalt und Tod in einer Favela von Rio – die Ex-Frau eines Drogenbosses packt aus ..... 102
- Debatte:** Die kurdische Autorin Bejan Matur über die neue Waffenruhe der PKK ..... 104
- China:** Maos Wirkungsstätten werden zu Freizeitparks eines Volks in der Sinnkrise ..... 106
- Global Village:** Ein Jurist aus Virginia will die USA zur drohnenfreien Zone machen ..... 108

### Sport

- Szene:** Die Liaison von Lindsey Vonn und Tiger Woods elektrisiert die Vermarkter / Hockey-Nationalcoach Markus Weise über die schlechten Arbeitsbedingungen deutscher Trainer ..... 111
- Fußball:** Geliebter Rüpel – die Karriere des schwedischen Stürmerstars Zlatan Ibrahimović ..... 112
- Bergsteigen:** Wie sich Kletterer am Mount Everest dopen ..... 116

### Wissenschaft · Technik

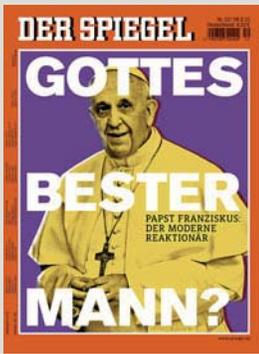
- Prisma:** Magenbrütender Frosch geklont / Wütende Wahnsinnige sind gefährlich ..... 118
- Religionen:** Wie Jesus zum muslimischen Propheten wurde ..... 120
- Pädagogik:** SPIEGEL-Gespräch mit der Autorin Pamela Druckerman über die Eigenheiten des französischen Erziehungsstils ... 124
- Verkehr:** Leichtbau-Lkw – sparsam, aber sturmanfällig ..... 128

### Kultur

- Szene:** Das Kriegstagebuch eines Mädchens aus Leningrad / Kunstraubexperte Chris Marinello über die Taktik des FBI beim spektakulären Gemäldediebstahl in Boston ..... 132
- Schönheit:** Heidi Klums Castingshow produziert keine Top-Models, sondern ein schlechtes Gewissen ..... 146
- Pop:** Nach vier Jahren als Präsidentengattin feiert Carla Bruni ihr Comeback als Sängerin ... 148
- Bestseller** ..... 150
- Literaturkritik:** Lea Singers Roman „Verdis letzte Versuchung“ erzählt eine Dreiecksgeschichte ... 151

- Briefe** ..... 8
- Impressum, Leserservice** ..... 152
- Register** ..... 154
- Personalien** ..... 156
- Hohlspiegel / Rückspiegel** ..... 158

**Titelbild:** Fotos [M] AKG (2), M. Kappeler / dapd



SPIEGEL-Titel 12/2013

„Sie taten gut daran, Ihren Titel mit einem Fragezeichen zu versehen. Nach dem Geistesriesen nun ein Zwerg auf dem Stuhl Petri, der nach dem ersten Angelus-Gebet ‚Guten Appetit‘ wünscht. Na dann: Prost Mahlzeit!“

MICHAEL REHAAG, MÜNCHEN

christliche Glaube seinen Ursprung hat: nicht Glanz und Gloria, Kurie und Kardinäle, Zölibat und Heiligsprechung – sondern Jesus, der zu denen gegangen ist, die niemand wollte. Kranke, Aussätzig, Prostituierte, Kriminelle, Arme.

BIANCA WARSTAT, OSTFILDERN (BAD.-WÜRTT.)

Ich halte den Papst für einen besonderen Glücksfall an Demut, Frömmigkeit und persönlicher Integrität in diesem Amt. Und selbst wenn er Schuld auf sich geladen hätte zur Zeit der Diktatur, wäre er, der die Aussöhnung offen gesucht hat, vielleicht gerade deshalb ein ebenbürtiger Nachfolger des ersten Petrus.

MICHAEL BRAUKMANN, KÖNIGS WUSTERHAUSEN

Welch eine unglaubliche Arroganz und Borniertheit zeigt sich, wenn der oberste Katholik all denen, die nicht zu seinem Gott beten, per se Teufelsanbetung unterstellt. War dies nicht exakt die perverse und grausame Logik der europäischen Hexenverfolgung? Muss allen Un- und Andersgläubigen jetzt angst und bange werden, oder sind solche Aussagen nur harmlose Theologenmetaphern?

DR. RAINER PHILIPPI, HARDERT (RHLD.-PF.)

Bedenkt man, welche Weltreiche zerfallen sind, in wie vielen Ländern Kriege und Bürgerkriege toben, wie viele Staaten unregierbar oder pleite sind – ist es da nicht ein wahres Wunder, dass dieses 1,2-Milliarden-Imperium, in dem die Sonne nicht untergeht, immer noch existiert und es sogar in Windeseile, ohne Mord und Totschlag, einen Übergang vom alten auf den neuen Praeceptor hinbekommt?

PROF. DR. WOLF-RÜDIGER HEILMANN, BERLIN

Die Wahl des neuen Papstes sehe ich als klugen Schachzug der Kardinäle, denn nach all den Querelen soll erst mal wieder verstärkt eigene Demut und Bescheidenheit suggeriert werden. Die Kirche ist in der Zwickmühle, denn ein System, welches auf einbetonierten Dogmen und Gewissheiten basiert, ist nicht reformierbar. Gläubige hoffen weiter auf die Modernisierung. Aber dies würde zu einer Aufweichung beziehungsweise Egalisierung, das heißt zum unausweichlichen Niedergang des Machtapparats, führen.

UTA GRIECHEN, JENA

Nr. 12/2013, Titel: Gottes bester Mann?

## Schall und Rauch

Habemus papam. Wieder hoffen und bangen Katholiken und Kleriker aller Kontinente, überschlagen sich Medien mit der Befragung von Experten und Laien. Und wieder ist ein Kirchenvolk abhängig von der Macht und Prägung eines undemokratisch gewählten Mannes, der selbst bei bestem Wissen und Gewissen der enormen Aufgabe nicht gerecht werden kann.

SUSANNE KNEISSLE, BAD BUCHAU (BAD.-WÜRTT.)

Der neue Papst ist kaum im Amt, da fliegen von einigen Leuten schon die ersten Steine: Eine reaktionäre Moral vertrete er, mit ihm rücke die Kirche weiter nach rechts, zu alt sei er sowieso, Reformen seien von ihm nicht zu erwarten, er habe sogar Ordensbrüder an die Militärdiktatur verraten, et cetera. Muss man denn nicht auch einem neuen Papst hundert Tage Zeit geben, bis man ein Urteil fällt?

GUNTHER BRITZ, LANGENFELD (NRW)

Wenn der Jesuitenpapst wirklich den Armen helfen will, soll er nach Jesu Worten den großen Reichtum der katholischen Kirche verkaufen und den Armen geben. Wenn er es nicht tut, sind seine Worte Schall und Rauch. Er kann dann nicht als petrinerischer Nachfolger auftreten.

WILFRIED BECK, GLAUBURG (HESSEN)

Bei aller Euphorie über die Lockerheit des neuen Papstes: Was kann dieser 76-jährige Übergangspapst überhaupt bewegen? Wenn er Strippenzieher wie Bertone nicht in den Ruhestand versetzt, wird er an der innenpolitischen Blockade des Vatikans scheitern. Und es wird dort weiter Geldmauscheleien geben, der Prunk und Protz wird nicht abgebaut werden und die Abkehr von der irdischen Kirche nicht aufzuhalten sein. Wer den Einmarsch der Kardinäle beobachtet hat, der muss sich fragen, was diese meist alten, vielleicht schon senilen Kirchenführer verändert haben wollen. Ich denke nichts.

HERIBERT DITGES, BERGISCH GLADBACH



L'OSSEVATORE ROMANO

### Papst Franziskus

Eine absolutistische Monarchie Vatikanstaat mit einem Papst ist nicht in der Lage, die Institution des weltweiten neoliberalen Wirtschaftssystems der römisch-katholischen Kirche zu lenken, und verstrickt sich in systemrelevante Interessen.

KURT STEHMEYER, KONSTANZ

Franziskus. Welch ein Programm!

GREGOR FASSBENDER, RATINGEN

Da haben sich 115 Blinde einen Einäugigen aus ihrer Mitte als König gewählt.

PETER TRAUTNER, FRANKFURT

Als gläubige Christin, die der katholischen Kirche mehr als kritisch gegenübersteht, hat mich das Bild aus dem Kinderhospital tief berührt. Ich hoffe, dass dieser Papst die Menschen dahin führt, wo der

## Diskutieren Sie im Internet

[www.spiegel.de/forum](http://www.spiegel.de/forum) und [www.facebook.com/DerSpiegel](http://www.facebook.com/DerSpiegel)

- ▶ **Titel** Kann Deutschland sein Kriegstrauma überwinden?
- ▶ **Finanzkrise** Sind die Ersparnisse sicher?
- ▶ **Pädagogik** Wie streng soll Erziehung sein?






---

## Geschmack ist eine Frage des Anspruchs.

---

Ansprüche sollte man immer zuerst an sich selbst stellen: Der Anspruch der Radeberger Braumeister ist es, das beste Pilsner unserer Zeit zu brauen. Und unsere Zeit begann schon 1872. Ausgerechnet in einer Weinstube beschlossen die Radeberger Gründer, ihre Idee vom perfekten Pilsner in die Tat umzusetzen. Ein ambitionierter Plan, wenn man bedenkt, dass sie nicht viel von Bier wussten, aber den Anspruch hatten, das beste Pilsner ihrer Zeit zu brauen.

Sie fingen beim Wasser an und ließen tatsächlich 2.500 Liter Wasser aus Pilsen herankarren, um es dann – nach einigen Vergleichstests – wegzuschütten. Anspruch heißt eben auch, genau hinzuschauen. Denn sie wurden schließlich ganz in der Nähe fündig: im Karswald. Bis

heute kommt das Radeberger Brauwasser aus unseren eigenen Quellen dort. Dabei wollten die Gründer zuerst gar nicht glauben, dass das ideale Wasser für ein perfektes Pilsner so nahe liegt. Noch näher liegt nur die Vermutung, dass genau dieser Perfektionismus damals wie heute die Garantie für den besten Geschmack eines Pilsners ist. Und der findet immer Freunde, ob in Deutschland oder sogar in Übersee.

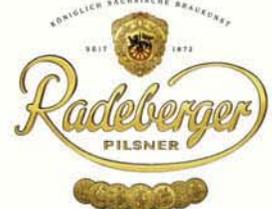
Wissen Sie, welches heute das angesagteste deutsche Pilsner in New York ist? Richtig: unser Pilsner aus Radeberg. In mehr als 450 ausgesuchten Bars wird es dort als Ausdruck guten Geschmacks serviert. Die ersten Fässer landeten schon 1903 an den Piers des Hudson River. Von dort startete es seinen

Siegeszug in der „Neuen Welt“. Wie viele deutsche Auswanderer damit ihr Heimweh linderten, ist nicht überliefert – im Gegensatz zur Vorliebe der Großen und Mächtigen für unser Radeberger. Die ist historisch belegt.

Wenn heute in Berlin auf staatstragende Ereignisse angestoßen wird, dann gerne mit einem Radeberger. Und das hat Tradition: Die größten Köpfe unserer Geschichte waren oft die größten Fans von Radeberger. Wie Sachsenkönig Friedrich August III., der unser Pilsner dem Champagner vorzog. Oder Otto von Bismarck, der Radeberger in den Stand „Offizielles Kanzlerbräu“ erhob, bis zu Bertolt Brecht, der uns sogar brieflich um zwei Kästen Radeberger pro Monat bat. Radeberger hat sich diesen Ruf

als bestes Pilsner seiner Zeit verdient. Wir fühlen uns verpflichtet, diesen hohen Anspruch unserer Gründerväter zu erfüllen. Indem wir uns leidenschaftlich auf das konzentrieren, was wir am besten können: Radeberger Pilsner – das Pilsner. Aus der Brauerei, die als erste in Deutschland ausschließlich nach Pilsner Brauart braute – und bis heute braut.

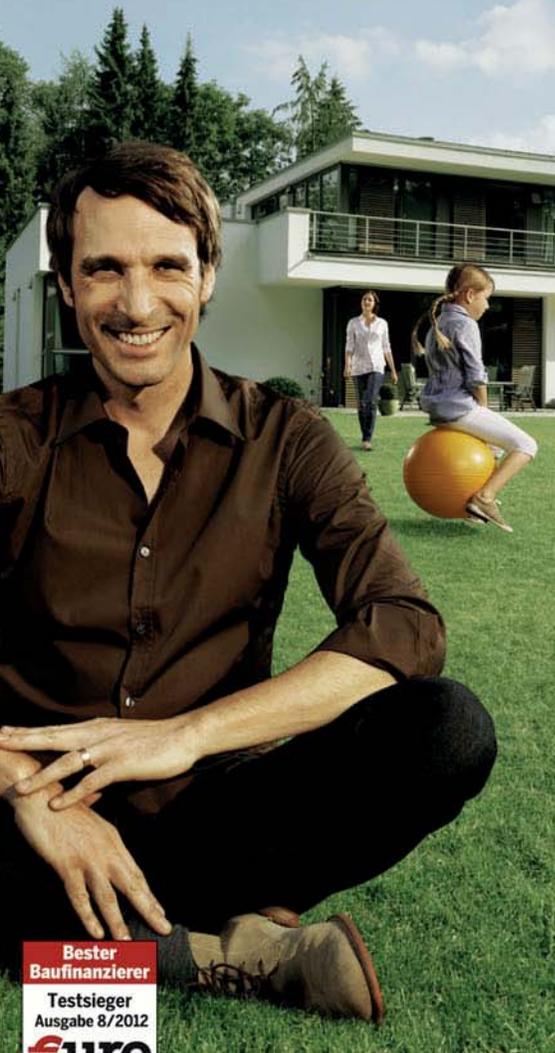
Die ganze Geschichte erfahren Sie auf [www.radeberger.de](http://www.radeberger.de)



SCHON IMMER BESONDERS.

# MEIN ZUHAUSE: OPTIMAL FINANZIERT.

-  Persönliche Beratung
-  300 Banken im Vergleich
-  Beste Konditionen



**Bester Baufinanzierer**  
Testieger  
Ausgabe 8/2012  
**euro**

**interhyp**

DIE BAUFINANZIERUNG

[www.interhyp.de](http://www.interhyp.de)  
0800 200 15 15 23



## Briefe

Nr. 11/2013, Der Kampf des EU-Parlamentspräsidenten Schulz um Anerkennung

### Ans Licht gebracht

Ein wunderbarer Artikel über einen wunderbar leidenschaftlichen Politiker, dem es wirklich um die Sache geht statt um die eigene Karriere. Besser als mit dem Absatz könnte diese Langzeitbeobachtung nicht enden, der sinngemäß besagt: Um Europa groß zu verändern, müsste es wohl mehr von seinem Kaliber geben.

EKKEHARD STEIN, BERLIN

Herrn Feldenkirchen muss es arg gepeinig haben, dass er das Objekt seiner Betrachtungen nach einem Grundsatz für Journalisten bloß beschreiben, dass er aber nicht handelnd eingreifen durfte. Schulz scheint derart nach persönlicher Anerkennung zu gieren, dass sich der EU-Bürger die Frage stellt, ob dieser eitle Mann die erste Wahl für die Wahrung seiner Interessen sein kann.

BERNHARD RÜSCH, BURSCHIED (NRW)

Ungewollt bringt Feldenkirchen ans Licht – einer wie Schulz kann und darf nicht Nachfolger von Barroso werden!

DR. MICHAEL MOTZKI, EPPSTEIN (HESSEN)

Gratulation zu dem gelungenen Porträt des hervorragenden EU-Parlamentspräsidenten. Damit ist bewiesen, dass es auch noch aufrechte Politiker gibt!

JÜRGEN EPPINGER, SCHWÄBISCH HALL

Hätten wir mehr Politiker von dieser Art im Bundestag sitzen, würde die Politik auch mehr Menschen erreichen. Vor allem aber würde man sich endlich klarmachen können, wie sehr dieses Land von der EU profitiert. Das kann Merkel dem Volk mit ihrem Pathos für Anfänger einfach nicht vermitteln. Schulz kann es.

NICOLAS KATZUNG, WIESBADEN

### Korrektur

zu Heft 12/2013

Seite 48, „Sie machen Revolution“, über die Jüdische Gemeinde zu Berlin: Dort heißt es, die Repräsentanterversammlung der Gemeinde habe, als Lala Süßkind Vorsitzende des Vorstandes und Tuvia Schlesinger deren Mitglied war, seinem Bruder die Verwaltung der Gemeinde-Immobilien übertragen. Das ist nicht korrekt. Die Verwalterverträge wurden bereits vom vorherigen Vorstand unter Vorsitz von Gideon Joffe geschlossen und verlängerten sich dann mehrmals. Lediglich für eine weitere Immobilie wurde der Verwaltervertrag nach der fraglichen Wahl geschlossen.



Protest gegen Banker-Boni in Zürich 2008

SCHMIDT / KEystone / PICTURE ALLIANCE / DPA

Nr. 11/2013, Legt der Staat eine Obergrenze für Gehälter fest?

### Vettel, Bohlen, Klum, Löw

Es stellt sich die Frage, ob Höhe und Angemessenheit von Managereinkommen wirklich gesetzlich geregelt werden können und sollten. Vielmehr sollte der Rahmen, innerhalb dessen sich die Vergütungen der Vorstände und Geschäftsführer bewegen können, in der Satzung oder im Gesellschaftsvertrag festgelegt werden. Überschreitungen bedürften dann der ausdrücklichen Genehmigung durch die Haupt- und Gesellschafterversammlung.

PETER KEIL, GRÜNWALD (BAYERN)

Der Neid auf ein Jahressalär von 14,5 Millionen Euro für VW-Chef Winterkorn ist nur schwer nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass er maßgeblich für den Erfolg des Konzerns und ein gutes Einkommen von circa zwei Millionen Menschen verantwortlich ist. Völlig unverständlich wird diese Neidkultur, wenn ich ihn und andere erfolgreiche Manager mit Leuten wie Schumacher, Vettel, Bohlen, Klum, Jauch oder Löw vergleiche, die auch mit Millioneneinkünften gesegnet sind, deren Arbeit aber nur einen marginalen volkswirtschaftlichen Nutzen erkennen lässt.

REINHARD KLOSS, HAGEN

1998 betrogen die Vorstandsbezüge bei deutschen Aktiengesellschaften nur einen Bruchteil der in den USA üblichen. Damals veranlasste Daimler-Chef Schremp den Kauf des US-Konzerns Chrysler mit der Folge, dass seine Bezüge kräftig erhöht wurden, Daimler aber um Milliarden geschädigt wurde. Als bei BMW der Vorstandsvorsitzende den Kauf der britischen Marke Rover veranlasste, hat eine Großaktionärsfamilie für die Entfernung des dafür Verantwortlichen aus der Firma gesorgt.

WERNER BENECKEN, WOLFENBÜTTEL (NIEDERS.)

Angenommen, ein Spitzenmanager ist doppelt so gut wie ich (Firmenchef), arbeitet doppelt so viel, dann wäre ein vierfaches, seien wir nicht kleinlich, zehnfaches Gehalt angemessen. Aber nicht hundertfach oder höher! Das ist ausverschämt.

WOLFGANG BURDE, SALZGITTER

CAMEL  
ACTIVE

Casablanca  
to the  
Sahara  
a roadtrip

MENSWEAR | SHOES | WATCHES | BAGS  
ACCESSORIES | LEATHERWEAR | UNDERWEAR

WWW.CAMELACTIVE.DE

Nr. 11/2013, Die Veganer kommen

## Täter mit der Fliegenklatsche

Dieser Paradigmenwechsel ist hocheifrig! Hoffentlich findet er Eingang in die vielen Provinzstädte, wo Vegetarier und Veganer noch immer dumpfblöden Sprüchen begegnen.

BÄRBEL STARKLOFF, BAD HARZBURG (NIEDERS.)

Wenn man die Deutsche Gesellschaft für Ernährung zum Thema vegane Ernährung befragt, macht man den Bock zum Gärtner. Die amerikanische Ernährungsorganisation ADA hält eine vegane Ernährung für alle Phasen des Lebenszyklus geeignet. Im Übrigen: Wo sind eigentlich diese ganzen angeblich mangelernährten Veganer? Deutsche Krankenhäuser jedenfalls sind nicht von ihnen bevölkert.

KASPAR BIJLSMA, SALZGITTER

Was die Veganer vergessen, ist, dass wir als Produkt der Evolution als allesfressende Lebewesen entstanden sind. Evolutionstheoretiker meinen sogar, dass erst der Genuss von Fleisch den Menschen einen großen Schritt weitergebracht hat. Fleisch fördert die Kraft und Ausdauer und die Entwicklung des Gehirns und damit die Überlebensfähigkeit. Liebe Veganer, bitte seid nicht schlauer als die Natur.

EBERHARD LINDNER, BÖBLINGEN

Was die „Nervensägen“ angeht – haben Sie schon mal daran gedacht, dass diese Leute „Leichenteile“ und „Individuum“ sagen, nicht um anderen den Appetit zu verderben, sondern weil das ihrer Sicht entspricht und sie einfach keine Lust mehr haben, darum herumzureden? Haben Sie sich schon mal die Mühe gemacht, das Empfinden der Nervensägen nachzuvollziehen? Man nennt es Empathie.

FRIEDRIKE SCHMITZ, TÜBINGEN

Mich überzeugt am Veganismus das deutlich verbesserte Wohlbefinden und die höhere Leistungskraft. Neben Massentierhaltung und Kohlendioxidstoß berührt doch die eigene Gesundheit am meisten.

CHRISTIAN SCHEEL, NIENBURG (NIEDERS.)

Es braucht keinen Mut, Fleisch zu essen. Aber es braucht Mut, sich anzusehen, wie die Tiere leben und leiden mussten, gequält und lebend geschlachtet wurden. Diese widerliche, grausame Industrie wird enden, weil dem Fleischesser irgendwann keine Ausreden mehr einfallen!

PATRICIA LONCLE, BERLIN

Mutter Natur hat mich als Allesfresser konzipiert, und so lebe ich auch meiner Natur entsprechend: Fleisch inklusive. Und lasse mich dabei von Gesinnungstaliban weder stören noch beeinflussen.

ALFRED FINK, BERLIN

... es mich ungeheuer reich  
an Lebenserfahrung macht.

Larissa (25) aus Düsseldorf ist eine von 950.000 Pflegerinnen und Pflegern in Deutschland, die sich täglich in Pflegeheimen, ambulanten Einrichtungen und im privaten Umfeld mit viel Engagement für hilfebedürftige Menschen einsetzen. Gute Pflege braucht gute Rahmenbedingungen. Betreuung, Beratung, Versorgung für Menschen mit Demenz, Unterstützung von Angehörigen, Förderung von Pflege-Wohngruppen: Darum kümmern wir uns.



Haben Sie Fragen zur Pflegeversicherung? Rufen Sie das Bürgertelefon des Bundesgesundheitsministeriums an: 030 / 340 60 66-02 (montags bis donnerstags 8 bis 18 Uhr, freitags 8 bis 15 Uhr)

www.ich-pflege-weil.de



Bei der veganen Ernährung ist auch eine Menge Heuchelei im Spiel. Man isst zwar keine Produkte tierischer Herkunft, um nicht für das Quälen und Töten verantwortlich zu sein, aber für die Herstellung von Tofu wird dann der Regenwald abgeholzt. Ich ernähre mich zum Großteil von Bio-Produkten, bin mir aber bewusst, dass sich das nicht jeder leisten kann und es nicht möglich ist, alle Leute so zu ernähren.

STEPHANIE ALTHAUS, FÜRTH



TIM WEGNER / DER SPIEGEL

### Veganerin beim Kochen

So sehr wir jedwedes Bemühen um eine gesunde Ernährung und einen korrekten Umgang mit Tieren begrüßen, so sehr müssen wir leider der guten Frau Holzmann entgegenrufen: „Für die Perlstecker in Ihren Ohrlöchern litten lebende Tiere!“

DR. MED. HENNING U. KATRIN SPRINGER, LONDON

Ist der Veganer nicht auch ein Täter mit der Fliegenklatsche? Hybris und Selbstgefälligkeit schaden, wenn es um den sinnvollen Kampf gegen maßlosen Fleischkonsum und Massentierhaltung geht.

MICHAEL MOHRI, HEPPENHEIM (HESSEN)

Nr. 11/2013, Der Missbrauchsbeauftragte der Bundesregierung Johannes-Wilhelm Rörig über das Versagen bei der Opferhilfe

## Das Einfache einfach tun

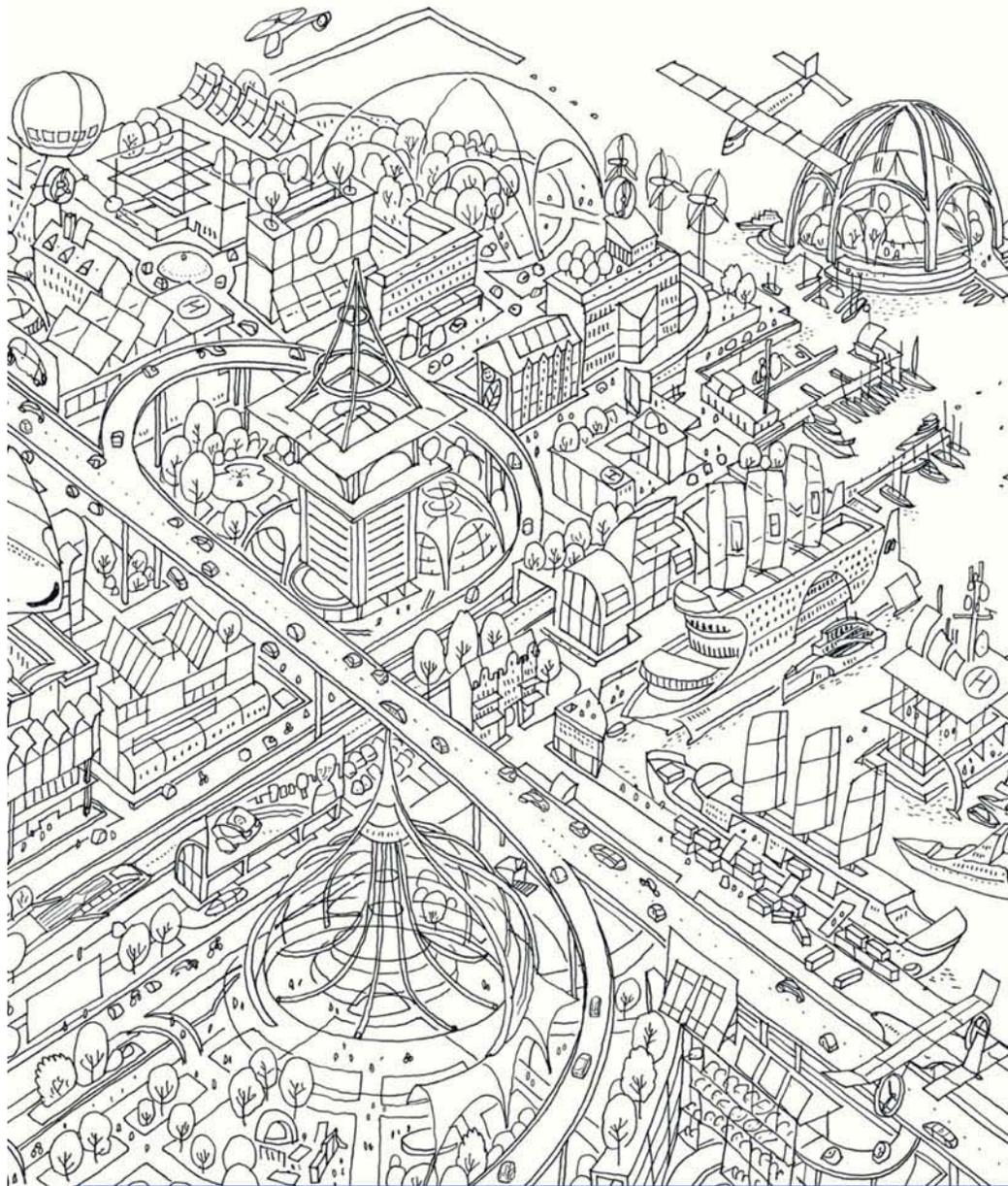
Wenn es um pragmatisches Handeln geht, sind die Ösis offenbar schneller als die Deutschen. In Österreich sind von der katholischen Kirche bisher 15 Millionen Euro an Missbrauchssopfer ausgezahlt worden. Dazu kommen von den Bundesländern für geschädigte Heimkinder sicher nochmals 10 Millionen Euro. Die Untergrenze pro Entschädigtem beträgt bei uns 5000 Euro und entspricht damit dem von der katholischen Kirche in Deutschland angebotenen Pauschalbetrag. Die Alpenrepublik ist offenbar eher imstande, das Einfache einfach zu tun, als es kompliziert zu unterlassen.

DR. KURT SCHOLZ, WIEN  
UNABHÄNGIGE OPFERSCHUTZKOMMISSION

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: [leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)

In dieser Ausgabe befindet sich im Mittelbund ein 12-seitiger Beihefter der Firma Schöffel, Schwabmünchen.

# Mobility with ALTANA



**The world of tomorrow:** Auch in Zukunft werden Menschen reisen, werden Waren vertrieben. Autos, Elektrofahrräder, Flugzeuge und Schiffe von morgen sind leicht, sparsam und dennoch leistungsfähig. Zur Herstellung leichter und dennoch stabiler Hochleistungswerkstoffe benötigt man unsere Additive. Oder unsere innovativen Isolierungen für die Hochleistungs-Elektromotoren der Zukunft. Entdecken Sie mehr: [www.altana.com/tomorrow](http://www.altana.com/tomorrow)

 **ALTANA**

08/15  
BANK

Jetzt Finanz-Check  
machen!



## Das Sparkassen-Finanzkonzept: Beratung auf Augenhöhe statt 08/15.

Menschlich. Persönlich. Verlässlich.



Geben Sie sich nicht mit 08/15-Beratung zufrieden – machen Sie jetzt Ihren individuellen Finanz-Check bei der Sparkasse. Wann und wo immer Sie wollen, analysieren wir gemeinsam mit Ihnen Ihre finanzielle Situation und entwickeln eine maßgeschneiderte Rundum-Strategie für Ihre Zukunft. Mehr dazu in Ihrer Geschäftsstelle oder unter [www.sparkasse.de](http://www.sparkasse.de).  
**Wenn's um Geld geht – Sparkasse.**

TERRORISMUS

## Sprengstoff im Kühlschrank

Schwere Fahndungspanne bei den Ermittlungen gegen vier Islamisten, die einen Anschlag auf einen rechtsextremen Politiker geplant haben sollen: Nachdem die Polizei vor zwei Wochen die Tür zur Wohnung des Verdächtigen Marco G. im Bonner Stadtteil Tannenbusch aufgesprengt und dort neben dessen mutmaßlichem Komplizen Koray D. eine Pistole der Marke Ceska und 616 Gramm sprengfähiges Ammoniumnitrat gefunden hatte, vernachlässigte sie offenbar den Kühlschrank in der Wohnung.

Dass dort eine weitere gefährliche Substanz gelagert war, erfuhren die Ermittler erst, als sich der Verdächtige Marco G. im Gefängnis einer Sozialarbeiterin anvertraute: Diese möge seine Ehefrau warnen, nicht an den Kühlschrank zu gehen, es bestehe das Risiko einer Explosion. Deshalb rückte die Polizei zwei Tage später mit Bombenentschärfern erneut an – und wurde fündig.

Die Einsatzkräfte brachten die Substanz aus dem Kühlschrank in eine Grünanlage gegenüber. Das Gemisch wurde in einem Erdloch kontrolliert gezündet, ohne dass vorher eine Probe zur Analyse entnommen wurde. Spezialisten versuchen nun mit Hilfe von Bodenproben Rückschlüsse auf die Zusammensetzung der Chemikalie zu gewinnen. Unsicher ist, ob die vier Verdächtigen mit dem versuchten Anschlag auf dem Bonner Hauptbahnhof im Dezember 2012 in Verbindung zu bringen sind. Auch dort war Ammoniumnitrat gefunden worden. Eine erste Analyse ergab Ähnlichkeiten der jeweils sichergestellten Stoffe, aber auch Unterschiede.

Marco G. soll für den Tatzeitpunkt am Bahnhof nach derzeitigem Kenntnisstand kein Alibi haben: Einen Termin zur Tatzeit bei der Arbeitsagentur nahm er offenbar nicht wahr. Ein Beleg für eine Verwicklung der vier Islamisten in den Bonner Attentatsversuch liegt bislang nicht vor. Der deutsche Marco G. unterhielt in Bonn Beziehungen zu einem szenebekanntem Extremisten und spricht exzellentes Arabisch mit marokkanischem Akzent. Zwei der vorvergangene Woche gleichzeitig mit G. festgenommenen Verdächtigen sollen Kontakt zu einem 2011 in Afghanistan getöteten Dschihadisten unterhalten haben.



Spurensuche am Bonner Hauptbahnhof 2012

MARIUS BECKER / DPA



Transport der Chemikalie vor kontrollierter Zündung

BUNDESNACHRICHTENDIENST

## Abwehrschlacht gegen Cyberspionage

Der Bundesnachrichtendienst (BND) rüstet für den Kampf gegen die über das Internet geführten digitalen Spionageangriffe personell auf. BND-Chef Gerhard Schindler unterrichtete vergangene Woche eine kleine Runde von Bundestagsabgeordneten, dass eine neue Abteilung, die sich aus-

schließlich mit Hackerangriffen auf Bundeseinrichtungen und die deutsche Industrie beschäftigt, bis zu 130 Mitarbeiter stark werden soll. Neue Stellen seien bereits genehmigt, derzeit arbeite man intensiv an der Rekrutierung von Experten, die aber schwierig zu finden seien. Deswegen müsse der BND hohe Honorare für die Kooperation mit Hackern zahlen und auch Expertisen von Softwareunternehmen einkaufen, die sich auf Anti-Viren-Programme spezialisiert haben. Schindler zeichnete ein drastisches Bild der Bedrohung durch Cyberspionage, die

vor allem von China ausgehe. Dort arbeiten nach BND-Erkenntnissen bis zu 6000 Experten in einer eigens eingerichteten Abteilung des Verteidigungsministeriums, die sich auf die Abschöpfung von Technologieunternehmen und Rüstungskonzernen aus dem Ausland spezialisiert haben. Russland betreibe eine ähnlich aggressive Cyberstrategie, allerdings seien die staatlichen Hacker dort als private Firmen getarnt. In den letzten Monaten registrierte der Dienst pro Tag drei bis fünf Attacken allein auf Bundes- und Regierungsstellen in Deutschland.

ENTWICKLUNGSHILFE

## Liberaler Ranküne

Entwicklungsminister Dirk Niebel und sein Staatssekretär Hans-Jürgen Beerfeltz (beide FDP) haben ein großes Herz für Parteifreunde – und stoßen damit auf heftigen Widerstand eines anderen Freidemokraten, des Bundestagsabgeordneten Jürgen Koppelin. Beerfeltz regte im Aufsichtsrat der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) an, die Bezüge des GIZ-Vorstands Tom Pätz stufenweise um mehrere zehntausend Euro jährlich zu erhöhen. Aufsichtsratsmitglied und Haushaltsexperte Koppelin blockte den Vorstoß mit der Begründung ab: „Pätz ist eine Pfeife.“ FDP-Mitglied Pätz war 2011 von Parteifreund Niebel in den GIZ-Vorstand befördert worden. Auch Beerfeltz' Vorschlag, dem langjährigen Geschäftsführer der Vorgängerorganisation GTZ Bernd Eisenblätter (CDU) nachträglich 30 000 Euro „für sein Lebenswerk“ auszahlend, fand keine Mehrheit im Aufsichtsrat. Unter anderem war Koppelin dagegen, der schon bei den überraschenden Kürzungen an Niebels Haushalt 2013 eine entscheidende Rolle gespielt hatte.



Niebel

FALL WULFF

## Kein Schuldeingeständnis

Eine eher unorthodoxe Formulierung sorgte am vergangenen Wochenende im Fall Christian Wulff für Irritation. Einem Medienbericht zufolge sollte der Ex-Bundespräsident in dem gegen ihn und den Filmunternehmer David Groenewold laufenden Ermittlungsverfahren wegen Bestechlichkeit und Bestechung „ein Schuldeingeständnis ablegen“, damit die Staatsanwaltschaft das Verfahren gegen Zahlung einer Geldauflage beende. Solch eine Verknüpfung ist im Gesetz jedoch nicht



Mütter in den siebziger Jahren

JULSTEIN BILD

SOZIALPOLITIK

## Mütterrente treibt Beitragssatz

Der Unionskompromiss zur Mütterrente gefährdet die Ziele der Bundesregierung. Wird die Vereinbarung tatsächlich umgesetzt, müsste der Beitragssatz zur gesetzlichen Rentenversicherung Anfang 2017 auf 19,3 Prozent angehoben werden. Das geht aus ersten Berechnungen der Rentenversicherung hervor. Derzeit liegt der Satz bei 18,9 Prozent des Bruttolohns. Nach bisherigen Plänen der Bundesregierung sollte er auch bis zum Ende der nächsten Legislaturperiode auf diesem Niveau bleiben. Die Unionsparteien hatten sich nach monatelangem Ringen auf Rentenerhöhungen für ältere Mütter verständigt. Bisher erhalten Frauen für ihre Kinder, die vor 1992 geboren wurden, nur einen

einigen Rentenpunkt gutgeschrieben – also in etwa so viel, als hätten sie ein Jahr zum Durchschnittslohn gearbeitet. Künftig sollen es zwei Punkte sein. Die Rente, die eine Mutter für die Erziehung eines Kindes erhält, würde damit um 330 Euro jährlich steigen. Insgesamt verursacht der Kompromiss Kosten von rund 6,5 Milliarden Euro pro Jahr, die aus Beitragsmitteln finanziert werden sollen. Ende Januar hatte die gesetzliche Rentenkasse Rücklagen von 28,95 Milliarden Euro angehäuft. Die Einigung bei den Erziehungszeiten könnte nun dazu führen, dass diese Reserven schneller als geplant aufgezehrt würden, fürchten die Finanzexperten der Rentenversicherung.

vorgesehen. Bei der Einstellung nach Erfüllung einer Auflage gemäß Paragraph 153a der Strafprozessordnung gilt ein Beschuldigter als nicht verurteilt, nicht vorbestraft – und seine Zustimmung stellt kein Schuldeingeständnis dar. Ein solches hatte der leitende Oberstaatsanwalt Clemens Eimertbäumer auch nicht verlangt, als er am 13. März den Rechtsanwälten von Wulff und Groenewold einen zweiseitigen Brief mit folgendem Kernsatz schrieb: „Das öffentliche Interesse an der Strafverfolgung könnte durch eine Übernahme strafrechtlicher Verantwortung durch die Beschuldigten in Form der Zahlung von Geldauflagen in Höhe von 20 000 Euro (Wulff) bzw. 30 000 Euro (Groenewold) beseitigt werden.“

ENERGIEWENDE

## Von der SPD enttäuscht

Nach dem Scheitern des Energiegipfels wirft Schleswig-Holsteins Umweltminister Robert Habeck einigen SPD-geführten Landesregierungen vor, sie hätten „überaus heftig für die Einzelinteressen der Industrie gekämpft“. Der Grüne, der selbst in Kiel mit der SPD regiert, meint offenbar vor allem die Regierungen von NRW und Hamburg, die massiv die millionenschweren Ausnahmen für energiehungrige Industriebetriebe verteidigt hatten. „Ernüchert“ stellt Habeck fest, dass die Genossen von den Grünen weiter entfernt seien als die CDU.

JUSTIZ

## „Richter können sich strafbar machen“

Der Münchner Strafverteidiger Werner Leitner, 53, über die praktischen Auswirkungen des Verfassungsgerichtsurteils zum „Deal“. Leitner ist Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Strafrecht im Deutschen Anwaltverein.



OWE LEIN / DDPD

**SPIEGEL:** Herr Leitner, ist der sogenannte Deal im Strafprozess mit Bewährung davongekommen?

**Leitner:** Er steht jedenfalls unter Beobachtung. Das Bundesverfassungsgericht hat die klare Ansage gemacht, dass sich Richter, Staatsanwälte und natürlich auch Verteidiger künftig nicht mehr am Gesetz vorbei darüber verständigen können, inwieweit es für ein Geständnis zu Prozessbeginn einen Strafabatt gibt. Zu dem bisherigen Wildwuchs kam es ja, weil in den Hinterzimmern der Gerichtssäle das Gesetz vielfach ignoriert wurde.

**SPIEGEL:** Worüber wird man nun künftig nicht mehr dealen können?

**Leitner:** Etwa über die Schuldfrage – also ob es statt Mord nur Totschlag war oder statt eines Bandendelikts einfacher Diebstahl. Die sogenannten Gesamtlösungen wird es ebenfalls nicht mehr geben, was vor allem für große Wirtschaftsstrafverfahren bedeutsam ist: dass also im laufenden Prozess auch über das Schicksal wei-

terer Ermittlungsverfahren entschieden wird.

**SPIEGEL:** Wer waren denn eigentlich die Bösen? Die Richter, die Staatsanwälte oder die Verteidiger?

**Leitner:** Ein krummer Deal hat nur funktioniert, wenn alle mitmachten. Aber bei den Richtern ist es natürlich am pikantesten: weil sie ja den Angeklagten dafür verurteilen, dass er gegen gesetzliche Vorschriften verstoßen hat – und sie selbst treten dabei das Prozessrecht mit Füßen. Und wer sich dann als Angeklagter gegen die Vorwürfe wehren wollte, der wurde in die Querulanten-Ecke gestellt und bekam signalisiert, dass er schon allein dafür, dass er eine Beweisaufnahme will, eine härtere Strafe zu erwarten hat.

**SPIEGEL:** Genügt der Appell der Verfassungsrichter, damit sich nun alle an das Gesetz halten?

**Leitner:** Die Verfassungsrichter haben ja nicht nur appelliert. Sie verlangen, dass die Staatsanwälte in Zweifelsfällen Revision einlegen – und dass darüber die Generalstaatsanwälte wachen müssen. Sie haben den Bundesgerichtshof verpflichtet, fragwürdige Vorgänge strenger zu prüfen, und klar gesagt: Wer als Richter am Gesetz vorbei dealt, kann sich selbst strafbar machen. Weil der Richter attestieren muss, ob es eine Verständigung gab, ist man mit einem verschwiegenen Deal schnell bei der Falschbeurkundung im Amt. Auch wenn das Urteil das nicht ausdrücklich erwähnt: Selbst Rechtsbeugung kommt in Betracht.



OLIVIER HOSLET / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Reding

EUROPÄISCHE UNION

## Blockade der Frauenquote

Vor dem Treffen der Arbeitsgruppe des EU-Rats zum Thema Frauenquote zeichnet sich eine Blockade des Vorschlags der EU-Justizkommissarin Viviane Reding ab. Das geht aus einem Mailwechsel der deutschen Vertretung bei der EU mit der Bundesregierung hervor. Demnach zählt Deutschland nun offiziell zu den Gegnern einer festen Quote für Frauen in Führungspositionen, neben Großbritannien, Tschechien, den Niederlanden, Schweden, der Slowakei und Lettland. Die sieben Länder verfügen insgesamt über genug Stimmen, um Redings Frauenquote zu blockieren. Zudem sei zu erwarten, dass sich nach der offiziellen Ablehnung durch Deutschland weitere Mitgliedstaaten in der Sitzung am Montag gegen den Kommissionsvorschlag zu Wort melden werden, heißt es in der Mail. EU-Kommissarin Reding will gesetzlich vorschreiben, dass ab dem Jahr 2020 in den Aufsichtsräten von größeren börsennotierten Unternehmen 40 Prozent der Posten mit Frauen besetzt werden müssen.

Unsere Aufträge sind oft ziemlich komplex. Gut, dass unsere kaufmännischen Prozesse jetzt einfach sind.

Mit der Software DATEV Mittelstand erledigen Sie alle kaufmännischen Aufgaben ganz einfach. Vom Angebot bis zur Rechnung. Und durch den komfortablen Datenaustausch mit Ihrem Steuerberater sparen Sie sich Zeit und haben die Zahlen jederzeit im Griff.

Mehr Informationen erhalten Sie bei Ihrem Steuerberater oder unter Tel. 0800 1001116.

[www.datev.de/einfach](http://www.datev.de/einfach)



Kostenlos testen



Zukunft gestalten. Gemeinsam.





PICTURE ALLIANCE / DPA

## DEBATTE

## Wohnen mit Tieren

Bisher konnten Vermieter die Haltung von Hunden und Katzen per Mietvertrag verbieten. Diese Klauseln hat der Bundesgerichtshof nun gekippt: Verbote sind nun noch im Einzelfall möglich, bei Abwägung aller Interessen. Ein kluges Urteil?



### Dafür

**Thomas Niederste-Werbeck**, Chefredakteur der Zeitschrift „Dogs“

Wer Hunde nur als Kläffer oder Dreckschleudern sieht, verkennt ihren Wert für unsere Gesellschaft! Eisige Hausgemeinschaften tauen auf, wenn der vergnügte Terrier durchs Treppenhaus tapst; die ältere Dame fasst sich ans Herz, weil die Kinder von gegenüber ihren Pudel ausführen wollen. Vielerorts entsteht diese reale Nähe nur, weil unsere Hunde hervorragende Mittler darin sind. Wann immer das Zusammenleben von Mensch und Hund begann, vor 16 000 Jahren oder früher, beide Arten gehen heute wie damals eine symbiotische Beziehung miteinander ein. Mehr als 10 Millionen Menschen leben in Deutschland mit Hund. Ihre Rechte als Mieter zu stärken ist ein richtiger Schritt. Mein Appell geht aber weiter: Nicht der Stärkere gewinnt, sondern der, der umsichtig und zum Wohle aller denkt. Schließlich gibt es viele Dinge, über die man stolpern kann. Rollatoren oder Kinderwagen im Hausflur, Zigarettenkippen, nächtlichen Musiklärm, und ja, auch Dauergebell von Haushunden. Jeder Mieter stört Ruhe, jeder Mieter hinterlässt Spuren. Ein friedliches Miteinander entsteht nur durch gelebte Rücksichtnahme – und vernünftiges Recht.



### Dagegen

**Kai Warnecke** von der Eigentümerschutz-Gemeinschaft Haus & Grund

Auf den ersten Blick scheint das Urteil schlüssig und gerecht: Möge doch jeder Mieter mit seinem Haustier glücklich werden können. Doch nicht immer teilen auch die anderen Hausbewohner die Freude am Vierbeiner; mit dem Verbot von Hunden oder Katzen konnten Vermieter bislang ein kinderfreundliches Wohnen offerieren. Wenn die Tierhaltung ab jetzt je nach Einzelfall genehmigt werden muss, ist es damit vorbei. Ein Beispiel: Eine streunende Katze ist für den Katzenfreund kein Problem. Eltern, die feststellen müssen, dass der gemeinschaftliche Sandkasten auch als Bedürfnisanstalt der Katze dient, werten dies sicher anders. Ein Streit unter Mietern, den der Vermieter gern durch verbindliche Regeln zu Tierhaltung vermieden hätte, ist also programmiert. 62 Prozent aller Mietwohnungen werden von privaten Vermietern angeboten. Diese haben oft keine Verwaltung oder Rechtsabteilung, die ihnen in dieser Frage helfen kann. Und im Zweifel werden sie vor Gericht gezerrt – wie schon das Urteil zeigt. Die Folgen dürften also sein: Rechtsunsicherheit, viele Gerichtsverfahren – und vor allem ein gestörter Hausfrieden.

## KONZERNE

## Auftrag für Aufsichtsrat

Der Versicherungskonzern Signal Iduna hat bei einem Bauauftrag offenbar gegen Grundsätze der guten Unternehmensführung verstoßen, der Corporate Governance. Nutznießer war die Firma von Otto Kentzler, der als Präsident des Zentralverbands des deutschen Handwerks eigentlich eine Vorbildrolle übernehmen soll. Bei der Erweiterung der Hauptverwaltung der Signal Iduna, einem 52-Millionen-Projekt in den Jahren 2008 bis 2010, erhielt Kentzlers Firma den Zuschlag für die Dachabdichtung. Schon damals saß der Handwerkspräsident in zwei Signal-Iduna-Aufsichtsräten: dem der Konzern-Holding, wo er 2010 zum stellvertretenden Vorsitzenden aufstieg, und dem der Signal Krankenversicherung a. G., wo er seit 2005 den Posten des Vizes innehatte. Damit profitierte Kentzler von einem Konzern, dessen Gesellschaften er als Aufseher kontrollieren sollte.

Wie die Kentzler GmbH & Co. KG mitteilte, war sie von der Signal Iduna ausdrücklich dazu „eingeladen“ worden, sich „an einer Ausschreibung für Dachdichtungsarbeiten zu beteiligen“. Auch bei einem anderen Konzerngebäude in Dortmund war Kentzler schon zum Zug gekommen. Sowohl die Signal Iduna als auch Kentzlers Firma rechtfertigten die Vergabe damit, dass die Kentzler KG das beste Angebot abgegeben habe. Dass der Vorstandsvorsitzende der Signal Iduna, Reinhold Schulte, wie Juniorchef Heiko Kentzler demselben Rotary-Club in Dortmund-Hörde angehört, habe keinerlei Rolle gespielt. Die Vergabe sei durch ein unabhängiges Ingenieurbüro durchgeführt worden. Dass der Auftrag an Kentzler „rechtlich nicht zu beanstanden“ sei, habe auch ein Gutachten ergeben, das die Signal Iduna nach (!) der SPIEGEL-Anfrage eingeholt hat. Zum Volumen des Auftrags, das nachträglich erhöht wurde, wollten beide Seiten indes keine Angaben machen. Nach dem Corporate-Governance-Kodex für börsennotierte deutsche Unternehmen soll der Aufsichtsrat solch einen Interessenkonflikt in seinem Bericht an die Hauptversammlung öffentlich machen. Bei der nicht börsennotierten Signal Iduna lief es anders. Nach einer internen Erörterung, so ein Unternehmenssprecher, habe man auf eine Veröffentlichung verzichtet, weil der Vorgang marktüblich und das Geschäft nicht wesentlich gewesen sei.

It isn't the way that a shuttle launch looks that's most amazing it's how it feels.

I was in prime position 3 miles away to watch this ~~great~~ great cathedral leave Earth. For the first 20 seconds, it was almost ~~esse~~ silent. And then it hit me — a thunderous rumble so strong it turned my insides to mush. It's a feeling you'd only ever know from living it.

David Shukman  
Science Editor

WHAT YOU SEE ONLY TELLS HALF THE STORY



With journalists in more countries than any other international news broadcaster, we don't just report a story, we live it.

LIVE THE STORY

BBC  
WORLD  
NEWS

BBC  
WORLD  
SERVICE

BBC  
.com

# Die zaghaften Deutschen

Seit 20 Jahren ist die Bundeswehr an Kampfeinsätzen im Ausland beteiligt. Schrittweise gewöhnte die rot-grüne Regierung das Land an eine neue Normalität. Doch nun ist ausgerechnet Schwarz-Gelb dabei, das Erreichte wieder zu verspielen.



Bundeswehrsoldaten nach einem Selbstmordanschlag nahe Kunduz in Afghanistan 2009



CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

Kanzlerin Merkel auf Truppenbesuch 2012: Zurück zur unmündigen Unsicherheit

In dem Gebäude steckt ein Keil, so brutal wie der Stachel des Krieges in der deutschen Geschichte. Eine gigantische Spitze aus Stahl und Glas durchschlägt die Sandsteinfassade des alten Arsenalgebäudes in Dresden. Wie ein Geschoss, das durch die Brust eines Soldaten dringt. Wie der Angriffskeil der britischen Bomber, die am 13. Februar 1945 die Dresdner Altstadt in Schutt und Asche legten.

Mit dem Militärgeschichtlichen Museum der Bundeswehr hat der amerikanische Architekt Daniel Libeskind die deutsche Militärgeschichte nachgebaut. Nichts ist heil, alles zerbrochen. Mitten im Museum klafft eine Wunde, die zugleich Waffe ist.

In anderen Ländern erzählen Militärmuseen von überlegener Technik und heroischen Siegen: Seht her, wir sind Helden! Wie aber kann Deutschland seine Militärgeschichte erzählen, eine Geschichte, deren es sich schämt? Weil sie von Niederlage und Schuld handelt. „Wir wollen keinen Sinn stiften“, sagt Oberst Matthias Rogg, der Direktor des Dresdner Museums, „wir stellen Fragen.“

Da ist die Vitrine mit dem Bundeswehrfahrzeug, Typ „Wolf“, das in Afghanistan von einem ferngesteuerten Sprengsatz schwer beschädigt wurde. Leidlich zusammengeflickt steht es in dem Glaskasten. Unvorstellbar, dass in dem kleinen, schlecht gepanzerten Fahrzeug Soldaten in den Kampf geschickt wurden. Drei von ihnen wurden bei dem Anschlag schwer verletzt.

Neben dem Auto liegen die Stimmkarten von Gerhard Schröder und Angela Merkel für eine der Afghanistan-Abstimmungen im Bundestag. Beschädigte Technik, verwundete Soldaten, politische Verantwortung – was will das dem Besucher sagen? Dass der Afghanistan-Einsatz gescheitert ist? Dass die Bundeswehr schlecht ausgestattet ist? Dass die Politik Schuld trägt? Das Museum verweigert die Antwort. Es will die Mehrdeutigkeit.

Die Deutschen und der Krieg – das ist fast sieben Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg noch immer eine Geschichte, in der nichts selbstverständlich ist. In der vergangenen Woche zeigte das überwältigende Interesse für den ZDF-Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“ einmal mehr, dass Deutschland mit diesem Kapitel seiner Geschichte nicht abgeschlossen hat.

Mehr als siebeneinhalb Millionen Zuschauer sahen in Spitzenzeiten das Drama über die fünf Freunde, deren Schicksal der Krieg einen brutalen Stempel aufdrückte. In den Familien und in den Feuilletons wurde diskutiert, nachgefragt, erinnert. „Waren deutsche Soldaten wirklich so grausam?“ titelte die „Bild“-Zeitung. Und viele Jüngere fragten sich, wie sie sich selbst wohl damals verhalten hätten.

Es ist ein seltsamer Zufall, dass die Bundeswehr ausgerechnet in diesen Tagen, in denen die Nation wieder einmal mit ihrem ewigen Trauma beschäftigt ist, einen denkwürdigen Jahrestag begeht. Am 2. April 1993 beschloss das Kabinett des damaligen Kanzlers Helmut Kohl den ersten internationalen Kampfeinsatz der Bundeswehr. Deutsche Soldaten beteiligten sich an der Überwachung der Flugverbotszone über Bosnien. Es war der erste Krieg, in dem die Bundeswehr kämpfte.

Bosnien stand am Beginn eines langen Weges der Normalisierung, den Deutschland seit dem Ende des Kalten Krieges gegangen ist. Die Bundeswehr steht heute in elf Einsätzen, die vom Bundestag abgesegnet wurden. 6540 Soldaten sind im Auslandseinsatz auf dem Balkan, am Hindukusch oder am Horn von Afrika. „Die Mentalität der Deutschen hat sich, was den Einsatz militärischer Gewalt angeht, verändert“, sagt Verteidigungsminister Thomas de Maizière. „Wir sind da schon einen weiten Weg gegangen.“

Es war Rot-Grün, das in seiner siebenjährigen Regierungszeit das Land gegen



JAWED KARGAR / DPA



**Bundeswehreininsatz im Kosovo 1999:** Schwere Gefechte mitten in Europa

**Raketensystem „Patriot“ der Bundeswehr**

die überwältigende Skepsis der Deutschen in die großen Einsätze ins Kosovo und nach Afghanistan führte. Die Koalitionspolitiker rangen sich die Zustimmung zur deutschen Beteiligung ab, „fast bis zur Selbstzerstörung“, wie der damalige Außenminister Joschka Fischer heute sagt. Sie mutete den traumatisierten Deutschen zu, erwachsen zu werden und die politische Verantwortung zu übernehmen, von der sie der Kalte Krieg verschont hatte.

Mehr als ein Jahrzehnt später ist ausgerechnet eine konservativ-liberale Regierung dabei, das Erreichte wieder zu verspielen. Ob aus Überzeugung oder aus Angst vor dem Wähler – unter Führung von Angela Merkel und Guido Westerwelle ist die deutsche Außenpolitik zur alten, unmündigen Unsicherheit zurückgekehrt. Die Enthaltung in Libyen, das Minimalprogramm in Mali, die Passivität in Syrien – um jeden Preis geht es darum, ein militärisches Engagement zu vermeiden.

Für das internationale Ansehen Deutschlands ist das fatal. Das Wort von der „Kultur der militärischen Zurückhaltung“, das der Außenminister bei jeder Gelegenheit im Munde führt, löst bei den Partnern nur Kopfschütteln aus. Denn es steigen die Erwartungen an Deutschland, das spätestens mit der Euro-Krise zur wirtschaftspolitischen Führungsmacht geworden ist. Der Widerspruch zwischen Deutschlands wirtschaftlicher Stärke und seinen militärischen Selbstzweifeln ist so groß wie nie zuvor.

Der Regierung fehlt der Mut, die Deutschen mit unbequemen Entscheidungen zu konfrontieren. Der unpopuläre Einsatz in Afghanistan hat die deutsche Skepsis

am Sinn militärischer Missionen wieder verstärkt. Andere, erfolgreiche Einsätze werden dagegen ausgeblendet. Wie etwa der im Kosovo, wo bis heute rund 750 Bundeswehrsoldaten stehen. Und kämpfen.

Im Norden des Kosovo erinnern die Einschusslöcher in der einst makellos weißen Hauswand an den Schrecken des vergangenen Sommers. Am 1. Juni 2012 standen sich hier, an der eisernen Brücke im Dorf Rudare, serbische Hardliner und Soldaten der Bundeswehr gegenüber.

Die Aufständischen griffen von der Seite des Hauses mit Kalaschnikows, Jagdgewehren und Pistolen an. Die Bundeswehr, auf der anderen Seite des Ibar-Flusses, feuerte geschützt von einem „Fuchs“-Panzer 1500 Schuss zurück. Am Ende waren zwei deutsche Soldaten und mehrere Serben verwundet. Ein schweres Gefecht, mitten in Europa, im Jahr 2012.

Für einen kurzen Moment kehrte der Kampfeinsatz der Bundeswehr wieder ins Bewusstsein zurück. Deutschland erinnerte sich, dass zwei Flugstunden von zu Hause junge Deutsche in einem lebensgefährlichen Einsatz stehen.

Heute ist die eiserne Brücke über den Ibar-Fluss wieder frei befahrbar, statt Panzern und Rebellen stehen Kinder am Straßenrand und winken, junge Männer schrauben an ihren Autos herum. In Deutschland hat man schon wieder das Interesse verloren. „Wir sind hier so etwas wie der vergessene Einsatz“, sagt Zugführer Robert Altmann. „Dabei ist Kfor eine Erfolgsgeschichte.“ Es gebe einen Plan, klare Etappen, ein genaues Ziel. Anders als beim Afghanistan-Einsatz stellt sich den Soldaten hier nicht die Sinnfrage.

Der Beschluss zum Kosovo-Einsatz im Herbst 1998 war der Wendepunkt in der deutschen Außenpolitik. Kampfflugzeuge der Bundeswehr patrouillierten über Gebieten, in denen keine 60 Jahre zuvor Soldaten der Wehrmacht gemordet hatten, und das ohne Mandat des Uno-Sicherheitsrats. Es war ein Einsatz, der mit allen Tabus der deutschen Nachkriegsgeschichte brach.

Keine andere Partei tat sich mit dieser Entwicklung so schwer wie die Grünen. „Ich habe als Kind zwei Dinge gelernt: ‚Nie wieder Krieg‘ und ‚Nie wieder Auschwitz‘“, erinnert sich der frühere Außenminister Joschka Fischer. „Diese beiden Maximen gerieten in Konflikt. Ich musste das ‚Nie wieder Krieg‘ drangeben.“

Für viele in CDU und SPD war es auch ein schwieriger Weg. Aber beide Parteien kannten das Regierungsgeschäft. Sie hatten wichtige außenpolitische Entscheidungen der alten Bundesrepublik mitgetragen. Sie wussten, dass die westlichen Partner von dem vereinten Deutschland erwarteten, sich nicht nur mit Geld an Kampfeinsätzen zu beteiligen. Gerhard Schröder warnte in der entscheidenden Bundestagssitzung am 16. Oktober 1998 vor dem „verheerenden Ansehens- und Bedeutungsverlust“, den ein Nein zum Kosovo-Einsatz für Deutschland nach sich ziehen würde.

Fischer konnte in seiner Partei nicht so nüchtern argumentieren. Die Grünen waren zu großen Teilen aus der Friedensbewegung hervorgegangen. Der Pazifismus gehörte neben dem Widerstand gegen die Atomkraft zur DNA der Partei. Doch dann ermordeten im Juli 1995 in Srebrenica serbische Milizen unter den Augen niederländischer Uno-Sol-



AXEL SCHMIDT / DAPD (M.); STEFFEN KUGLER / BPA / PHOTOETHIK (R.)

in der Türkei: Langer Weg der Normalisierung

daten fast 8000 bosnische Muslime. Seit diesem Massaker war klar, dass man auch durch Untätigkeit Schuld auf sich laden konnte.

Auf einem Sonderparteitag der Grünen zum Kosovo im Mai 1999 wurde Fischer von einem Kriegsgegner mit einem Farbbeutel beworfen. Bündnistreue reichte in dieser Atmosphäre nicht aus, um die Teilnahme am Krieg zu begründen. Auch die dunkelste Seite der deutschen Geschichte, Auschwitz, musste herhalten.

Dass ausgerechnet die Partei der Friedensbewegten ja zum Krieg sagte, machte einen neuen gesellschaftlichen Konsens möglich. Es waren Politiker, die die Folgen des Zweiten Weltkriegs noch miterlebt hatten, die ihn durchsetzten. Schröders Vater war im Krieg gefallen, Fischers Eltern hatten 1946 aus Ungarn fliehen müssen. Schröders Vorgänger



Trauerfeier für getöteten Soldaten in Afghanistan 2010: Blutige Realität

Kohl, der erstmals deutsche Soldaten auf Auslandsmission unter anderem nach Kambodscha und an den Persischen Golf geschickt hatte, war 15, als der Krieg zu Ende ging.

Der Kampf um die Normalisierung der deutschen Außenpolitik hätte vermutlich länger gedauert, wenn die Grünen nicht an der Regierung gewesen wären. Seit der Kosovo-Entscheidung aber war klar, dass auch künftige Regierungen Auslandseinsätze der Bundeswehr nicht mehr prinzipiell ablehnen, sondern als letztes Mittel in Erwägung ziehen würden.

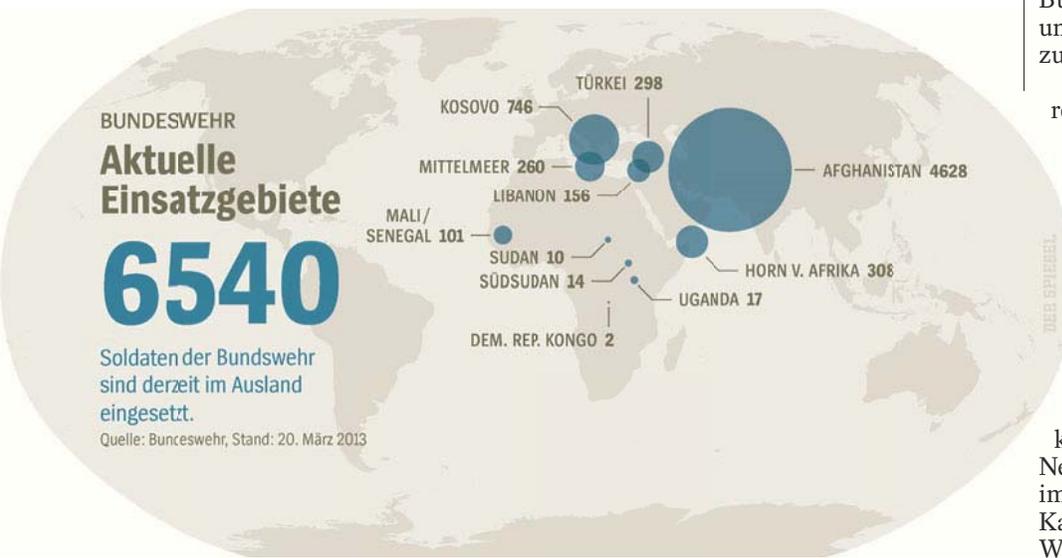
Das war immer häufiger der Fall. Deutsche Soldaten sollten den Frieden in Ländern wie dem Kongo, Somalia und dem Südsudan sichern helfen. Auf Wunsch Israels kämpft die deutsche Marine seit 2006 sogar vor der Küste des Libanon gegen den Waffenschmuggel.

Die Art der Debatten, die Trotz-oderwegen-Auschwitz-Diskussion, prägte die Haltung der Deutschen zu Auslandseinsätzen. Anders als Verbündete wie Frankreich oder die USA beharrten die Bundesbürger darauf, dass deutsche Soldaten nicht in erster Linie in die Welt hinausziehen dürfen, um deutsche Interessen zu verteidigen. Es musste immer um eine höhere Moral gehen.

Das galt auch für den bislang größten Einsatz der Bundeswehr. Als die USA nach den Terroranschlägen des 11. September 2001 in Afghanistan einmarschierten, standen die Deutschen an ihrer Seite. Schröder argumentierte erneut mit der Bündnisolidarität. Auf die Unterstützung von Union und FDP konnte er setzen, doch in den Regierungsparteien SPD und Grüne gab es heftigen Widerstand. Der Kanzler musste im November 2001 im Bundestag die Vertrauensfrage stellen, um eine Mehrheit in den eigenen Reihen zu bekommen.

Bündnistreue und Terrorbekämpfung reichten aber nicht aus. Ohne einen moralischen Überbau ging es nicht, und so hieß es, man kämpfe schließlich auch für Demokratie und Frauenrechte. Doch als klar wurde, dass diese Ziele nicht erreicht werden konnten, sank die Zustimmung. Inzwischen befürworten nur noch 38 Prozent der Deutschen den Einsatz.

Mit Afghanistan hatte die Bundesrepublik gezeigt, dass es keinen deutschen Sonderweg mehr gab. Deshalb konnte sich die Schröder-Regierung das Nein zum amerikanischen Angriff im Irak im März 2003 leisten. Die Absage des Kanzlers an die Kriegspläne von George W. Bush war der Moment, in dem die





Konzentrationslager Auschwitz 1944: Dunkelste Seite der deutschen Geschichte

deutsche Außenpolitik endgültig erwachsen geworden war.

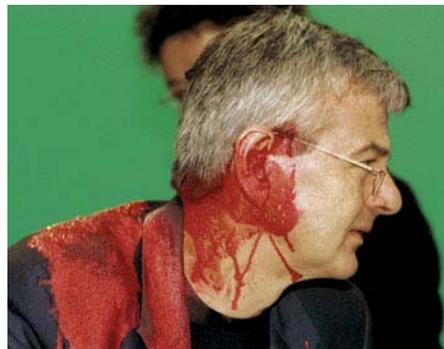
Alles sprach dafür, dass eine schwarzgelbe Regierung diesen außenpolitischen Weg energisch weitergehen würde. Doch tatsächlich beschäftigten sich die konservativen Verteidigungsminister mit einem anderen Problem. Spätestens mit den Bodenkämpfen in Afghanistan wurde klar, dass sich die deutsche Gesellschaft noch lange nicht an die blutige Realität eines Krieges gewöhnt hatte.

52 deutsche Soldaten wurden getötet, und die Bundeswehr tötete selbst. Bei der vom deutschen Oberst Georg Klein befohlenen Bombardierung zweier Tanklaster bei Kunduz starben über hundert Menschen, die Mehrzahl Zivilisten. Das war für ein Volk, das nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs zum friedliebendsten der Welt werden wollte, schwer erträglich.

Mit dem Afghanistan-Einsatz kehrte die Sprache des Krieges nach Deutschland zurück: Gefallene, Veteranen, Krieg. Jedes Wort wurde nach mühsamen Debatten wieder in Gebrauch genommen. 17 Jahre nach dem ersten Kriegseinsatz der Bundeswehr bezeichnete die deutsche Politik Kampfeinsätze wieder als das, was sie sind: als Krieg.

Das Tabu, das die Verbindung von „Deutschland“ und „Krieg“ untersagte, wurde nicht zufällig von einem Verteidigungsminister der Enkelgeneration überwunden: von Karl-Theodor zu Guttenberg. „Zur Außen- und Sicherheitspolitik eines vereinten Deutschland muss gehören, dass wir Begriffe wie Krieg, Veteranen, Gefallener normal verwenden“, sagt sein Nachfolger de Maizière heute.

Der konservative Minister ist überzeugt davon, dass eine Armee, die sich immer wieder im Krieg befindet, Symbole und Rituale braucht. Orden, Ehrenmäler, Veteranen-Gedenken. Auch das



Außenminister Fischer\*  
„Fast bis zur Selbsterstörung“

war im Deutschland der Nachkriegszeit lange tabu.

Ganz bewusst setzt sich de Maizière dafür ein, dass der Soldatenberuf mit allen seinen Konsequenzen wieder zur Normalität wird. Dazu gehört, dass Deutschland mittlerweile einen Veteranenverband hat. Seit drei Jahren residiert in Berlin der Bund Deutscher Veteranen, der Lobbyverband der Kriegsheimkehrer.

Dialog, Fürsorge, Kameradschaft, Hilfe – das sind die Stichwörter, mit denen der Verband sein Angebot an die Heimkehrer beschreibt. Er setzt sich dafür ein, dass die Leistungen von Bundeswehrsoldaten im Auslandseinsatz besser anerkannt werden, materiell und ideell.

Die Veteranen sollen von der Gesellschaft wahrgenommen werden. Ein Vertreter des Verbands tritt deshalb regelmäßig in der Berliner Schaubühne auf, nach der Aufführung von Wolfgang Borcherts berühmtem Kriegsheimkehrer-Drama „Draußen vor der Tür“. Er stellt die Arbeit des Veteranenverbands vor und gibt einen Einblick ins Leben der Soldaten.

100 deutsche Soldaten kamen bei Auslandseinsätzen bislang ums Leben. Im

\* Nach einer Farbbeutelattacke in Bielefeld 1999.

Sommer 2010 richtete das Verteidigungsministerium erstmals eine Ansprechstelle für Hinterbliebene ein. Zuständig für den Umgang der Truppe mit Gefallenen wurde die Sozialdemokratin Birgitt Heidinger, deren Brüder und Sohn einst den Wehrdienst verweigert hatten. Warum sie? „Ich bin nicht mehr ganz jung, trage keine Uniform. Und ich bin eine Frau“, sagt Heidinger.

Sie kümmert sich um die Hinterbliebenen, wenn die erste Zeit intensiver Betreuung vorbei ist. „Dann kommt das Loch“, sagt sie. Sie telefoniert, führt Gespräche und organisiert Reisen nach Afghanistan, in das ferne Land, wo der Mann, Sohn, Bruder getötet wurde: „So können die Angehörigen die innere Ruhe wiedererlangen.“

Viele der Hinterbliebenen klagen darüber, dass ihnen im Bekanntenkreis immer wieder ein Argument begegnet: Du hättest doch wissen müssen, dass man als Soldat sterben kann. Es klingt wie: Stell dich doch nicht so an. Als würde es den Schmerz lindern, dass der Tod zum Berufsrisiko gehört. Als wäre die Dankbarkeit, die die Gesellschaft ihren Soldaten schuldet, mit dem Sold abgeglichen. Es ist eine Art, das eigene Mitgefühl zu verdrängen und die Verantwortung von sich zu weisen. „Das ist ein wiederkehrendes Muster“, sagt Heidinger.

Kein anderes westliches Land habe eine Ansprechstelle für Hinterbliebene. Schon wieder ein deutscher Sonderweg. Vielleicht, meint Heidinger, habe Deutschland es auch besonders nötig: „Was das Verhältnis der Gesellschaft zu den eigenen Soldaten angeht, ist Deutschland noch immer kein normales Land.“

Bundespräsident Horst Köhler konstatierte vor einigen Jahren ein „freundliches Desinteresse“ der Gesellschaft an der Bundeswehr. Der jetzige Amtsinhaber Joachim Gauck forderte unlängst, die Bundeswehr müsse einen Ort in der Mitte der Gesellschaft haben. Sie sei, bemängelte er, im öffentlichen Bewusstsein nicht sehr präsent.

De Maizière sieht das anders, steht damit aber ziemlich allein. Er ist überzeugt, dass die Auslandseinsätze „die emotionale Nähe zwischen Bevölkerung und Soldaten befördert“ haben. Interesse und Wertschätzung für die Bundeswehr hätten durch den harten Einsatz in Afghanistan zugenommen. Das klingt, als wollte der Minister die Normalität, die er sich wünscht, herbeireden.

Generalmajor Volker Halbauer ist seit September der Kommandeur der internationalen Mission im Kosovo. Er ist ein unaufgeregter Mensch. Wenn man ihn fragt, was sich im Verhältnis der Deutschen zu den Einsätzen verändert hat, spricht er zuerst von seinen Leuten. In den Köpfen der Militärs „haben wir es gedreht bekommen“, sagt er. Und die

Was bringt die EU jedem einzelnen Bürger?

Welche wirtschaftlichen Vorteile haben wir in Deutschland von der EU?

Welche Fortschritte haben wir für einen stabilen Euro erreicht?

Warum gelingt Europa nur gemeinsam?

Die Bundesregierung

Europa macht uns stark – wir machen uns für Europa stark

Gewinnen Sie 2 InterRail Pässe!  
(z. Rückreise)

Hier war jemand schneller als Sie.  
Sie können die fehlende Broschüre rund um die Uhr bestellen

Servicetelefon: 0180 577 8090\*  
Servicefax: 0180 577 8094\*  
Per Post: Publikationsversand der Bundesregierung,  
Postfach 48 10 09, 18132 Rostock  
E-Mail: publikationen@bundesregierung.de

\* 14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunk max. 42 Cent/Min.



„Deutschland ist ein starkes Mitglied der europäischen Familie. Wir haben sogar einen guten Teil unserer Stärke dieser Familienmitgliedschaft zu verdanken. Und wir haben als Deutsche ein großes Interesse daran, dass die Familie weiter zusammenhält. Deshalb engagiert sich die Bundesregierung, engagiere ich mich so sehr dafür, dass wir die Staatsschuldenkrise im Euro-Raum überwinden und durch bessere Regelungen verhindern, dass so eine Krise neu entstehen kann.“

Aus dem Vorwort von  
Bundeskanzlerin Angela Merkel

[www.bundesregierung.de](http://www.bundesregierung.de)

Gesellschaft? „Die Bevölkerung hat diese Umdrehung nicht mitgemacht.“

Vor allem der Afghanistan-Einsatz hat der historischen Skepsis am Sinn militärischer Interventionen neue Argumente geliefert. Deutschland erlebt einen Rückfall in den Pazifismus. Und die Politik passt sich an. Für Angela Merkel war diese Haltung nicht immer selbstverständlich.

Als Schröder vor zehn Jahren eine deutsche Beteiligung am Irak-Krieg ausschloss, stellte sie sich auf die Seite der Bellizisten. Die damalige Oppositionsführerin warnte in einem „Brief an alle Deutschen“ vor Schröders Haltung. Es sei klar, dass Deutschland „an der Seite der USA und ihrer Verbündeten stehen muss“.

Westerwelle war dagegen sein Leben lang Populist. Er macht das, was ihm die meisten Stimmen einzubringen scheint. Und so hatte er die FDP schon in der Opposition auf einen Kurs geführt, der die Deutschen auf ihre traditionelle Rolle als zahlender Zuschauer beschränken wollte. Als der Bundestag im September 2006 auf israelischen Wunsch beschloss, Kriegsschiffe vor die libanesische Küste zu schicken, stimmte die FDP dagegen.

Bei seinem Amtsantritt als Außenminister machte Westerwelle den Abzug der amerikanischen Atombomben in Deutschland zu einer seiner Top-Prioritäten. Das Kanzleramt musste die Amerikaner beruhigen. Merkel hat ein besseres Gespür für die Wünsche der deutschen Partner, aber auch sie treibt die Sorge um, dass Auslandseinsätze Wählerstimmen kosten könnten.

Es sind bezeichnenderweise Grünen-Politiker, die die zögerliche Haltung der Regierung am stärksten kritisieren. Die moralisch aufgeladenen Diskussionen um Kosovo und Afghanistan haben dazu geführt, dass einige führende Grüne militärische Einsätze aus humanitären Gründen propagieren.

So fordert Daniel Cohn-Bendit, der Co-Vorsitzende der Grünen-Fraktion im Europaparlament, Waffenlieferungen an die syrische Opposition und kritisiert Westerwelle als Billig-Pazifisten. „Deutschland will die pazifistische Dividende, die Drecksarbeit sollen andere machen“, schimpft er. Der grüne Spitzenkandidat Jürgen Trittin war einer der Ersten, die ein entschiedenes deutsches Engagement in Mali forderten.

Die konservativ-liberale Regierung dagegen ist auffallend orientierungslos.



Militärhistorisches Museum Dresden: *Stachel des Krieges*

Das zeigte sich vor allem bei ihrer bislang folgenschwersten außenpolitischen Entscheidung. Am 17. März 2011 stimmte der Uno-Sicherheitsrat über einen Militäreinsatz in Libyen ab. Alle Bedingungen, die Berlin für ein Eingreifen genannt hatte, waren erfüllt. Dennoch musste sich der deutsche Uno-Botschafter Peter Wittig als einziger des Westens bei der Abstimmung enthalten.

Nach der Entscheidung beteuerte Merkel, Deutschland stehe an der Seite der Bündnispartner. Doch in Wirklichkeit zog die deutsche Marine überstürzt ihre Schiffe ab, die vor der Küste Libyens das Waffenembargo überwachen sollten. Und schon war sie wieder da, die Frage nach der Zuverlässigkeit der Deutschen, die doch eigentlich beantwortet schien.

Libyen war kein Einzelfall. Als die Franzosen im Januar Beistand für ihre Mali-Mission erwarteten, erklärte Westerwelle ebenso eilig wie lautstark, was die Deutschen auf keinen Fall leisten würden. Militärischen Beistand zum Beispiel.

Das zaghafte deutsche Auftreten in der internationalen Politik steht im auffälligen Gegensatz zu Merkels Agieren in der Euro-Krise. In der EU hat Deutschland die Führungsrolle übernommen, mit allen Konsequenzen. In Griechenland werden Hakenkreuzfahnen geschwenkt, im italienischen Wahlkampf und in Zypern wird die Kanzlerin zur Hassfigur erklärt.

54 Prozent der Deutschen sahen vergangenen Sommer keinen Sinn in den Milliardenhilfen für die Euro-Länder, doch gleichzeitig bekannten 66 Prozent, dass sie mit der Kanzlerin zufrieden seien. Der Unterschied zwischen beiden Zahlen ist das, was politische Führung ausmacht. Den Mut auch zu unpopulären Entscheidungen.

In der Außen- und Sicherheitspolitik fehlt dieser Mut. Der Außenminister beschränkt sich weitgehend darauf, in rhythmischen Abständen Zurückhaltung anzumahnen, und zeigt sich ansonsten tief besorgt. Und seine Chefin, die Kanzlerin, setzt auf eine andere Strategie: Frieden schaffen mit deutschen Waffen.

Statt sich militärisch zu engagieren, liefert die schwarz-gelbe Koalition lieber Waffen in explosive Regionen. Partnerländer in den schwierigen Weltgegenden sollen durch Rüstungsexporte „ertüchtigt“ werden, wie Merkel das nennt. Zu diesen Partnern gehören autoritäre Regime wie Saudi-Arabien.

Deutschland wird aus historischen Gründen seine Skrupel gegen Militäreinsätze nie ganz und gar überwinden. Das ist auch gut so. Aber eine Politik, die darauf abzielt, die notwendigen Auseinandersetzungen in jedem Einzelfall von vornherein zu vermeiden, entmündigt die Bürger. Politische Führung würde den Deutschen wieder zumuten, sich ihrer Verantwortung zu stellen, auch wenn sie dann nicht immer für alle die Guten sein können. So wie in der Euro-Krise.

Hubert Védrine kennt die deutsche Außenpolitik so gut wie nur wenige – ab 1981 war er außenpolitischer Berater unter François Mitterrand, dem er während dessen ganzer Amtszeit diente, von 1997 bis 2002 war er französischer Außenminister.

Védrine bedauert, dass die deutsche Sicherheitspolitik nach Schröder und Fischer weniger klar wurde. Unter einer rot-grünen Regierung, glaubt er, „hätte Deutschland sich in Libyen nicht enthalten und bei Mali mehr gemacht“. Védrines Botschaft an Deutschland ist: „Habt keine Angst vor euch selbst, die Geschichte ist lang her.“

CHRISTIANE HOFFMANN, RALF NEUKIRCH,  
GORDON REPINSKI, MATHIEU VON ROHR

**Lesen Sie weiter auf Seite 134:**

Wie das TV-Drama „Unsere Mütter, unsere Väter“ das Land bewegt

**Lesen Sie im nächsten Heft:**

Altkanzler Schröder zweifelt im SPIEGEL-Gespräch am Sinn des Afghanistan-Einsatzes.

# Weg mit den Aktenschränken. Her mit der Cloud.

**Der MFP. Neu definiert von HP.** Wir haben den bekannt zuverlässigen HP LaserJet Drucker fit gemacht für die Cloud. Indem wir neue, innovative Funktionen ergänzt haben, die Ihnen die Arbeit erleichtern. Die erweiterten Dokumentenmanagement-Funktionen, mit denen Sie Ihre papiergestützten und digitalen Workflows effizienter gestalten können. Hohe Sicherheitsstandards und eine zentrale Steuerung, die Ihnen die Verwaltung einer größeren Druckerflotte erheblich vereinfachen.

Lernen Sie die neuen HP LaserJet Flow Multifunktionsdrucker kennen:

[hp.com/de/mfp](http://hp.com/de/mfp)

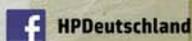
Oder rufen Sie uns an:

**069-9999 15492<sup>1</sup>**

Make it matter.



Folgen Sie uns auf:



Abgebildetes Modell: HP LaserJet Enterprise 500 color flow MFP M575c mit Zusatzoptionen Papierzuführung (CF084A) und Printer Cabinet (CF085A).

© 2013 Hewlett-Packard Company, L.P.

<sup>1</sup>Die Kosten für den Anruf hängen vom jeweiligen Vertrag mit Ihrem Telefonanbieter ab. Bitte erkundigen Sie sich bezüglich der Gebühren für den Anruf einer Festnetznummer direkt bei Ihrem Telefonanbieter.



**Demonstranten in Nikosia:** Die Bürger der Inselrepublik sehen sich als unschuldige Opfer einer rücksichtslosen Rettungspolitik

SCHULDENKRISE

# Der Tabubruch

Das Gezerre um die Zypern-Rettung zeigt ein tiefgespaltenes Europa. Der Norden will keine Schwarzgeldoasen finanzieren, im Süden wächst die Wut auf Deutschland. Zerbricht die Währungsunion an ihren politischen Widersprüchen?



FLIP SINGER / DPA

Gerade einmal vier Wochen ist es her, dass Angela Merkel ihren „sehr geehrten“ Kollegen mit Freundlichkeiten überhäufte. „Sehr herzlich“ gratuliere sie zum Wahlerfolg, telegrafierte die Kanzlerin Zyperns frisch gekürtem Präsidenten Nikos Anastasiades. Sie freue sich auf eine „enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit“.

Daraus ist nicht viel geworden, wie Merkel vergangenen Freitag vor der Unionsfraktion im Berliner Reichstag einräumte. Es gehe zwar nicht darum, ein Exempel zu statuieren, sagte Merkel. Aber man werde „auch nicht einknicken“. Für das Land, fügte sie hinzu, werde es „keine Sonderbehandlung“ geben.

Die Inselrepublik im östlichen Mittelmeer ist wirtschaftlich ungefähr so bedeutend wie Bremen, und doch blickten vergangene Woche Bürger und Politiker gebannt auf den hochverschuldeten Kleinstaat am Rande des Kontinents. Nachdem das Parlament in Nikosia einen ersten Rettungsplan aus Brüssel verworfen hatte, jagte in Berlin, Frankfurt am Main und Brüssel eine Krisensitzung die andere. Finanzkonzepte wurden verworfen und wieder aufgelegt, und schließlich setzte die Europäische Zentralbank (EZB) die Inselrepublik unter maximalen Druck: Entweder lenkt Zypern in letzter Sekunde ein, so lautete die Botschaft von EZB-Chef Mario Draghi, oder es droht die erste Staatspleite innerhalb der Währungsunion.

Am späten Freitagabend schien der Inselstaat auf die Bedingungen der internationalen Geldgeber für Hilfskredite einzugehen; trotzdem bereitete sich Europa weiter auf den Fall der Fälle vor.

Auch die Zyprioten trafen Vorkehrungen. Die Banken des Südländes heuerten angeblich schon Sicherheitskräfte an, um für einen Ansturm wütender Kunden gerüstet zu sein. In der Krisenrepublik erlebten die Bürger, was es heißt, wenn einem Land buchstäblich das Geld ausgeht. Viele Tankstellen akzeptierten nur noch Bares, mancher Kioskbesitzer machte seinen Laden zu, weil ihm das Wechselgeld ausgegangen war.

Die Zyprioten wissen jetzt, was es heißt, am Abgrund zu stehen, die seit drei Jahren schwelende Euro-Krise erreichte ein neues Stadium. Erstmals lehnte sich ein Parlament gegen die Vorgaben der internationalen Geldgeber auf, erstmals wollten die Euro-Politiker auf die Spargroschen von Bürgern zugreifen – weshalb sich die Menschen in allen Teilen des Kontinents fragten, ob ihr Geld noch sicher ist (siehe Kommentar Seite 32).

Ein beispielloser Nervenkrieg war zu beobachten, der viele Mitteleuropäer über den Nationalcharakter der Zyprioten rätseln ließ: Sind die nun besonders abgebrüht, besonders verzweifelt oder einfach nur irre?

Fassungslos suchten die Regierenden in Brüssel, Paris oder Berlin nach der richtigen Antwort. Wie weit darf man einem Krisenland entgegenkommen, ohne sich selbst unglaublich zu machen? Ab wann gefährdet ein Schuldenstaat das gesamte Finanzsystem, und warum kann es trotzdem richtig sein, es in den Bankrott zu schieken? Und nicht zuletzt: Wie rettet man ein Land, das sich nicht retten lassen will?

Es ging um Risiko und Vertrauen, um europäische Solidarität und die Basis der merckelschen Krisenpolitik: Hilfe gegen Reformen, mit diesem Rezept schien die Kanzlerin in den vergangenen Monaten den drohenden Zerfall des Gemeinschaftsgeldes gestoppt zu haben. Die Anleger hatten sich beruhigt, Kapital strömte zurück in den Süden, und Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) gab sich in den vergangenen Wochen genauso entspannt wie die Märkte.

Doch was eine Währungsunion im Kern zusammenhält, sind weder Haushaltsdaten noch Sparprogramme und auch nicht die Erklärungen von Finanzministern und Zentralbankchefs, so gut sie an den Börsen auch ankommen. Der wichtigste Klebstoff einer Geldgemeinschaft ist das gegenseitige Vertrauen ihrer Mitglieder, und das ist in den vergangenen Monaten drastisch geschwunden. Im Norden zweifeln viele am Reformwillen der Politiker in Rom oder Athen, im Süden wächst die Wut über die Spardiktate aus Berlin, Brüssel und Frankfurt.

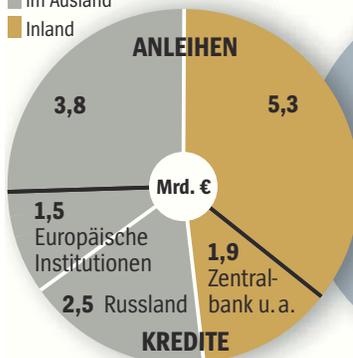
Zyperns Schulden ...

15 Mrd. €

Stand: Ende 2012

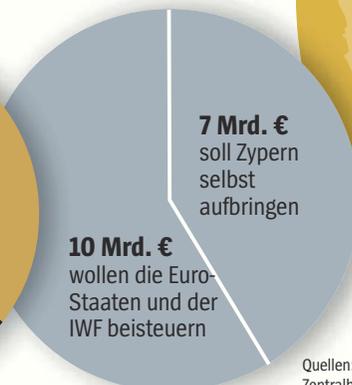
im Ausland

Inland



... der Finanzbedarf ...

17 Mrd. €

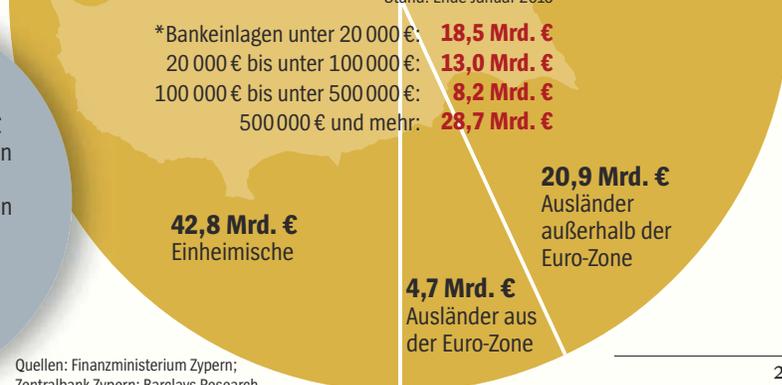


... und die Bankeinlagen

68,4 Mrd. €\*

Stand: Ende Januar 2013

\*Bankeinlagen unter 20 000 €: 18,5 Mrd. €  
 20 000 € bis unter 100 000 €: 13,0 Mrd. €  
 100 000 € bis unter 500 000 €: 8,2 Mrd. €  
 500 000 € und mehr: 28,7 Mrd. €



Quellen: Finanzministerium Zypern; Zentralbank Zypern; Barclays Research

Die Bruchstellen sind auf dem ganzen Kontinent zu finden, in keinem anderen Fall aber treten sie klar hervor wie auf Zypern. Die Regierenden in Berlin halten den Kleinstaat für eine Schwarzgeldoase reicher Russen, die dringend geschlossen werden muss. Die Inselbewohner dagegen fühlen sich als unschuldige Opfer einer rücksichtslosen Rettungspolitik. Neun Monate verhandelten Zyprioten und andere Europäer in Brüssel über eine Lösung der Krise, doch es war, als lebten sie auf unterschiedlichen Planeten.

So besehen ist das Debakel um den verschuldeten Inselstaat mehr als nur eine weitere Finanzkrise am südöstlichsten Rand Europas. Es ist ein Fanal für die gesamte Währungsunion. Wenn die Euro-Zone zerbricht, dann nicht nur an ihren ökonomischen Widersprüchen, sondern am mangelnden Einigungswillen ihrer Mitglieder. Vom „Sonderfall Zypern“ sprachen vergangene Woche Europas Rettungspolitiker, tatsächlich könnte die Inselkrise zum Vorbote eines noch immer denkbaren Euro-Crashes werden.

Niemanden würde das mehr bekümmern als Klaus Regling, den Chef des europäischen Rettungsschirms ESM. Der ehemalige Spitzenbeamte des Bundesfinanzministeriums ist seit Monaten in der ganzen Welt als Vortragsreisender unterwegs. Vergangenen Montag steht er auf einer schmalen Bühne in der Berliner Friedrich-Ebert-Stiftung und versprüht unverdrossen Optimismus. Die Euro-Zone sei auf einem schwierigen Weg, räumt Regling ein. Aber, so ruft er dem Publikum zu: „Relevante Daten zeigen, dass die Strategie wirkt.“

Im Publikum schütteln sie ungläubig die Köpfe, doch der 62-Jährige lässt Fakten sprechen. Auf seinen Folien zeigen bunte Kurven, wie sehr die Krisenländer in den vergangenen Jahren gespart und gekürzt haben. In Rom und Madrid wurden Ausgabenschnitte und Steuererhöhungen in Höhe von Dutzenden Milliarden Euro beschlossen.

Dank des brachialen Konsolidierungskurses ist es den überschuldeten Ländern gelungen, ihre Haushaltsdefizite im Verhältnis zur Wirtschaftsleistung drastisch zu reduzieren. So hat Griechenland sein Minus binnen drei Jahren um fast zehn Prozentpunkte verkleinert, ein Rekordwert unter den entwickelten Staaten der Erde. Hätte Deutschland ähnlich radikal gestrichen, hätten die Finanzminister von Bund und Ländern sowie die Kämmerer der Kommunen seit 2009 auf rund 250 Milliarden Euro verzichten müssen.

Doch es wurde nicht nur gespart, die Regierungen von Rom bis Lissabon packten auch überfällige Reformen an. In Portugal erleichterte die Regierung den Zugang zu bislang geschützten Berufen und strich Feier- und Urlaubstage. Spanien lockerte den Kündigungsschutz. In Grie-



Präsident Wladimir Putin in Sotschi: Günstige Bedingungen für reiche Russen

chenland kappte die Regierung den Mindestlohn um fast ein Viertel, für Jugendliche sogar um ein Drittel. Die Regierung in Rom hob das Rentenalter an.

Und, wichtiger noch, die Politik zeigte die erhoffte Wirkung. In ganz Südeuropa kauften die Bürger weniger Waren aus dem Ausland, dafür wurde mehr exportiert. Entsprechend sanken die Leistungsbilanzdefizite in den südeuropäischen Krisenländern auf wenige Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP). Sie führen inzwischen sogar mehr Waren aus als vor Ausbruch der Krise.

Kein Wunder, dass Rettungsfonds-Chef Regling sagt: „Ehrlich gesagt fehlt mir manchmal das Verständnis dafür, dass in Deutschland diese Fortschritte oft nicht wahrgenommen werden.“

Das Problem ist: Während Europa sich ökonomisch angleicht, driftet es politisch auseinander. Die Reformen haben den Süden des Kontinents konkurrenzfähiger gemacht, aber bei den Menschen kommen die Erfolge nicht an. Im Gegenteil, von Madrid bis Rom verharrt die Arbeitslosigkeit auf Rekordniveau, und die Zahl der Armen wächst. Von einer „Zeitverschiebung“ sprach der scheidende italienische Ministerpräsident Mario Monti auf dem jüngsten EU-Gipfel.

Der Mann weiß, wovon er redet, schließlich wurde er deshalb vor einem Monat abgewählt. Obwohl Italien Gründungsland der EU sei und er seine Politik den Bürgern ausführlich erklärt habe, hätten die Europa-Gegner die Wahlen in seinem Land gewonnen, klagte der frühere EU-Kommissar.

Wie in Italien wenden sich derzeit in fast allen südeuropäischen Krisenstaaten die Menschen von Europa ab. In Grie-

chenland nehmen die Proteste gegen die Sparpolitik zu, obwohl die Regierung bestimmte Reformen noch gar nicht umgesetzt hat. In Athen wachsen die sozialen Konflikte genauso wie in Spanien, wo mittlerweile jeder zweite Jugendliche arbeitslos und die Regierung von Ministerpräsident Mariano Rajoy durch einen Korruptionsskandal ins Wanken geraten ist. In Frankreich sieht sich Staatspräsident François Hollande mit einem neuen Umfragetief konfrontiert, überholt von der Europa-Gegnerin und Chefin des rechtsextremen Front national, Marine Le Pen.

Die Anti-Euro-Stimmung im Süden wiederum befeuert die Währungsskeptiker im Norden. In Deutschland, Finnland oder den Niederlanden waren sie schon immer der Ansicht, die Mittelmeerländer seien zu ökonomischer Erneuerung nicht fähig. Nun können sie zum Beleg auf Italiens Wahlsieger Beppe Grillo und Silvio Berlusconi verweisen, die öffentlich mit einem Euro-Austritt liebäugeln.

Das Misstrauen sitzt in ganz Europa tief, aber nirgendwo sitzt es so tief wie zwischen Deutschen und Zyprioten. Monatlang verhandelten die Euro-Retter über eine Lösung für das hochverschuldete Land, am Ende fehlten immer noch 5,8 Milliarden Euro von den 7 Milliarden Euro, die das Land zu seiner Rettung selbst aufbringen sollte.

Es geht schon damit los, dass die Inselbewohner sich nicht als Schuldige, sondern als Opfer der Krise sehen. Schließlich gerieten ihre Megabanken vor allem deshalb in Schieflage, weil Europa einen Schuldenschnitt für griechische Staatsanleihen verfügte, von denen viele in den Depots ihrer Geldhäuser lagerten.



PETROS GIANNAKOURIS / AP

**Warteschlange vor Geldautomat in Nikosia: Ansturm wütender Kunden**

Nun fühlen sie sich „wie Laborratten“, sagen die Zyprioten, die in der vergangenen Woche gegen das EU-Hilfspaket auf die Straße gingen. Sie waren sicher, dass die Anführer der Euro-Gruppe keinem anderen Mitgliedsland eine Zwangsabgabe für Sparer zugemutet hätten. Beim kleinen und schwachen Zypern aber, so das vorherrschende Gefühl, könne man das ja einmal ausprobieren.

Die Schuldigen waren schnell ausgemacht. Auf einer Karikatur in der zypriotischen Tageszeitung „O Phileleftheros“ wurden Angela Merkel, Wolfgang Schäuble und IWF-Präsidentin Christine Lagarde als schwertzückende Hunnen dargestellt. Und dass Schäuble das zypriotische Geschäftsmodell als „nicht mehr tragfähig“ bezeichnete, nannte ein Journalist derselben Zeitung „faschistisch“.

Der deutsche Finanzminister ist längst zum Symbol für die kaum noch überbrückbaren Gegensätze zwischen dem Mittelmeerstaat und Deutschland geworden. „Die gegenseitige Wahrnehmung unserer Länder ist leider total verzerrt“, klagt ein zypriotischer Diplomat, der lange Zeit in Deutschland gelebt hat. „In der deutschen Öffentlichkeit werden wir nur noch mit Geldwäsche, Russen-Mafia und Oligarchen in Verbindung gebracht.“

Kein Zypriot bestreitet, dass die Insel eine Fluchtort für Auslandskapital aus aller Welt ist. Zugleich aber sind sie überzeugt, dass sich das Geschäftsmodell ihres Landes allenfalls in Nuancen von dem anderer Finanzplätze wie Irland, Luxemburg oder Großbritannien unterscheidet.

Dass Schäuble das Niedrigsteuermodell Zyperns als gescheitert betrachtet, etliche deutsche Unternehmen jedoch zugleich von selbigem profitieren, empört die

Inselbewohner. So befinden sich unter den 80 ausländischen Reedereien in der Hafenstadt Limassol immerhin 36 deutsche – und nur 3 russische.

„Viele sehen Zypern nur noch als die Probleminsel an, die die Euro-Zone zu Fall bringt“, sagt Andreas Athinodorou, der Chef einer Steuer- und Unternehmensberatung in Nikosia. Über 200 E-Mails von besorgten Investoren erreichten Athinodorou am vergangenen Mittwoch, die Absender „wollten wissen, ob ihr Geld noch sicher ist bei uns, und, ja, ich konnte sie beruhigen“, sagt er. Das „zypriotische Geschäftsmodell“ mit der niedrigsten Unternehmenssteuer in der EU bleibe vorerst erhalten.

Genau das aber wollen die Deutschen verhindern. In ihren Augen sind die Zy-

## Wie weit darf man einem Schuldner entgegenkommen, ohne sich selbst unglaublich zu machen?

prioten keine unschuldigen Opfer, sondern zu einem großen Teil selbst verantwortlich für ihre Lage. Tatsächlich lotsten die Banken mit niedrigen Steuern, attraktiven Zinsen und laxer Aufsicht Milliarden ins Land, nicht selten aus dubiosen Quellen. Zypern war dafür bekannt, dass niemand so genau wissen wollte, woher das Geld für die Anlagen stammte.

Ende vergangenen Jahres sorgte ein Bericht des Bundesnachrichtendienstes für Aufsehen, der Zypern als Drehscheibe für Geldwäsche darstellte (SPIEGEL 45/2012). Vor allem reiche Russen ließen

sich von den günstigen Bedingungen anziehen und legten ihre Milliarden, nicht selten am heimischen Finanzamt vorbei, auf Zypern an. Allein 80 Oligarchen haben nach Erkenntnissen des deutschen Auslandsgeheimdienstes auf der Insel ihr Geld in Sicherheit gebracht.

Doch auch Bürger anderer Länder, vor allem Briten, wissen die Diskretion Zyperns zu schätzen. Die Spareinlagen auf den Konten zypriotischer Kreditinstitute summieren sich auf rund 70 Milliarden Euro. Mehr als die Hälfte davon, 37 Milliarden Euro, entfällt auf Konten mit einem Betrag von über 100 000 Euro (siehe Grafik Seite 29).

Kein Wunder, dass über die Zypern-Rettung so erbittert verhandelt wurde wie in kaum einem anderen Krisenfall. Die Europäer wollten den Bankensektor der Insel so rasch wie möglich auf eine verträgliche Größenordnung stützen, die Zyprioten dagegen so viel wie möglich von ihrer Finanzindustrie retten.

Entsprechend stur zeigte sich Präsident Anastasiades während der Verhandlungen. Um seine Banken und die ausländischen Großanleger zu schützen, wehrte er sich gegen den Plan der Euro-Gruppe, zur Deckung der Finanzierungslücke eine Zwangsabgabe auf Sparguthaben einzuführen.

Schließlich fügte er sich, drängte aber darauf, dass auch Kleinstguthaben besteuert würden, nur um anschließend zu lancieren, die Hardliner um Deutschland hätten die Einbeziehung der Sparer gefordert. Tatsächlich war es Anastasiades, der darauf bestanden hatte, Großanleger so weit wie möglich zu verschonen.

Verblüfft waren die Euro-Retter, dass am vergangenen Dienstag nicht ein einziger Abgeordneter im Inselparlament die Hand hob für das Rettungspaket, das eine einmalige Abgabe auf Spareinlagen vorsah: 6,75 Prozent für Konten von 20 000 Euro bis 100 000 Euro, 9,9 Prozent für solche darüber.

Dass der Deal platzte, schreiben altgediente Europa-Politiker aber auch der unnachgiebigen Haltung der Bundesregierung zu. „Andere Länder haben auch legitime Interessen, das wird in Deutschland zu wenig gesehen“, kritisiert etwa Luxemburgs Außenminister Jean Asselborn. „Wir akzeptieren auch, dass Deutschland überproportional Waffen verkauft, im Gegenzug könnte Berlin auch etwas mehr Verständnis für die besondere Lage kleinerer Länder aufbringen.“

Die Deutschen weisen derweil jede Schuld an dem Debakel von sich. Wer sich nicht retten lassen wolle, dem seien eben nicht zu helfen. Mehr als die in Aussicht gestellten zehn Milliarden Euro an Hilfskrediten können der Europäische Rettungsschirm ESM und der Internationale Währungsfonds (IWF) nicht beisteu-

KOMMENTAR

# Nichts ist sicher

Von Armin Mahler

**K**napp die Hälfte der Deutschen hat Angst um ihre Ersparnisse – und das zu Recht. Sicher ist in Zeiten wie diesen nur, dass nichts sicher ist.

Nicht einmal die Spareinlagen, wie gerade in Zypern zu besichtigen war: Die sind in der EU eigentlich bis zur Grenze von 100 000 Euro garantiert, doch das scherte die Euro-Retter nicht, als sie verzweifelt nach einer Geldquelle suchten. Zwar sind die zypriotischen Kleinanleger noch einmal davongekommen. Aber die Erkenntnis bleibt, auch über Zypern hinaus: Ein Staat, der am Abgrund steht, wird alle Mittel ergreifen, die ihm zur Verfügung stehen. Und eine Garantie ist nur so lange etwas wert, wie derjenige, der sie gibt, liquide ist.

Nichts ist vor dem Zugriff des Staates sicher, kein Sparkonto, aber auch kein Haus und keine Wohnung. Die Deutschen haben das nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt; während der Währungsreform wurden Immobilien mit einer Zwangshypothek belastet. Selbst den Besitz von Gold haben Regierungen in Währungskrisen schon verboten, das Edelmetall musste dann in Landeswährung umgetauscht werden.

In Europas Krisenstaaten wurden Vermögensabgaben bislang niemandem zugemutet. Warum eigentlich nicht? Die Spanier beispielsweise sind nach einer neuen Studie der Bundesbank im Durchschnitt vermögender als die Deutschen.

Auch in Griechenland und Zypern gibt es Millionäre und Milliardäre, viele von ihnen haben vom künstlichen Boom profitiert, der von den niedrigen Zinsen nach Einführung des Euro befeuert wurde und dann in sich zusammenfiel. Warum sollten sie nicht zur Finanzierung der Folgen beitragen? Ist es etwa gerechter, die Lasten auf den Euro-Rettungsfonds – und da-

mit auf die Steuerzahler anderer Länder – zu verteilen?

Eine Vermögensabgabe würde die Schulden der Krisenländer sofort reduzieren, stets neue Hilfspakete dagegen bündeln die Risiken und verlagern sie in die Zukunft.

Dort können sie eine gefährliche Sprengkraft entfalten. Denn je mehr Länder gerettet werden müssen,

**Es besteht kein Grund zur Panik, aber die Sorge ums Geld ist berechtigt.**



Euro-Druckplatte

desto weniger Länder bleiben übrig, die die Lasten tragen müssen – solange sie noch können. Irgendwann könnte auch Deutschland damit überfordert sein.

Grund zur Panik gibt es deshalb nicht. Aber sorgen müssen sich die Deutschen schon. Denn irgendwann wird am Ende die Rechnung für das Euro-Krisenmanagement bezahlen müssen, und ein großer Teil davon wird bei ihnen landen.

Wenn die Rettung misslingt, wird die Rechnung gewaltig sein. Aber niemand sollte sich der Illusion hingeben, dass ein Gelingen der Mission nichts koste.

Schon jetzt schrumpfen die Ersparnisse der Deutschen real zusammen, weil die Europäische Zentralbank die Märkte mit Geld geflutet und die Zinsen nahe null gesenkt hat. Schon jetzt stellen viele Bürger entsetzt fest, dass ihnen ihre Lebens- oder Rentenversicherer viel weniger auszahlen, als ihnen einmal in Aussicht gestellt worden war. Bereits jetzt ist vielen klar, dass sie sich im Alter finanziell einschränken müssen.

Finanzielle Repression nennen Fachleute diese Form der schleichenden Enteignung – ein Wunder eigentlich, dass sich nur knapp die Hälfte der Deutschen um ihr Geld sorgt.

Denn es könnte noch schlimmer kommen, wenn das viele Geld, das die Zentralbank zur Finanzierung der Euro-Rettung druckt, die Preise treibt. Schon bei einer Inflationsrate von vier bis fünf Prozent im Jahr, die Ökonomen für durchaus wahrscheinlich halten, halbiert sich das Geldvermögen innerhalb von 15 Jahren.

Doch im gleichen Maße, wie sich die Ersparnisse reduzieren, schmelzen auch die Schulden der Euro-Staaten ab. Man muss kein Verschwörungstheoretiker sein, um zu ahnen, dass genau

darin die Hoffnung mancher Politiker besteht. Denn wie sonst sollen die Euro-Staaten, aber auch die USA, Großbritannien und Japan jemals ihre drückende Schuldenlast loswerden?

Für die Sparer sind das schlechte Aussichten, sie sitzen in der Falle. Nur wer wirklich reich ist, kann sein Geld einem Vermögensverwalter in die Hand geben, der es breit – über Kontinente und Anlageklassen hinweg – streuen und so absichern kann.

Und so werden am Ende der Euro-Krise einige ihr Vermögen vermehrt oder zumindest bewahrt haben. Der große Rest aber wird erheblich ärmer sein.

CLAUDIO HILS / AGENTUR FOCUS

ern. Nur so lasse sich ein Schuldenstand von 100 Prozent des BIP im Jahr 2020 erreichen, wie ihn der IWF verlange.

Aus diesem Grund verwarfen Troika und Bundesfinanzministerium auch den Lösungsvorschlag der Zyprioten vom Ende vergangener Woche, einen Rettungsfonds, unterfüttert mit Staats- und Kirchenbesitz, aufzulegen, der in eigener Regie Anleihen begeben sollte. Das Konstrukt laufe darauf hinaus, dass Zypern nur wieder neue Kredite aufnehmen, lautete die einhellige Kritik. „Der Vorschlag taugt nichts“, hieß es lapidar in Troika-Kreisen.

Stattdessen drückte am vergangenen Donnerstag die EZB aufs Tempo. In bislang nicht gekannter Schärfe stellte sie einem Mitgliedsland ein Ultimatum. Sollte Zypern sich nicht einem EU-Rettungsprogramm unterwerfen, würden die Frankfurter Zentralbanker dem Land am Dienstag dieser Woche den Geldhahn zudrehen. Um der Drohung Nachdruck zu verleihen, fror die EZB ihre Liquiditätshilfen sogleich auf dem aktuellen Stand von 11,4 Milliarden Euro ein.

Selbst die Vertreter südlicher Staaten, die sonst stets für Großzügigkeit plädieren, stimmten im EZB-Rat der Entscheidung zu. Der zypriotische Notenbankchef war wegen der Notsituation in seiner Heimat ferngeblieben und hatte lediglich einen Vertreter nach Frankfurt geschickt.

Die Drohung zeigte Wirkung. Erneut wurde am vergangenen Wochenende über eine modifizierte Variante jenes Plans diskutiert, der im zypriotischen Parlament gescheitert war. Würden zum Beispiel nur Spareinlagen über 100 000 Euro mit 15,6 Prozent belastet, kämen die erforderlichen 5,8 Milliarden Euro auch zusammen.

Die Finanzlücke Zyperns ließe sich auch schließen, wenn Investoren, Geldgeber und Sparer der beiden größten Kreditinstitute des Landes, die in Schieflage sind, auf erhebliche Teile ihrer Forderungen verzichten. Diese Variante favorisierten Schäuble und der IWF schon am vorvergangenen Freitag.

Denkbar blieb bis zuletzt auch die Abwicklung einer oder beider Banken. Dabei würden die überlebendigen Teile eines Instituts ausgegliedert und nicht überlebendiges Geschäft in einer sogenannten Bad Bank gebündelt und nach und nach abgewickelt.

Doch die Euro-Retter kalkulierten bis zuletzt auch mit der Möglichkeit, dass es der zypriotischen Regierung nicht gelingen würde, bis Dienstag dieser Woche den geforderten Eigenbeitrag aufzutreiben. Dann müsste die EZB ihre Hilfe einstellen, mit der Folge, dass der gesamte Bankensektor kollabiert. Weil es kein Hilfsprogramm gäbe, bekäme zudem die Regierung Zyperns nicht die so dringend benötigten Rettungsmilliarden. Der In-



YORGOS KARAHALIS / REUTERS

### Präsident Anastasiades: Schutz für Banken und ausländische Großanleger

selrepublik bliebe nur ein Ausweg: Sie müsste die Währungsunion verlassen.

Der mögliche Ausstieg des Zwergstaates aus der Euro-Zone hat zumindest für die Experten im Berliner Finanzministerium und bei der EZB seine Schrecken verloren. Sicher würde es Turbulenzen geben, doch die Währungsunion sei insgesamt gut gewappnet für einen solchen Schock, heißt es in beiden Institutionen.

Die Vorbereitungen für den möglichen Tag X sind bereits in vollem Gange. Zunächst geht es darum, das benachbarte Griechenland von den Folgen eines Zypern-Austritts so weit wie möglich abzusichern. Ein erster Schritt dazu wurde bereits am vergangenen Freitag unternommen: Die griechische Piräus-Bank kündigte an, das Filialnetz der beiden zypriotischen Pleite-Banken zu übernehmen. So ist sichergestellt, dass Notenbankgeld, das die EZB im Falle neuer Turbulenzen griechischen Banken zur Verfügung stellt, nicht nach Zypern abfließt.

Trotzdem bleiben die Folgen einer solchen Aktion unkalkulierbar: Was würde passieren, wenn infolge von Insolvenzen Sparer ihre Guthaben bei den anderen Banken der Insel abziehen würden? Und vor allem: Wie groß wäre der psychologische Effekt auf andere Krisenländer?

Die Frankfurter Notenbanker und die Helferstaaten zeigen sich bereit und willig, alles zu tun, um eine erneute Eskalation der Krise zu bekämpfen. Vor allem wollen sie Portugal und Griechenland abschirmen. Das bedeutet, dass die EZB die Bankensysteme beider Länder im Zweifel schrankenlos mit Liquidität versorgt. Sollten zudem die Regierungen in Finanzierungsnot geraten, könnten sie mit zu-

sätzlichen Mitteln des Rettungsschirms rechnen.

Auch Italien und Spanien, die anderen Sorgenkinder der Währungsunion, sehen die Euro-Retter für den Fall einer Zuspitzung der Krise gewappnet. Spaniens Banken seien in den vergangenen Monaten ausreichend mit frischem Kapital ausgestattet, so dass sie einem Ansturm der Sparer gelassen entgegensehen könnten. Italiens Kreditinstitute seien ohnehin vergleichsweise gesund.

Ganz gleich, wie das Pokerspiel um die kleine Mittelmeerinsel endet, die Euro-Zone hat bereits verloren. Den eigenen Bürgern haben die Rettungspolitikern wieder einmal vor Augen geführt, wie schwer es ihnen fällt, die Interessen von Krisenstaaten und Geldgebern in der Euro-Zone auszugleichen. Die Sparer mussten lernen, dass im Zweifel auch ihre gesetzlich geschützten Spareinlagen angetastet werden können. Und den internationalen Finanzmärkten wurde demonstriert, dass der Begriff „Systemrelevanz“ höchst relativ ist.

Selbst die deutsche Kanzlerin Merkel geht aus der Zypern-Krise nicht ungeschoren hervor. Am Ende einer turbulenten Woche, in der sie sich einmal mehr als eiserne Kanzlerin präsentierte, zeigten sich die Wähler nur mäßig beeindruckt. Bei der jüngsten Umfrage rutschte die Union um zwei Prozentpunkte ab.

SVEN BÖLL, CHRISTIAN REIERMANN,  
MICHAEL SAUGA, CHRISTOPH SCHULT,  
ANNE SEITH, DANIEL STEINVORTH



**Video: Daniel Steinvorth  
über die Wut der Zyprioten**

[spiegel.de/app132013zypem](http://spiegel.de/app132013zypem)  
oder in der App DER SPIEGEL



SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Es gibt immer Leute, die jammern“

Der Immobilienunternehmer Anno August Jagdfeld über seine Schwäche für Glamourprojekte, den Zoff mit enttäuschten Anlegern und das Leben mit einem schlechten Ruf

*Jagdfeld, 66, handelte bereits als Student mit Eigentumswohnungen. Nach der Wiedervereinigung legte er Fonds für Bauprojekte in Ostdeutschland auf, mit denen Anleger Steuern sparen konnten. Nicht immer mit Erfolg: Seit über einem Jahr befindet sich das Ostsee-Hotel Heiligendamm im Insolvenzverfahren. Anleger verloren insgesamt 127 Millionen Euro. Ärger machen auch Jagdfelds Aktivitäten in Berlin. Seine Einkaufspassage Quartier 206 an der Friedrichstraße steht unter Zwangsverwaltung, nachdem mehrere Edel-Boutiquen ausgezogen sind und neue Mieter ausblieben. Das Hotel Adlon am Brandenburger Tor ist zwar gut ausgelastet, etliche Anleger beklagen aber, dass sich ihre Investition nicht gelohnt habe. Profitiert hätten vor allem Jagdfeld und seine Familie, die als Untermieter unrentable Gastronomiebetriebe unterhielten, deren Verluste aus dem Fondsvermögen beglichen werden mussten. Anfang des Jahres gab Jagdfeld die Geschäftsführung seiner Immobiliengruppe an seinen Sohn Benedikt ab.*

**SPIEGEL:** Herr Jagdfeld, Sie sind bekannt für Ihren exklusiven Geschmack. Haben Sie eigentlich noch Ihre Villa in Potsdam?

**Jagdfeld:** Ja.

**SPIEGEL:** Und den Bentley?

**Jagdfeld:** Der ist Schrott. Da ist vor kurzem ein Lkw drübergefahren.

**SPIEGEL:** Sie saßen hoffentlich nicht mit im Wagen?

**Jagdfeld:** Ich war nicht im Auto, das ist ja eher ein Vergnügen fürs Wochenende. Die Versicherung zahlt noch 42 000 Euro für den Oldtimer.

**SPIEGEL:** Ihnen geht es jedenfalls gut, wenn wir das festhalten dürfen.

**Jagdfeld:** Also, wir sind zufrieden.

**SPIEGEL:** Man tritt Ihnen vermutlich nicht zu nahe, wenn man sagt: Das können nicht alle Menschen behaupten, die mit Ihnen finanziell zu tun hatten.

**Jagdfeld:** Das kommt darauf an, von wo aus Sie draufsehen. Wir haben insgesamt für fünf Milliarden Euro Immobilienanlagen am Markt platziert. Das meiste waren Eigentumswohnungen – Aachen, Düssel-

dorf, Hamburg, München. Wenn sie vor der Wende mit uns investiert haben, dann haben sie für den Quadratmeter in guter Lage 1000 Mark bezahlt. Heute kosten dieselben Wohnungen 2500 Euro und mehr pro Quadratmeter. Diese Anleger haben mit uns zehn Milliarden Euro verdient. Aber das bringt uns keine Presse. Was uns Presse bringt, ist unser Engagement in den neuen Bundesländern. Die Erfahrungen dort waren eher enttäuschend für viele Anleger, das muss man leider so sagen.

**SPIEGEL:** Und für Sie?

**Jagdfeld:** Natürlich bedauere ich diese Entwicklung. Es ist aber niemand mit der Kalaschnikow gezwungen worden, bei uns Fondsanteile zu zeichnen. Die Anteile sind uns aus der Hand gerissen worden. Alle gingen damals davon aus, das wird ein Bombengeschäft. Ich kann mich noch an die Einweihung der Pyramide erinnern, das ist dieses große Bürohaus von uns in Berlin-Marzahn. Der Bürgermeister war da, der Bausenator auch. Das wird die Achse zum Osten, hieß es, die wichtigste



**Jagdfeld-Objekte Grandhotel Heiligendamm, Pyramide in Berlin:** „Alle gingen davon aus, das wird ein Bombengeschäft“

Kreuzung in Ost-Berlin. 500 000 Einwohner in einem Umkreis von fünf Kilometern: Das Haus füllt sich im Nu.

**SPIEGEL:** Was haben die Anleger an der Pyramide verloren?

**Jagdfeld:** Um die 70 Millionen.

**SPIEGEL:** Was heißt das für die privaten Investoren?

**Jagdfeld:** Der Einzelne war im Schnitt mit 50 000 Euro dabei. 25 000 Euro kommen vom Finanzamt, 25 000 sind weg.

**SPIEGEL:** Ein anderes Ihrer Vorzeigeprojekte im Osten ist das Grand Hotel Heiligendamm. Wie sieht es da aus?

**Jagdfeld:** Ähnlich. Der Anleger bekam die Hälfte vom Finanzamt zurück, den Rest muss man leider abschreiben.

**SPIEGEL:** Unabänderlich?

**Jagdfeld:** Das ist definitiv verloren, da kommt auch nichts mehr. Wobei es mir für die Anleger von Heiligendamm besonders leid tut, weil die Leute mit Herz dabei waren. Ich habe mit denen auch keinen Ärger. Ich habe erst vor kurzem jemanden getroffen, der mit einer Million beteiligt war – sehr reich, sehr bekannt –, der hat mir gesagt: „Jagdfeld, ich bin Ihnen nicht böse. Ich hab viel investiert in meinem Leben, viel gewonnen, viel verloren. In Heiligendamm weiß ich wenigstens, wo das Geld geblieben ist.“

**SPIEGEL:** So nachsichtig sind aber nicht alle Ihre Anleger. „Abzocker“ ist noch eine der freundlicheren Umschreibungen, wenn die Rede auf Sie kommt.

**Jagdfeld:** Ja, das höre ich natürlich auch. Aber wissen Sie, wir haben 800 Projekte vor allem über Banken verkauft. Wenn

wir solche Abzocker wären, wie behauptet wird, hätten wir nicht über 40 Jahre bei diesem harten Wettbewerb durchgehalten. Das geht nur, wenn Sie einhalten, was Sie versprechen.

**SPIEGEL:** Bei einer Gesellschafterversammlung des Adlon hat man versucht, Sie als Geschäftsführer abzusetzen.

**Jagdfeld:** Es gibt immer Leute, die jammern, das finden Sie in jeder gesellschaftlichen Gruppe. Wenn ich in meinen FDP-Ortsverein in Aachen gehe, da sind 98 Leute vernünftig, und 2 sind Spinner. Bei denen, die rumschreien, läuft es stets nach dem gleichen Modell. Sie sind ein steuerprämiertes Risiko eingegangen, und nun heißt es: „Jagdfeld, entweder du kaufst uns den Anteil zu 100 Prozent ab, oder wir gehen an die Presse oder zum Staatsanwalt.“

**SPIEGEL:** Sie haben genug Geld verdient, Sie könnten sich freikaufen.

**Jagdfeld:** Klar, ich hätte meine Ruhe, wenn ich die 500 Leute, die über die Jahre Rabatt gemacht haben, stillschweigend bezahlt hätte. Das macht aber auch keine Deutsche Bank. Ich lasse mich nicht erpressen.

**SPIEGEL:** In Aachen läuft ein Ermittlungsverfahren wegen Untreue, die Staatsanwaltschaft Rostock hat im Januar Ihre Büros durchsucht und ermittelt wegen des Verdachts auf Subventionsbetrug: alles Show?

**Jagdfeld:** In Aachen haben drei Anleger aus dem Adlon Strafantrag gestellt wegen Gesellschafterbeschlüssen, die zuvor mit großer Mehrheit verabschiedet wurden.

3 von 4500. In Rostock geht es darum, dass wir angeblich in Anträgen, die wir wieder zurückgezogen haben, falsche Angaben gemacht haben sollen. Die waren aber richtig, Subventionen sind nie geflossen. Das wird sich alles auflösen.

**SPIEGEL:** Haben Sie noch einen Überblick, wie oft Staatsanwaltschaften in der Vergangenheit gegen Sie aktiv wurden?

**Jagdfeld:** Es hat in 40 Jahren vielleicht 50 Anzeigen gegeben. Ich kriege ja nicht alle mit, das meiste wird in der Regel schnell wieder eingestellt. Bekannte Unternehmer sind immer Strafanzeigen ausgesetzt. Wenn sich ein Staatsanwalt ein bisschen auskennt, dann weiß er, dass nicht der Jagdfeld das Geld gestohlen hat, wenn es beim Adlon zu einer Sonderabschreibung kam.

**SPIEGEL:** Andere Fondsgesellschaften haben auch mit aufgebracht Aktionären zu tun. Warum werden diese Streitfälle bei weitem nicht so öffentlich ausgetragen?

**Jagdfeld:** Weil es da keine Person gibt, die man kennt. Oder sie haben sich längst verabschiedet. Nehmen Sie die West LB oder die Bankgesellschaft Berlin: Deren Ost-Fonds sind fast alle notleidend. Und beim wichtigsten Produkt dieser Ära, dem sozialen Wohnungsbau in Berlin, sind die meisten Fonds insolvent, so dass die Anleger entweder ihre Steuern nachzahlen oder für die Bankkredite gerade stehen mussten. Mich kennt jeder. Also können sie mit meinem Namen auch Auflage machen. Wenn eine Zeitung schreibt: „Schwester von Adlon-Erbauer geht auf

den Strich“, schreiben das alle nach, wenn auch im Konjunktiv. Es schreibt aber niemand, dass ich keine Schwester habe. Ich würde zur Abwechslung auch gern mal lesen, dass noch nie einer dieser Anlegerschutzanwälte einen Prozess gegen uns gewonnen hat.

**SPiegel:** Vielleicht hätten Sie einfach die Hände von Glamourprojekten lassen sollen. Dann würde Sie heute zwar keiner kennen, aber Sie hätten Ruhe vor der Presse.

**Jagdfield:** Ich habe unterschätzt, welche Probleme man bekommt, wenn man politische Projekte macht. Der Bund, das Land Mecklenburg-Vorpommern und die Treuhänder haben fünf Jahre lang gesucht, um einen Irren für Heiligendamm zu finden. Die haben mich geradezu angefleht: „Jagdfield, bitte, machen Sie es. Sie sind der Einzige, dem wir das zutrauen.“

**SPiegel:** Sie waren geschmeichelt.

**Jagdfield:** Klar, das war mal was anderes als Einfamilienhäuser. Aber ich war auch fasziniert von der Schönheit des Ortes. Das ist einer der bezauberndsten Plätze, die es in Europa gibt. Wir haben damals Gutachten machen lassen, ob es sich als Luxushotel rechnet. Auch die Leute bei Kempinski waren der Einschätzung, in Heiligendamm könnten wir Millionen im Jahr verdienen.

**SPiegel:** Woran ist es gescheitert?

**Jagdfield:** An der wankelmütigen Politik, die mal für und mal gegen Heiligendamm war. Und es gab eine Bewegung, die wollte, dass die Hotelanlage für jedermann öffentlich ist. An Tagen mit schönem Wetter hatten wir 4000 Leute, Tagestouristen, die neugierig waren. Ich kann die verstehen, ich bin auch neugierig, ich wäre auch hingegangen. Aber die Hotelgäste sagten, das ist hier ja wie im Freilichtmuseum.

**SPiegel:** Wenn Sie in Nizza sind, laufen Ihnen auch Tausende Leute am Hotel vorbei.

**Jagdfield:** Beim Adlon ebenfalls, nur ist das da oben an der Ostsee eine ganz andere Geschichte. In Heiligendamm sind es sieben Häuser in einer Parkanlage. Da fahren die Leute gezielt hin, von den Seniorenresidenzen oder vom Campingplatz. Jedenfalls war die einhellige Einschätzung aller Hoteldirektoren bei Kempinski, dass das Hotel so nicht weiterbetrieben werden konnte. Ich hatte mehrfach in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ Überschriften wie: „Klassenkampf am Ostseestrand“.

**SPiegel:** Hat eigentlich der G-8-Gipfel etwas gebracht, bei dem 2007 das berühmte Bild von Angela Merkel, George W. Bush und Wladimir Putin im Strandkorb entstand?

**Jagdfield:** Klar, danach war Heiligendamm, nach dem Adlon, das bekannteste Hotel Deutschlands. Und das in so einem kleinen Ort.

**SPiegel:** Aber es hat nichts mehr genützt?

**Jagdfield:** Wir haben eine lange Promenade gebaut, von der jeder das Hotel sehen konnte, aber der Ruf war ruiniert. Mit dieser Hypothek war es nicht möglich, das Hotel in schwarze Zahlen zu führen. Trotz leichter Verbesserungen hat es am Ende nicht einmal mehr die Zinsen verdient. Einen großen Teil davon habe ich dann jedes Jahr als Privatmann reinge-steckt. 2012 sagten die Banken: „Wir machen nicht mehr mit.“

**SPiegel:** Es heißt, dass Sie und Ihre Familie immer einen Weg finden, bei den Gewinnern zu sein. Wenn nicht als Fondsmanager, dann als Subunternehmer, der von den Aufträgen profitiert, die beim Bau abfallen.

**Jagdfield:** Dem einzelnen Anleger kann doch herzlich egal sein, wie ein Bauvorhaben auf die Beine kommt. Hauptsache,

## „Wenn sich ein Staatsanwalt auskennt, weiß er, dass nicht der Jagdfield das Geld gestohlen hat.“

der Preis wird eingehalten. Bei mir haben die Leute noch nie einen Euro nachbezahlt. Stellen Sie sich vor, man hätte mir für den Flughafen hier in Berlin einen Auftrag gegeben und gesagt: Du baust mir den für 2,5 Milliarden. Dann hätten sie den auch für 2,5 Milliarden bekommen, und wenn nicht, dann hätte ich jetzt ein gewaltiges Problem und nicht der Steuerzahler.

**SPiegel:** Hat sich wenigstens das Adlon gerechnet? Zwischenzeitlich hieß es, das Eigenkapital sei zur Hälfte aufgezehrt.

**Jagdfield:** Das Adlon reizt natürlich jeden Trittbrettfahrer und Schwätzer, etwas dazu zu sagen. Das Eigenkapital hat sich deshalb halbiert, weil die Anleger Interesse daran hatten, die Sonderabschreibung wahrzunehmen. Für die Anleger hat das Hotel jedes Jahr im Schnitt 2,5 Prozent erwirtschaftet, was für eine solche Luxusimmobilie nicht schlecht ist.

**SPiegel:** Also eine Erfolgsgeschichte?

**Jagdfield:** Aber sicher, das Adlon ist das erfolgreichste Luxushotel Deutschlands.



WERNER SCHÜRING / DER SPIEGEL

**Jagdfield, SPIEGEL-Redakteure\***  
„Der Ruf war ruiniert“

Der Fonds hat einen neuerlichen 20-Jahres-Pachtvertrag und 20 Millionen in der Kasse. Es hätte natürlich noch besser sein können. Aber allein das Grundstück ist heute mehr als das Dreifache wert. Sie könnten so ein Hotel zu den heutigen Preisen auch gar nicht mehr bauen.

**SPiegel:** Das heißt, die Wertsteigerung des Grundstücks kommt irgendwann den Anlegern zugute?

**Jagdfield:** Ja, wenn der Sultan von Brunei kommt und sagt, ich kauf es. Das sind alles langfristige Anlagen.

**SPiegel:** In Hamburg wurde gerade das „Vier Jahreszeiten“ verkauft.

**Jagdfield:** Muss man sich mal vorstellen: das beste Hotel in Norddeutschland für 35 Millionen Euro an Herrn Dohle von den Hit-Märkten. Der ganze Markt schwächelt im Augenblick. Das Taschenbergpalais können Sie kaufen, das Bristol am Kudamm, den Nassauer Hof, das Parkhotel Bremen. Die Preise sind unter Druck.

**SPiegel:** Und Sie reizt es nicht?

**Jagdfield:** Ich bin 66, ich habe genug in meinem Leben gemacht.

**SPiegel:** Sie haben in den siebziger Jahren mit dem Immobiliengeschäft angefangen. Wissen Sie, wie viele Leute von damals noch dabei sind?

**Jagdfield:** Vor einigen Wochen ist mein alter Lehrmeister Dr. Ebertz gestorben, das war der Letzte. Alle anderen Konkurrenten von damals sind weg.

**SPiegel:** Aufgegeben, pleite?

**Jagdfield:** In der Regel pleite. Ein paar waren zwischendurch auch im Knast. Die Amerikaner würden über mich sagen: the last man standing.

**SPiegel:** Spüren Sie eigentlich so etwas wie gesellschaftliche Ächtung, oder gibt es das in Ihren Kreisen nicht?

**Jagdfield:** Einige wenige distanzieren sich, aber damit kann ich leben. Ich kann wie gehabt die meisten Einladungen nicht wahrnehmen.

**SPiegel:** Es heißt also nicht: Ach nee, der Jagdfield, der hat doch ständig irgendwelche Verfahren am Hals?

**Jagdfield:** Die Leute machen sich, wenn sie etwas Verstand haben, ein eigenes Bild. Ich erlebe diese Pressestürme einmal im Jahr. Ich kann dann nur sagen: Gut, ich weiß jetzt auch nicht, wie ich beweisen soll, dass ich keine Schwester habe. Aber tut mir den Gefallen und guckt noch mal in einem Jahr, was von den Vorwürfen übriggeblieben ist.

**SPiegel:** Sie sind nie auf die Idee gekommen, bei der nächsten Jahresversammlung Ihrer Anleger lieber mit dem Taxi statt mit der eigenen Limousine vorzufahren, damit es keine Pfiffe gibt?

**Jagdfield:** Entschuldigung, in Berlin bin ich immer mit dem Taxi unterwegs. Hier würde ich nie mit dem Auto fahren. Ist doch viel zu unpraktisch.

**SPiegel:** Herr Jagdfield, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

\* Jan Fleischhauer, Frank Hornig auf der Dachterrasse des Adlon-Palais in Berlin.

# Ritt auf dem toten Pferd

Bei Angela Merkel schwindet das Vertrauen in ihren Umweltminister Peter Altmaier. Jetzt soll der Kanzleramtschef das Scheitern der Energiewende verhindern.

Um Viertel vor fünf war allen im Raum klar, dass nun auch die Kanzlerin genervt war. Missmutig hörte Angela Merkel ihrem Umweltminister zu, wie der schon zum zweiten Mal sein Mantra auf sagte.

Sein Mantra ist die gigantische Zahl neuer Windräder, die gerade allerorten aus dem Boden schießen. Eine Leistung von 3000 Megawatt hätten die Windräder, die in diesem Jahr ans Netz gingen, im nächsten könnten es weitere 4000 Megawatt sein. Und sie würden die Stromrechnungen der Bürger explodieren lassen, warnte Peter Altmaier.

Doch Merkel blieb unbeeindruckt von dem düsteren Bild, das ihr Minister malte. Mit einer gelangweilten Geste der rechten Hand brachte sie Altmaier zum Schweigen.

Das war am vorigen Donnerstag. 16 Ministerpräsidenten, dazu Bundeswirtschaftsminister Philipp Rösler (FDP) und Kanzleramtsminister Ronald Pofalla (CDU) hatten sich zum Energiegipfel im Kanzleramt versammelt und wurden Zeugen, wie Merkel ihren Lieblingsminister in die Schranken wies.

Manch einen im Raum überkam beim Anblick des schnaubenden Ministers fast Mitleid. Denn Altmaier, dem eigentlich eine untrügliche politische Sensorik nachgesagt wird, hatte offenbar nicht bemerkt, dass keiner im Raum eine Einigung wollte. „Der hat nicht verstanden, dass er ein totes Pferd reitet“, sagt ein Teilnehmer.

Das tote Pferd – das ist Altmaiers Gesetzentwurf für eine Strompreisbremse, sein verzweifelter Versuch, der steigenden Kosten der Energiewende Herr zu werden. Seit Wochen schreckt Altmaier die Bürger mit immer größeren Summen auf. Bis zu eine Billion Euro könne das Projekt bis ins Jahr 2040 kosten, behauptet er. So will er die Ministerpräsidenten dazu bringen, die Subventionen für Ökostromanlagen zu kürzen und Privilegien zu schleifen, die viele Industrieunternehmen von einem Beitrag an den Kosten der erneuerbaren Energien ausnehmen.

Doch der Umweltminister hat sich, so wirkte es am Donnerstag auf die Anwesenden, verzockt. Denn bei den Landes-



Demonstrant mit Altmaier-Maske vor dem Kanzleramt: Der Minister hat sich verzockt

fürsten gibt es für seine Pläne keine Mehrheit. Stattdessen musste Altmaier sich beim Gipfeltreffen für seinen Politikstil beschimpfen lassen. „Sie haben doch die Industrie und Ökostrom-Produzenten gleichermaßen verunsichert“, fuhr ihn die nordrhein-westfälische Ministerpräsidentin Hannelore Kraft (SPD) an.

Die Kanzlerin schwieg, statt ihren bedrängten Minister zu verteidigen. Sie schwieg auch dazu, dass einige Landeschefs, allen voran Hamburgs Erster Bürgermeister Olaf Scholz (SPD), verlangten, dass künftig das Kanzleramt die Verhandlung zur Strompreisbremse führen solle.

Zur Überraschung von Scholz schloss sich bei einem Vorgespräch der Ministerpräsidenten auch Hessens Landeschef Volker Bouffier (CDU) dem Vorstoß an, und der Antrag setzte sich am Ende von der Kanzlerin unwidersprochen durch. Statt Altmaier soll nun Kanzleramtschef Pofalla retten, was noch zu retten ist. Eine Blamage, findet manch ein Teilnehmer. Eine Formsache, findet Altmaier: Die Verhandlungen gingen jetzt um Steuern, für die der Umweltminister nicht zuständig sei.

Altmaier musste letzten Donnerstag anerkennen, dass eine Senkung der Stromsteuer wohl die einzige Maßnahme ist, die sich als Kostenbremse bis zur Bundestagswahl im September überhaupt noch durchsetzen lässt. Bisher haben sich vor allem die rot-grünen Länder dafür starkgemacht. Kein Wunder, ist es doch der Bund, der die Zeche bei der Stromsteuer zahlen müsste.

Jetzt läuft – neben Sachsens Regierungschef Stanislaw Tillich, der sich schon

länger für eine Senkung der Stromsteuer einsetzt – noch ein weiterer schwarzer Landeschef zum feindlichen Lager über: Nach dem Scheitern des Energiegipfels fordert Bayerns Regierungschef Horst Seehofer (CSU) Konsequenzen: „Ich sehe ohne eine Absenkung der Stromsteuer keine Möglichkeit, dem befürchteten Ansteigen der Strompreise entgegenzuwirken.“ Damit stellt er sich gegen die Kanzlerin, die diesen Schritt ablehnt.

Zur Begründung führt Seehofer an, dass es kaum andere nennenswerte Entlastungsmöglichkeiten für die Stromkunden gebe. Einschnitte bei den Subventionen für energieintensive Unternehmen lehnt er ab. 113 Firmen mit Ausnahmeregelungen gebe es in Bayern, „kein einziges dieser Unternehmen kann auf die Vergünstigung verzichten“, sagt er.

Altmaier sieht das anders. 700 Millionen Euro wollte er auf diese Weise einsparen. Stundenlang hatte er in den vergangenen Wochen mit den Landesministern verhandelt. „Ich dachte, wir wären da schon ein ganzes Stück aufeinander zu gekommen“, sagte er nach dem Energiegipfel. Da hatte er sich getäuscht.

Für Seehofer gibt es keinen Zweifel, wer an der Malaise schuld ist. Dass der Bund den Großteil der Einsparungen zur Entlastung der Stromkunden erbringen müsse, sei doch ganz normal, findet er. Der Bund habe es nicht geschafft, das Ansteigen der Umlage für erneuerbare Energien zu verhindern. „Daher ist es auch folgerichtig, wenn er jetzt bei der Steuer in der Pflicht ist.“

PETER MÜLLER, GERALD TRAUFFETTER

# DAS BESTE WLAN



## ✓ **HIGHSPEED-WLAN!**

Mit bis zu 300 MBit/s und optimaler Frequenzwahl.

## ✓ **BESTE REICHWEITE!**

Höchste Reichweite und bester Datendurchsatz dank MIMO Mehrantennentechnik.

## ✓ **ECO-MODE!**

Funkleistung nur bei aktiver Datenübertragung, dadurch geringstmöglicher Stromverbrauch.

## ✓ **SICHERHEIT!**

Integrierte Firewall und WPA2-Verschlüsselung.

## ✓ **GAST-ZUGANG!**

Eigener WLAN-Zugang für Gäste – getrennt von Ihrem Heimnetzwerk zum Schutz Ihrer Daten.

## ✓ **100 GB ONLINE-SPEICHER!**

100 GB Online-Speicherplatz in einem der 1&1 Hochleistungs-Rechenzentren für Ihre Dateien, Bilder, Musik etc.

Auszeichnung der  
1&1 HomeServer-Familie



Ausgabe 03/2012



# 1&1 DSL INTERNET UND TELEFON

# 19,99

ab €/Monat\*

Sparpreis für volle 24 Monate,  
danach 24,99 €/Monat.

6.000 – 50.000 kBit/s zum Sparpreis –  
inklusive 1&1 HomeServer!\*

DEUTSCHES INSTITUT  
FÜR SERVICE-QUALITÄT

**1. PLATZ**

**Service**  
Internetanbieter

Teilkategorie im  
TEST Okt. 2012  
14 Unternehmen

[www.disq.de](http://www.disq.de)  
Privatwirtschaftliches Institut

**n-tv**



**1und1.de**  
0 26 02 / 96 90



CDU

# Preis der Freundschaft

Kein Politiker steht Angela Merkel näher als Volker Kauder. Doch die engen Bande zur Kanzlerin untergraben die Autorität des Chefs der Unions-Bundestagsfraktion.

Sauer? Auf die Kanzlerin? Volker Kauder schüttelt überrascht den Kopf, er lässt sich in seinen Ledersessel zurückfallen. Er wirkt wie ein Mann, der schon die Frage seltsam findet.

Dabei hat er es Merkel zu verdanken, dass er im Moment ziemlich gerupft da steht. Als Kauder vor kurzem anregte, gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften im Steuerrecht wie eine normale Ehe zu behandeln, geschah dies mit Kenntnis Angela Merkels. Doch dann rebellierte die CDU-Basis, die CSU legte ihr Veto ein. Wer zu all dem schwieg, war Merkel, und so musste Kauder unter dem Spott der Opposition den Rückzug antreten.

Andere würden sich gedemütigt fühlen, im Stich gelassen. Und Kauder? Dem Chef der Unions-Bundestagsfraktion fällt auch an diesem Mittwochabend nur Gutes über die Kanzlerin ein. Es ist ein weiterer Ausdruck von Loyalität in einem Verhältnis, das diesen Beweis längst nicht mehr nötig hat.

Sicherlich, wenn der Regierungsmotor schnurren soll, müssen Kanzler und Fraktionschef vernünftig zusammenarbeiten. Doch Kauder dient der Kanzlerin bis an die Grenze der Selbstverleugnung, mit professioneller Partnerschaft allein lässt sich das nicht erklären. Beide verbindet etwas, das es in der Politik kaum gibt: Merkel nennt Kauder „einen guten Freund“, umgekehrt ist es genauso.

Freundschaft ist ein schwieriger Begriff in der Politik, meist ist es nichts als eine Phrase, die man in die Kameras sagt. Bei Merkel und Kauder liegen die Dinge anders. Sie duzen sich seit langem, gehen manchmal sogar zusammen ins Theater. Es ist ein Zusammenhalt, wie man ihn im kalten Politikbetrieb selten findet. Fast wirkt es, als passe der eine auf, dass dem anderen nichts passiert.

Nun aber bekommt Kauder ein Problem. Der Fraktionschef soll die Regierung auch kontrollieren, ihr auf die Finger schauen. Das ist die Aufgabe des Parlaments. In der Unionsfraktion haben aber viele Abgeordnete das Gefühl, dass Merkel ihren Freund Kauder ziemlich gut im Griff hat. Seine Autorität scheint langsam dahinzuschmelzen.

Kauder und Merkel haben eine lange Geschichte. Im Jahr 2001 war es Kauder, der Merkel die Nachricht überbrachte, dass die CDU in Baden-Württemberg Edmund Stoiber und nicht sie als Kanzlerkandidaten will. Es hätte der Beginn einer innigen Feindschaft werden können, aber bald danach machte Merkel den Mann aus dem Südwesten erst zum parlamentarischen Geschäftsführer, dann zum CDU-Generalsekretär.

Kauders war anders als die anderen Männer in der CDU. Roland Koch und

CHRISTIAN THIEL

CDU-Politiker Kauder, Merkel im Bundestag  
Rädchen in der Machtmaschine

Christian Wulff hielten sich immer für die besseren Chefs, Kauder dagegen fand sich mit der Rolle als Nummer zwei ab. Er hatte keine Probleme, Merkels Autorität zu akzeptieren.

Als Fraktionsvorsitzender muss sich Kauder aber eigentlich von niemandem etwas sagen lassen, nicht mal von Merkel. Es ist ein idealer Posten, um sich als potentieller Kanzler in Stellung zu bringen. Ab Mitte der neunziger Jahre zum Beispiel waren Fraktionschef Wolfgang Schäuble und Kanzler Helmut Kohl vor allem Rivalen, Schäuble genoss es, als der kommende mächtige Mann der Republik zu gelten.

Zwischen Merkel und Kauder dagegen gibt es keinen Wettbewerb. Kauder will nicht Kanzler werden. Er will, dass die Kanzlerin gut dasteht. So passt er perfekt in Merkels Kalkül. Die Kanzlerin schätzt Gefolgsleute, die ihren Willen ausführen, fleißige Helfer, denen sie notfalls per SMS Aufträge erteilen kann.

In der Debatte um die Homo-Ehe war es ein kurzes Telefonat, das die Wende einläutete. Als Kauder klar wird, dass sein Vorstoß gescheitert ist, greift er am Montagabend vor vier Wochen zum Hörer und ruft Merkel an.

Die Kanzlerin ist längst zur selben Einsicht gelangt wie ihr Fraktionschef – die Debatte hat das Potential, die Union im Wahljahr zu zerreißen, die Partei ist nicht reif für einen weiteren Kurswechsel. Die beiden verabreden ein Manöver, das nicht zu Kauders Stärken gehört – den geordneten Rückzug. „Mit uns wird es keine totale Gleichstellung von Ehe und Lebenspartnerschaft geben“, sagte er dann im SPIEGEL (10/2013).

An solchen Tagen scheint es fast, als gäbe es Volker Kauder zweimal. Einmal als Chef der 237 Unionsparlamentarier im Bundestag. Und einmal als Rädchen in der Machtmaschine des Kanzleramts.

Diese Doppelrolle bringt Zumutungen mit sich. Kauder ist einer der letzten prominenten Konservativen in der CDU. Doch als Fraktionschef musste er seiner Kanzlerin dabei zur Hand gehen, den Ausstieg aus der Atomkraft und das Ende der Wehrpflicht zu organisieren. Die Lieblingsthemen der Konservativen landeten auf dem Müllhaufen der Parteigeschichte. Die CDU wurde ganz irre an den Volten ihrer Parteichefin. Auch Kauder war mit vielen zunächst nicht einverstanden.

Aber er hat Merkel wenig entgegenzusetzen. Sein Konservativismus kommt aus dem Bauch. Er hat kein umfassendes geistiges Gerüst, mit dem er ihn be-

gründen könnte. Kauder ist in der Nähe des Bodensees aufgewachsen, dort galt es lange als Gewissheit, dass die Mutter ins Haus gehört und Homosexualität Sünde ist. Nun weht der Wind des Neuen durch die CDU. Kauder spürt Unbehagen. Aber es gibt immer weniger vernünftige Argumente, mit denen er sich gegen die Modernisierung stellen kann. Er spürt nur das Grummeln in seinem Bauch.

Manchmal wagt er einen kleinen Aufstand, bei der Wehrpflicht zum Beispiel. Als Merkel über deren Abschaffung in der Fraktion einmal befinden lassen wollte, intervenierte Kauder. Eine so grundsätzliche Frage müsse zuerst dem Parteitag vorgelegt werden, sagte er Merkel. Sie ließ ihn gewähren, Merkel war früher selbst drei Jahre Fraktionschefin. Manchmal erinnert sie sich daran, dass man auf

nen Milliardenleistung für Eltern mit Kauder zu besprechen, gelangte der Streit in die Zeitungen.

Und der sogenannte Berliner Kreis, ursprünglich eine lose Verbindung konservativer Unionsabgeordneter, die unzufrieden mit Merkels Kurs sind, ist längst eine eigene kleine Einheit innerhalb von Kauders Fraktion geworden. Zu Kauders Unwillen gibt es jetzt sogar regelmäßige Treffen. Die Warnungen des Fraktionschefs schlugen Mitglieder wie Thomas Bareiß einfach in den Wind.

Wolfgang Schäuble, der Bundesfinanzminister, ist zudem sauer, weil Merkel und Kauder den Kurswechsel bei der Homo-Ehe wieder zurückgenommen haben. Schon lange warnt er die beiden vor einem „drohenden Debakel“, sollte das Verfassungsgericht demnächst wie erwartet die steuerliche Gleichstellung verlangen.

Viel gefährlicher aber ist, dass die Euro-Kritiker in den Reihen der Fraktion lauter werden. Sie sehen nicht ein, warum sie ständig einem Mann folgen sollen, der am Ende doch nur daran denkt, wie er der Kanzlerin das Leben leichter macht. „Die Sitten verlottern“, sagt einer an der Parteispitze. Da schwingt echte Sorge mit. Bisher fielen die Abweichler nicht ins Gewicht, weil die SPD im Zweifel immer die Euro-Politik Merkels unterstützte. Doch im Wahljahr könnte damit Schluss sein.

Die Kanzlerin hat nicht das Gefühl, dass ein anderer den Job besser und vor allem verlässlicher machen könnte als Kauder. Bei der Euro-Rettung zum Beispiel hat die eigene Mehrheit des Regierungslagers

noch immer gestanden, wenn es darauf ankam. Warum sollte es jetzt ausgerechnet bei Zypern anders sein? Außerdem braucht Merkel im Wahljahr wenigstens einen Mitstreiter von Gewicht, der die konservative Fahne hochhält.

Kauder hat dafür ein Feld gefunden, wo er die Kreise der Kanzlerin nicht stört. Seit einiger Zeit engagiert er sich für verfolgte Christen in aller Welt, er ist deshalb zuletzt nach Ägypten gereist und hat ein Buch herausgegeben. Wenn ihm Zeit bleibt, reist er durch die Republik und hält Vorträge. Rund 10000 Menschen haben ihm allein im vergangenen Jahr zugehört.

Am Sonntag vor einer Woche trat Kauder auf Einladung der Pastorin in der St-Annen-Kirche im Berliner Ortsteil Dahlem auf. Es war ein schöner Tag für ihn, 200 Leute waren da, sie wollten Kauder hören, nicht Angela Merkels Fraktionschef. Der Auftritt war ein Erfolg, und er gehörte ihm. Ihm allein.

PETER MÜLLER



Aktivisten beim Christopher Street Day: Der Wind des Neuen

diesem Posten einen gewissen Spielraum braucht.

Trotzdem gibt sie die Kontrolle über die Fraktion nie ganz außer Hand. Wenn möglich, spricht sie mit Kauder ihre Strategie jeweils am Sonntag ab, bevor die Woche mit Parteipräsidium und dem Fraktionsvorstand startet. Wie früher Helmut Kohl verpasst die Kanzlerin kaum eine Fraktionssitzung. Wenn Kauder dienstags um drei mit der kleinen Glocke im Reichstag klingelt, ist Merkel meist mit dabei und bleibt trotz dichten Terminkalenders oft bis zum Schluss.

Die enge Verbindung zu Merkel sehen nicht alle in der Fraktion gern. Viele wünschen einen eigenständigeren Kurs, gerade jetzt, wo sich mancher über die Wiederwahl Gedanken macht.

Fälle von Aufmüpfigkeit häufen sich. Ingrid Fischbach, Kauders Stellvertreterin für Familienfragen, protestierte vor einiger Zeit per Brief gegen das Betreuungsgeld. Anstatt ihre Kritik an der umstritte-



## MLPD-Chef Engel

Deutschlands unterschätzte Gefahr?

auch für die MLPD. Die Darstellung der Partei beruhe „zu etwa 50 Prozent auf Verfassungsschutzberichten“, sagt van Hüllen.

Was das Gericht von der Beweiskraft dieser Informationen hält, hat es bereits bei einem ersten Verhandlungstermin, Anfang Oktober vorigen Jahres, deutlich gemacht: eher nichts.

Damals hatte van Hüllens Verteidiger, der Medienanwalt Gernot Lehr, der auch Altbundespräsident Christian Wulff vertritt, die kritisierten Buchpassagen mit Verfassungsschutzberichten von Bund und Ländern zu belegen versucht.

Von einem „Personenkult“ in der Partei schrieb das BfV bereits 1995. Den Hinweis, bei der MLPD handele es sich um eine Sekte, belegte Lehr auch mit Verweisen auf Berichte der Verfassungsschützer in Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg. Zudem wies er darauf hin: „Mitteilungen von Behörden gelten als zuverlässige Informationsquelle.“

Die Vorsitzende Richterin der 4. Zivilkammer des Landgerichts Essen, Jutta Lashöfer, zeigte sich wenig beeindruckt. Sie verlangte, den Personenkult durch „Beleg Tatsachen zu konkretisieren und unter Beweis zu stellen“. Die präsentierten Quellen seien „unzureichend“. Der Autor konnte seine Verfassungsschutzberichte wieder einpacken.

Van Hüllen hatte auch berichtet, MLPD-Funktionäre machten „unangekündigte Kontrollbesuche“ bei neugewonnenen Mitgliedern, bei denen es darum gehe, „ihre Lebensverhältnisse auf Einflussmöglichkeiten des Klassenfeindes zu untersuchen“. Auch hier verlangt das Gericht Belege. Van Hüllen musste den Namen eines Zeugen preisgeben.

Am Donnerstag will das Landgericht über die Klage der MLPD entscheiden. Der Streit „Kommunisten gegen Schlapphut“ ist damit aber wohl noch nicht vorbei. Engel will das Urteil bei einer Niederlage anfechten. Van Hüllen überlegt, das ebenfalls zu tun.

Finanziell sind die Kommunisten beim Gang durch die Instanzen allerdings klar im Vorteil. Wenn die MLPD in den Medien auftaucht, dann geht es meist nicht um die klassenlose Gesellschaft, sondern um Großspenden. 2012 schenkte ein Ehepaar aus Wilhelmshaven den Kommunisten 115 000 Euro. In den Jahren davor überließ ein früherer Bergmann aus Moers der Partei über drei Millionen Euro. Das Vermögen der MLPD soll mehr als fünf Millionen Euro betragen.

Die Einnahmen aus den Buchveräußerungen des Ex-Verfassungsschützers können da nicht mithalten. Van Hüllen brachte bislang 1500 Exemplare in den Verkauf.

HUBERT GUDE

EXTREMISMUS

# Marxisten gegen Schlapphut

Ein Verfassungsschützer hat ein Buch über Kommunisten geschrieben, die klagen dagegen. Der Prozess entlarvt, wie dünn Erkenntnisse des Dienstes sein können.

Der Parteichef ist müde und hat einen roten Kopf. Er sei noch kurz in der Sauna gewesen, erzählt Stefan Engel, außerdem leide er unter Jetlag. Gerade erst komme er zurück in die Zentrale der Marxistisch-Leninistischen Partei Deutschlands (MLPD), nach drei Wochen Südamerika. In Peru sprach Engel bei der „1. Weltkonferenz der Bergarbeiter“, in Kolumbien und Argentinien besuchte er Genossen. Nun doziert der 59-Jährige über das kapitalistische System in Deutschland, das der gelernte Schlosser durch eine Diktatur des Proletariats ersetzen möchte.

Zum Gespräch über die bevorstehende Revolution offeriert der Parteimann Pralinen, auf denen das Konterfei von Karl Marx zu erkennen ist – daneben liegen Schokoriegel vom Klassenfeind. „Wenn die Massen auf die Straße gehen“, verspricht Engel, „dann werden wir uns an die Seite der Arbeiter stellen.“ Für ungeübte Ohren klingen Engels Sätze eher nach Folklore als nach Bedrohung.

Die MLPD hat es noch nie in den Bundestag oder einen deutschen Landtag geschafft. Das Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV) in Köln hält die Splitterpartei, der laut BfV rund 2300 Mitglieder angehören, und ihren Vorsitzenden

trotzdem für gefährliche Linksextremisten. Sie müssten beobachtet werden – falls nötig auch mit nachrichtendienstlichen Mitteln wie V-Leuten.

In einem Prozess vor dem Landgericht Essen geht es nun um die pikante Frage, was die jährlichen Verfassungsschutzberichte über die Marxisten wert sind. Denn die MLPD hat gegen das Buch eines langjährigen Verfassungsschützers geklagt, der bis 2006 Referatsleiter in der damaligen Abteilung Linksextremismus des BfV war. In dem Werk „Linksextrem – Deutschlands unterschätzte Gefahr?“ finden sich Passagen über Engels Partei, die in weiten Teilen auf Erkenntnisse der Verfassungsschutzämter zurückgehen.

Die MLPD stört sich an der Behauptung, sie sei eine „in marxistisch-leninistische Parteiform gekleidete Sekte“. Auch dass sich um den seit der Gründung 1982 amtierenden Parteichef ein „massiver, an die Vorbilder Stalin und Mao gemahnender Personenkult“ entwickelt habe, wie es in dem Buch heißt, hält die MLPD für abwegig. Und eine „maoistische Gehirnwäsche“ mit dem „erwünschten Ergebnis“ einer „proletarischen Denkweise“ bei Mitgliedern gebe es schon gar nicht.

10 000 Euro Schadensersatz fordern die Genossen von Ex-Verfassungsschützer Rudolf van Hüllen und seinem Co-Autor, dem Politikwissenschaftler Harald Bergsdorf: 5000 Euro für Engel, 5000 Euro für die Partei.

Der Prozess ist peinlich für den Verfassungsschutz, der durch die NSU-Pannenserie in die Krise geraten ist. Die Unterlassungsklage der MLPD richtet sich zwar gegen den Schöningh Verlag, der das Buch 2011 auf den Markt brachte. Doch vor Gericht muss der Autor, der einst hochrangige Verfassungsschutzmann van Hüllen, die Belege für seine Vorwürfe offenlegen. Als Referatsleiter war er beim Geheimdienst für die Auswertung von Informationen zuständig, unter anderem

BERND THUSSEN / DER SPIEGEL



# LAVAZZA

THE REAL  
ITALIAN ESPRESSO  
EXPERIENCE

LAVAZZA & MODO MIO.  
WÄHLEN SIE DAS ECHE CAPPUCCINO SYSTEM.



Jetzt gleich testen – 069/63155163  
[www.lavazzamodomio.com](http://www.lavazzamodomio.com)



Daimler-Teststrecke in Immendingen (Computersimulation), Naturschutzgebiet im Schwarzwald, Flughafen Lübeck: Hinter verschlossenen Türen

LOBBY

## Geld oder Klage

Windpark, Autoteststrecke, Flughafen: Wenn die Kasse stimmt, machen Öko-Lobbyisten beim Umweltschutz schon mal Zugeständnisse. Kritiker sprechen von Ablasshandel.

**O**bwohl mitunter scharf geschossen wird, hat sich der Truppenübungsplatz bei Immendingen östlich des Schwarzwalds zu einem Biotop für Tiere entwickelt. Wanderfalken kreisen über dem 420 Hektar großen Areal. In den Bäumen hinter dem Maschendraht nisten Baumpieper und Waldkauz.

Leider ist die Tierwelt bedroht. Wenn die Soldaten demnächst abziehen, will der Automobilkonzern Daimler einen Parcours für Testfahrer

bauen. Geplant sind zwei Steilkurven, mehrere Prüfstände und ein Kurs von etwa fünf Kilometer Länge – mit Bodenheizung. In wenigen Jahren sollen die ersten Autos durch den Wald rasen, ein Alptraum für Umweltschützer, sollte man jedenfalls glauben.

Doch Daimler hat einen mächtigen Verbündeten im Öko-Lager: den Naturschutzbund Deutschland (Nabu). Während viele der 500 000 Nabu-Mitglieder sonst für jeden Vogel kämpfen, und sei er noch so klein, unterstützt der baden-württembergische Nabu-Landesvorsitzende Andre Baumann lieber die Rennstrecke im Wald. „Es handelt sich um ein Gelände, wo schon heute viele Flächen versiegelt sind“, sagt Baumann. Er habe keine Bedenken.

Die Ansicht des Umweltlobbyisten könnte mit einer Spende zusammenhängen. Daimler hat dem Nabu 920 000 Euro überwiesen. Das Geld dient – natürlich – einem guten Zweck. Im Schwarzwald und im Allgäu sollen Wassergräben abgedichtet werden, um frühere Mooregebiete wiederzubeleben. Der Nabu nennt das Projekt „Moore mit Stern“, eine Anspielung auf das berühmte Logo am Mercedes-Kühlergrill.

In der Öffentlichkeit stellen sich die Funktionäre der Umweltverbände gern als kompromisslose Naturschützer dar, allzeit bereit, sich an einen Baum zu ketten, um Umweltaffäre zu stoppen. Doch hinter verschlossenen Türen zeigen sich manche Öko-Krieger gegenüber den Industriebossen erstaunlich konziliant. Protestplakate werden eingerollt, Aktivisten stellen ihre Mahnwachen ein: Alles, so sagen jedenfalls Kritiker, ist eben nur eine Frage des Preises.

Im hessischen Vogelsberg hat der Nabu kürzlich überraschend seinen Frieden mit einem Windpark gemacht. Zwar werden die Rotoren weiter quer zur Flugroute zahlreicher Wandervogel durch die Luft zischen. Doch der Betreiber ist nunmehr bereit, eine halbe Million Euro in einen Naturschutzfonds einzuzahlen, der von Funktionären des Naturschutzbundes verwaltet wird.

Auch mit dem Nordsee-Windpark Nordergründe im Wattenmeer haben sich die Umweltschützer arrangiert. Der Windparkbetreiber zahlte 800 000 Euro in eine Stiftung, die von Mitgliedern des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) verwaltet wird, einem Nabu-Konkurrenzverein. Und in Lübeck stimmten beide Verbände 2008 dem Ausbau des Flughafens am Naturschutzgebiet Grönauer Heide zu. Das Projekt wurde verkleinert, und es flossen 2,5 Millionen Euro in eine Umweltstiftung.

LIFE SCHMIDT / BILDGALD

**Umweltschützer Teegelbekkers, Rockel**  
„Das Leben besteht aus Kompromissen“



zeigen sich einige Öko-Krieger erstaunlich konzilient

Die Öko-Funktionäre bestreiten, dass sie käuflich seien. Man habe eben begriffen, dass der Umwelt mit einer Stiftung oder einem von der Industrie finanzierten Hilfsprojekt mehr gedient sei als mit Totalverweigerung. Mit einigen Unternehmen könne man ganz vernünftig reden, sagt Jürgen Resch, Bundesgeschäftsführer der Deutschen Umwelthilfe (DUH), die sich zu einem Viertel aus Spenden vor allem aus der Wirtschaft finanziert.

Die Frage ist nur, ob sich die Spender freiwillig auf den Handel einlassen – oder ob es sich mitunter nicht doch um eine Art Erpressung handelt, nach dem Motto: Geld oder Klage. Viele Unternehmen treibt die Sorge, zur Zielscheibe einer öffentlichen Kampagne zu werden. Auch einem langwierigen Streit vor Gericht möchten die Betroffenen in der Regel lieber aus dem Weg gehen, selbst wenn die Siegchancen vor Gericht gut sind.

Die großen Umweltverbände haben es vergleichsweise leicht, ihren Gegnern juristische Scherereien zu machen; sie haben ein Klagerecht in Umweltfragen, ein im deutschen Rechtssystem seltenes Privileg. Weil die Pflanzen- und Tierwelt sonst angeblich hilflos dem menschlichen Raubbau ausgesetzt wäre, dürfen Nabu, BUND, DUH und weitere, von den Umweltministerien anerkannte Vereine im Namen bedrohter Klein- und Großlebewesen vor Gericht ziehen.

Bei Daimler sah es lange so aus, als werde der Bau einer Teststrecke am Widerstand der Umweltbewegung scheitern. Der Konzern hatte es in den achtziger Jahren in Boxberg im Nordosten Baden-Württembergs versucht, doch Naturschützer kämpften das Projekt nieder. Ähnlich erging es potentiellen Standorten bei Tübingen, in Sulz am Neckar, in Nellingen bei Ulm – wo immer der Autobauer auftauchte, formierte sich Protest.

Doch jetzt, in Immendingen, ist vieles anders. „Herzlich Willkommen“ haben

einige Einwohner auf Plakate gemalt. Auf Bürgerversammlungen tragen sie Buttons am Revers. Darauf steht: „Daimler – ein Stern für Immendingen“.

Der Konzern bestreitet, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen der Spende und der Genehmigung der Teststrecke. Man handle „aus Verantwortungsgefühl gegenüber der Gesellschaft“, so ein Manager. Auch Nabu-Funktionär Baumann beteuert: „Wir lassen uns keine goldenen Zügel umbinden.“

Ist das glaubwürdig? „Der Nabu verkauft sich“, schimpft Sepp Bauer, ehemaliger Naturschutzbeauftragter des Landkreises Ravensburg und langjähriges Nabu-Mitglied. Zumal auch das geförderte Moorprojekt ökologisch fragwürdig sei. Bauer hat Konsequenzen gezogen. Als Ökologe, der nach eigenem Bekunden „30 Jahre lang jeden Papierschnipsel im Wald aufgehoben hat“, ist er aus dem Umweltverband ausgetreten.

Der Nabu gilt in der Szene als besonders aufgeschlossen, was Kooperationen mit der Industrie angeht, etwa mit Volkswagen. Nabu und VW treten regelmäßig unter einer gemeinsamen Dachmarke auf: „Mobil für Mensch und Natur“. Der Konzern sponsert Projekte für die Wiedersiedelung des Wolfes oder die Renaturierung der Havelauen. Der Nabu bricht dafür PR-wirksam in Jubel aus, wenn VW den „umweltfreundlichen Caravelle BlueMotion“ auf den Markt bringt, einen „Transportertraum“.

Dann posieren die Naturfreunde für die Kameras lächelnd vor dem Gefährt. Das Foto schmückt die gemeinsame Webseite „volkswagen-nabu.de“. Und so entsteht der Eindruck, dass dem Autokonzern die nachhaltige Mobilität wirklich am Herzen liegt – abgesehen vielleicht vom Bugatti mit 1001 PS, den VW im Angebot hat.

Für den Präzedenzfall sorgte 1998 der BUND Thüringen. Als damals das Energieunternehmen Veag ein Pumpspeicherkraftwerk im malerischen Goldisthal plante,

regte sich der BUND auf – beruhigte sich aber wieder, als der Energieversorger 3,6 Millionen Euro für eine „Naturstiftung David“ zahlte.

„Das Leben besteht immer aus Kompromissen“, sagt Axel Rockel vom Nabu-Kreisverband im hessischen Vogelsberg. Erst Ende vergangenen Jahres hat sein Verband die Klage gegen einen Windpark zurückgezogen, „unter Bauchschmerzen“, wie Rockel sagt. Jetzt drehen sich die fünf umstrittenen Rotoren wieder mit einer Geschwindigkeit von fast 300 Kilometern pro Stunde an den Spitzen, eine tödliche Gefahr für Vögel wie den Roten Milan.

Die Betreiber des Windparks haben 500 000 Euro in einen Naturschutzfonds einbezahlt, den eine Nabu-Stiftung verwalten soll. „Mäuse für den Milan“ heißt das Projekt, gleichwohl bestreitet der Nabu, dass es sich um einen Fall von Erpressung gehandelt habe. Die Geschäftsführung des Unternehmens Hessen-Energie, die einen Teil des Geldes aufgebracht hat, beschreibt die Sachlage in der „Mitteldeutschen Zeitung“ so: „Wir konnten es uns einfach nicht leisten, dem Vorschlag des Nabu nicht zu entsprechen.“

Auch in Hessen sind Umweltschützer sauer auf die Funktionäre. „Ich sehe das ganz simpel, hier ist jemand gekauft worden“, sagt Hans Teegelbecker, ein 73-jähriger Aktivist. Wenn die Klage gegen die Windkraftbetreiber berechtigt gewesen sei, hätte man keinen Kompromiss eingehen dürfen. Der Windpark stelle eine „tödliche Wand“ für die Vögel dar, er zerschneide ihre Jagdreviere und Brutstätten.

Vor einiger Zeit, als die Nabu-Funktionäre noch gegen die Rotoren klagten, hatten die Betreiber des Windparks Aufkleber verteilt mit der Aufschrift „Nabu Nein Danke“. Jetzt sind es Vogelschützer, die die Aufkleber verteilen.

MAX BIEDERBECK, ALEXANDER NEUBACHER,  
GERALD TRAUFFETTER



**Wahlkampfchefinnen Lemke, Nahles**  
Absprachen sind erfolglos

PARTEIEN

## Partner im Bodenkampf

Mehrere Grüne streben in Großstädten Direktmandate bei der Bundestagswahl an – auf Kosten der SPD.

**Ö**czan Mutlu könnte sich zurücklehnen. Der 45-Jährige hat den zweiten Platz auf der Berliner Landesliste der Grünen ergattert, der Einzug in den Bundestag ist ihm sicher.

Aber so leicht es sich der Diplom-Ingenieur nicht machen. „Mir wurde nie etwas geschenkt, ich werde kämpfen“, sagt Mutlu, der als kleiner Junge aus der Türkei nach Deutschland kam. Er will bei der Bundestagswahl im September den Wahlkreis Berlin-Mitte direkt für die Grünen erobern: „Wir wollen zeigen, dass wir auch außerhalb unserer Hochburg Kreuzberg die Stärksten sein können.“

Für die Sozialdemokraten ist das keine gute Nachricht. Die SPD-Bundestagsabgeordnete Eva Högl hatte vor vier Jahren den Wahlkreis Mitte nur mit Mühe geholt, jede kleine Verschiebung kann ihr Aus bedeuten. „Wir werden uns einen fairen Wahlkampf liefern“, verspricht Mutlu.

Solche Botschaften hören die Sozialdemokraten inzwischen häufig. Bisher hat nur ein Grüner ein Direktmandat geholt, der Altlinke Hans-Christian Ströbele im Berliner Szenebezirk Friedrichshain-Kreuzberg. Jetzt wollen viele Grüne den Ströbele machen: in Freiburg und Stutt-

gart, in Frankfurt am Main und in einer Reihe von Berliner Wahlkreisen.

Im Wahljahr droht ein rot-grüner Bodenkampf. Bisher haben in der Regel die Grünen zurückgesteckt, wenn es um Direktkandidaturen ging. Doch mit den Umfragewerten der Grünen ist auch das Selbstbewusstsein gewachsen: Geschenke wollen sie nun nicht mehr verteilen – nicht mal an den Wunschpartner SPD.

Das sieht auch Omid Nouripour so. Seinen Frankfurter Wahlkreis hat zuletzt die CDU-Rechtsauslegerin Erika Steinbach gewonnen. Der Grüne verlangt jetzt von den Sozialdemokraten, sie sollten zu seiner Wahl aufrufen, um die Chefin des Bundes der Vertriebenen zu besiegen. Im Gegenzug würden die Grünen in anderen Wahlkreisen die SPD unterstützen.

Bei der letzten Bundestagswahl holte Nouripour freilich nur 15 Prozent der Stimmen, die SPD-Konkurrentin immerhin fast 30. Müsste nicht Nouripour für die Genossin werben statt andersherum? Nouripour findet das nicht: „Wir sind nicht die kleine Schwester der SPD.“

Verhakt ist die Lage auch in Baden-Württemberg. Die Grünen stellen den Ministerpräsidenten, sie sind nicht länger bereit, bedingungslos SPD-Direktkandidaten zu unterstützen.

Besonders offensiv gehen sie in Stuttgart zur Sache. Dort peilt der Bundesvorsitzende Cem Özdemir das Direktmandat an. Knapp 30 Prozent der Erststimmen holte er 2009, Ute Vogt kam für die SPD auf 18 Prozent; den Wahlkreis gewann damals die CDU. Nun rechnet sich Özdemir Chancen aus, die CDU hinter sich zu lassen.

Özdemir wirbt um Unterstützung der SPD. Dass sie selbst den Wahlkreis direkt erobern könnte, glaubt auch Vogt nicht. Aber deshalb für Özdemir eine Empfehlung aussprechen? Wohl eher nicht. Noch

gibt es keine Absprachen, aber die Genossen in Stuttgart fragen ungeniert: „Was springt für die SPD dabei raus?“

Noch immer tun sich die Sozialdemokraten schwer, die Grünen als Partner auf Augenhöhe zu akzeptieren. Deren Hilfe nehmen sie wie kürzlich bei den Oberbürgermeister-Wahlen in Karlsruhe und Wiesbaden gern in Anspruch. Umgekehrt war es für die SPD etwa 2012 ein enormer Kraftakt, den Grünen Fritz Kuhn bei der Wahl zum Stuttgarter Oberbürgermeister zu unterstützen.

In Freiburg will die baden-württembergische Spitzenkandidatin Kerstin Andreea den Wahlkreis-Gewinner von 2009 herausfordern. Der heißt Gernot Erler, ist Spitzenmann auf der SPD-Landesliste – und war 2009 der einzige Genosse in Baden-Württemberg, der sein Mandat direkt eroberte. Andreeas Chancen sind nicht besonders hoch. Aber sie findet, es sei „in einer grünen Hochburg wie Freiburg selbstverständlich“, dass sie um das Direktmandat kämpfe. „Kann gut sein, dass der CDU-Kollege am Ende der lachende Dritte ist“, sagt Erler.

Früher hat diese Sorge Rot und Grün zusammengeschweißt. Doch das neue Wahlrecht, das Überhangmandate ausgleicht, hat das geändert. Wenn die CDU aufgrund des rot-grünen Bruderzwistes mehr Wahlkreise gewinnt, gefährden diese nicht das rot-grüne Gesamtergebnis.

Die Spitzenleute der Parteien sehen den Nahkampf in den Wahlkreisen mit gemischten Gefühlen. Die Wahlkampfleiterinnen Andrea Nahles (SPD) und Steffi Lemke (Grüne) sind im Kontakt, konkrete Absprachen sind dabei bisher nicht zustande gekommen. Sie würden rot-grüne Konflikte gern verhindern und lieber Absprachen treffen, Kräfte bündeln und so CDU-Kandidaten symbolträchtig besiegen.

Doch bislang schafft die Grünen-Spitze es nicht, ihre ehrgeizigen Kandidaten zu bremsen. Viele der Bewerbungen hält die Parteizentrale für aussichtslos; aus ihrer Sicht wäre es zielführender, sich auf die Zweitstimmen zu konzentrieren.

Dass solche Argumente nicht verfangen, liegt auch an den Genossen. Die SPD hat nie einen Grünen bei der Bundestagswahl unterstützt, nicht mal Joschka Fischer in Frankfurt. Das ärgert manche Grünen seit Jahren, jetzt wird den Partnern die Rechnung präsentiert.

„Die SPD sollte sich rasch bewegen und uns gute Angebote machen“, warnt Fraktionsvize Frithjof Schmidt, einer der Strategen des linken Parteiflügels. „Je mehr Direktmandate die Grünen auch ohne Absprachen einfahren, desto höher werden die Preise, wenn die Genossen mal etwas von uns wollen.“

RALF BESTE, HORAND KNAUP

KRIMINALITÄT

# „Das eine verjährt nie“

Beweismittel wurden aus der Asservatenkammer gestohlen, Akten und Computerdaten verschwanden spurlos – Justizpannen erschweren seit vielen Jahren die Aufklärung eines Mordes an einem jungen Lehrer. *Von Bruno Schrep*

Elend ist er umgekommen, der Realschullehrer Dieter Huber, verdammt elend. Die beiden Männer, die ihn bei Stuttgart in seinem weißen Golf überfielen, zwangen ihn auf den Rücksitz, fesselten ihn mit Stoffketten, fuhren mit ihm nachts rund 140 Kilometer auf der Autobahn 81 in Richtung Bodensee.

Neben der Autobahnausfahrt Engen bei Singen zerrten sie ihr Opfer in ein Gebüsch. Sie traten dem Geknebelten gegen den Kopf, drückten ihm den Hals zu, zertrümmerten ihm den Kehlkopf, rammten ihm ein schwarzes Küchenmesser in den Rachen. Dieter Huber, 29 Jahre alt, starb noch an Ort und Stelle. Sein Auto, amtliches Kennzeichen BB-AY 111, wurde am nächsten Morgen mitten in der Ausfahrt von der Polizei entdeckt. Die Wagenschlüssel fehlten ebenso wie das Bargeld des Lehrers.

Das ist lange her – und trotzdem nicht vergessen. Denn der Überfall vom 9. November 1986 wurde nie aufgeklärt. Die Täter konnten nicht ermittelt werden und sind nie zur Rechenschaft gezogen worden. Den Hinterbliebenen lässt das bis heute keine Ruhe.

Deshalb sind zwei grauhaarige Herren an diesem Dienstag im Februar, mehr als 26 Jahre nach dem Verbrechen, zum Tatort gekommen, ein Bruder und ein Schwager des Opfers. Beide sind inzwischen Rentner, jenseits der Sechzig, sie schauen stumm auf kahles Gestrüpp und ein kleines Birkenwäldchen. Viel mehr gibt es nicht zu sehen. Mit ihren Schuhen versinken sie im aufgeweichten Erdboden. Es nieselt.

„Ich wollte einmal an dem Platz sein, an dem mein Bruder starb“, sagt Werner Huber, ein ehemaliger Postbeamter, „ich bin zum ersten Mal hier.“ Schwager Karl Sch., der den Ort schon kennt, hat ihn zu diesem traurigen Ausflug überredet. Die beiden alten Männer wollen hier Kraft finden, für ihren Kampf um Gerechtigkeit für Dieter.



**Pädagoge Dieter Huber um 1984**  
*Verzweifelt gegen die Angreifer gewehrt*



**Aufgerissene Asservatentüten**  
*Penibel aufgelistet, was eigentlich drin sein müsste*

Denn die baden-württembergische Justiz hat den Fall Dieter Huber offenbar aufgegeben. Die Angehörigen kämpfen darum, dass auch nach Jahrzehnten weiter ermittelt, weiter vernommen, weiter nach Beweisen gesucht wird. Über ihren Anwalt haben sie einen neuen Vorstoß unternommen, um das bereits mehrfach eingestellte Verfahren wieder in Gang zu bringen. Als wollte er sich selbst Mut machen, erklärt der Bruder: „Wir geben nicht auf, bis die Wahrheit ans Licht kommt.“

Aber was ist die Wahrheit?

Seit vielen Jahren wird ein heute 47-jähriger Mann verdächtigt, einer der Täter zu sein. Er ist durch frühere Gewalttaten, verdächtige Äußerungen und Indizien auffällig geworden, saß wegen anderer Delikte jahrelang im Gefängnis. Als der Mord geschah, war er gerade 20. Heute lebt er in der Provinz, ist ehrenamtlich aktiv in Vereinen und Bildungseinrichtungen. Die Zweifel an seiner Unschuld sind groß, trotzdem musste er sich nie vor Gericht verantworten.

Die Angehörigen des Opfers vermuten, dass die Justiz einen Prozess scheut, weil schwere Pannen in der Ermittlung öffentlich würden. „Wie diese Sache immer wieder totgemacht wird, macht mich wütend“, sagt der Bruder. Schwager Sch. ergänzt: „Es verletzt unser Gerechtigkeitsgefühl.“

Tatsächlich erschüttert der Fall das Vertrauen in die Arbeit der Justiz: Wichtige Beweismittel wurden offenbar gezielt aus staatlichem Gewahrsam gestohlen. Die Ermittlungsakte war jahrelang nicht auffindbar. Die Computerdaten einer Speicherprobe verschwanden spurlos.

Dieter Huber, der bis zu seiner Ermordung in Sindelfingen wohnte, galt als engagierter junger Lehrer, beliebt bei Schülern und Kollegen. Seine drei älteren Geschwister – zwei Brüder, eine Schwester – wussten, dass er bescheiden lebte, für

Leiche lag an der Autobahn Singen–Stuttgart

# Grausamer Mord an 29-jährigem Allgäuer

Anhalter als Täter? – Kripo-Sonderkommission ermittelt

Von unserem Redaktionsmitglied Udo Schüttelpelz

LINDENBERG. In der Auzellkirche von Lindenberg (Westallgäu) wurden gestern um 14 Uhr eine Totenmesse abgehalten. 45 Minuten darauf setzte sich ein langer Trauerzug zum katholischen Friedhof in Bewegung. Die Bevölkerung nahm Abschied von dem Bealchaler Dieter Huber, der nur 29 Jahre alt wurde. Am vergangenen Donnerstag war die Leiche des belohnten Fährmanns an der Anhalter Autobahn Singen-Stuttgart von Polizeibeamten gefunden worden. Dieter Huber wurde ermordet! Die Konstanzer Staatsanwältin Hägel: „Die Täter haben seinen Kehlkopf durchstochen, aus seinem Hals ragte ein Klackmesser mit einer sechs Zentimeter langen Klinge. Nach dem vorläufigen Obduktionsergebnis ist Herr Huber zuvor erwischt oder erdolcht worden.“

Eine Sonderkommission der Kripo Singen rekonstruierte die letzten Stunden im Leben des Lehrers. Am Sonntag, 9. November, hatte er in Stuttgart-Möhringen einen Freund besucht, von dem er sich gegen 11:30 Uhr verabschiedete. Als Huber, Lehrer an der Bealchale in der Eschbacher Straße in Sindelfingen, erkrankte der Schulleiter Vermittlungsnähe. Am selben Tag, um 13:30 Uhr, wurde Hubers weißer VW Golf auf dem Staatsstraßen der Autobahnausfahrt gefunden. Die Leiche des Lehrers lag nur 15 Meter entfernt hinter einem Gebüsch.

Der Wagen wurde abgeschleppt. Und erst als man wusste, daß der Fahrgastverletzte verstorben war, suchte man die Umgebung ab. Die Leiche des Lehrers lag getrennt und getrennt am Straßenrand. Zeitschriften entdeckten den Toten am Donnerstag, 13. November, um 15:40 Uhr.

Warum Huber 140 Kilometer südlich von seinem Wohnort Böblingen gefunden wurde, ist noch unklar. „Vermutlich über“, so ein Sprecher der Mordkommission, „hat Huber an der Autobahn Stuttgart einen oder mehrere Anhalter mitgenommen. Die Täter haben ihn dann gezwungen, nach Süden zu fahren. Huber mußte anhalten, die Verbrechen haben ihn überwältigt, gefesselt und getötelt und dann ermordet. Danach sind sie bis Engen gefahren, haben den Wagen abgestellt und das Opfer versteckt.“

Von 1969 bis 1973 hatte Dieter Huber die Bealchale an der Sonnenhalde in seinem Heimatort Lindenberg besetzt, als er 13 war, starb seine Mutter. Nach der Bealchale ging er auf das Wirtschaftsgymnasium, machte das Abitur und studierte. Nach dem Studium wurde er Lehrer an der Bealchale in Sindelfingen.



ERMORDET wurden ist der 29-jährige Lindener Dieter Huber, dem gestern Angehörige und Freunde in seinem Heimatort die letzte Ehre erwiesen. Foto: Arthur Burkhard

**Blick punkt Allgäu**

**Wilhelm Zeiler wird 70**

**IMMENSTADT (Hst).** Der frühere Leiter des Landwirtschaftsamtes Immenstadt, Landwirtschaftsminister i. R. Willi Zeiler, wird heute, Mittwoch, 70 Jahre alt. Als Geschäftsführer der Bayerischen Arbeitsgemeinschaft für Bergbauern ist Zeiler einflussreich in der Alpenregion. Zeiler wurde geboren in der Schweiz und Österreich und vertritt die Interessen der Europäischen Arbeitsgemeinschaft Euroamts. Er organisierte und führte bis heute 70 Alpwanderkurse. Zeiler ist Träger des Bundesverdienstkreuzes am Bande. Das bayerische Staatsministerium wird den Jubilar am 27. November in einer Feierstunde in der Hofgarten-Stadthalle in Immenstadt ehren.

**Unfallreiches Wochenende**

**KEMPTEN (st).** Mit Verkehrsunfällen alle Hände voll zu tun hatte am vergangenen Wochenende die Polizei im Allgäu. Insgesamt 21mal krachte es auf den Straßen der Region, eine Person wurde getötet, 27 weitere zum Teil schwer verletzt.

## Siebt Strauß

Justiz befaßt mit „Anstas

KEMPTEN (st) sich die Justiz mit dem Strauß, der im Sommer des Jahres 1991 die Leiche des Laubhirschen in der Nähe von Strauß beauftragt wurde.

Das als Strafgerichtsausschuss bezeichnete Gremium hat die Strauß als Straßgerichtsausschuss bezeichnet. Die Richter empfanden als Straßgerichtsausschuss bezeichnet. Die Richter empfanden als Straßgerichtsausschuss bezeichnet.

**34 Fleischstücke**

### Zeitungartikel mit Beisetzungsfoto von 1986: Trotz TV-Fahndung keine Anhaltspunkte

eine Zukunft mit Frau und Kindern spar-te, eine junge Frau in Peru liebte. Sein Golf, den er gebraucht gekauft hatte, war sein einziger Luxus und sein ganzer Stolz. Mit diesem Wagen wollte er an seinem letzten Abend nach einem Besuch bei Stuttgarter Freunden die rund 30 Kilometer zurück nach Sindelfingen fahren.

Wie seine Peiniger ins Auto gelangten, ist bis heute rätselhaft. Bekannt war nur, dass Dieter Huber manchmal Anhalter mitnahm. Kampfspuren im Auto verrieten, dass Huber sich verzweifelt wehrte, offenbar sogar versuchte, aus dem fahrenden Wagen zu springen.

Am Tatort entdeckte Gegenstände, unter anderem blutbefleckte Kleidung, Zigarettenkippen und Papiertaschentücher, führten zunächst nicht weiter. Eine Analyse von DNA-Spuren, heute Routine, war 1986 noch nicht möglich. Beamte packten das Beweismaterial in Tüten, es wurde eingelagert.

Obwohl die Kripo eine Sonderkommission bildet, die Polizei eine Belohnung von 3000 Mark aussetzt und in der ZDF-Sendung „Aktenzeichen XY ... ungelöst“ mit einer Rekonstruktion des Verbrechens nach den Tätern gefahndet wird, bleiben alle Nachforschungen erfolglos. 1987 wird das Verfahren erstmals eingestellt.

Drei Jahre später, am 20. September 1990, erwischte die Polizei einen jungen Mann, der vier Tage zuvor einen spektakulären Raub begangen hatte. Getarnt mit einer schwarzen Perücke und einem angeklebten Schnurrbart, überfiel er nachts auf einem menschenleeren Parkplatz der Autobahn 81 ein älteres Ehepaar. Er zwang das Paar mit vorgehaltener Gas-pistole zur Weiterfahrt, drohte beiden von der Rückbank aus mit Erschießen,

nahm den zu Tode geängstigten Opfern neben rund 1000 Mark noch Eurocheques und Schmuck ab.

Den Fahndern fällt spontan die Ähnlichkeit zum Fall Huber auf. Der Tatort ist erneut die sogenannte Bodensee-Autobahn, wieder geschieht der Überfall im Schutz der Dunkelheit, auch diesmal geht es um Geld. Und der Räuber, gerade 24 Jahre alt, gilt trotz seiner Jugend als gefährlich und gewalttätig.

Manfred Wilhelm\* ist früh aus der Spur gekommen. Zwar hat er eine Lehre als Bau-facharbeiter gepackt, gerät aber zur gleichen Zeit in üble Gesellschaft.

Der ehemalige Kraftsportler wird Mitglied in einer Rockergruppe, die Gast-wirte mit Schutzgelderpressungen terrorisiert. Bei Schlägereien verteilt er Kopf-stöße und Fußtritte, drückt einem älteren

## Wachtmeister, Putzfrauen und Staatsanwälte hatten Zugang zur Asservatenkammer.

Mann brutal die Kehle zu, kassiert Vor-strafen wegen Körperverletzung und Landfriedensbruchs. Er schmuggelt Kokain aus Kolumbien ein, konsumiert das Zeug auch selbst, besitzt illegale Schuss-waffen. Und verliert oft aus nichtigem Anlass die Beherrschung. „Er ist ein jäh-zorniger Hund“, urteilt ein Kumpel aus seiner Motorradgang. „Wer ihn ärgert, dem haut er sofort aufs Maul.“

Was die Polizei besonders interessiert: Wilhelm ist nach Aussagen seiner Freun-

\* Name von der Redaktion geändert.

de oft als Tramper auf der Autobahn unterwegs, meistens nachts, wenn er kein Geld mehr für die Heimfahrt hat. Straftaten, erklären Zeugen, begehe er selten allein. Fast immer mache einer seiner Rockerfreunde mit. Auch beim Überfall auf das Ehepaar, glaubt die Kripo, half ein Unbekannter, fuhr Manfred Wilhelm zum Autobahnparkplatz, holte ihn später wieder ab.

Wegen dieses Raubs und wegen Drogenschmuggels verurteilt das Landgericht Konstanz ihn im Juli 1991 zu sechs Jahren und neun Monaten Freiheitsstrafe. Ein Gutachter attestiert Wilhelm eine „anti-soziale Persönlichkeitsstörung“. Allerdings: Für eine Täterschaft im Mordfall Dieter Huber gibt es Anhaltspunkte, aber nicht genug Beweise. Die Akte wird deshalb zum zweiten Mal geschlossen.

Kaum jemand bei der Polizei glaubte jetzt noch an eine Wende. Die Einzigsten, die nicht lockerließen, waren die Verwandten des Opfers. Immer wieder erkundigten sie sich nach Neuigkeiten, quälten die Ermittler mit Nachfragen. Sie mussten jedoch lang warten.

Erst 2007, mehr als 16 Jahre später, wird der ungeklärte Kriminalfall wieder aufgerollt. Und erneut geht es um den Verdacht gegen Manfred Wilhelm.

Cornelia Wöhler\*, seine 15 Jahre jüngere Lebensgefährtin, dient sich der Kriminalpolizei in Konstanz zu diesem Zeitpunkt als eine Art Kronzeugin an. Im Gegenzug verlangt sie eine neue Identität, einen anderen Namen, eine andere Wohnung an einem weit entfernten Ort, finanzielle Unterstützung. Der Grund: Manfred Wilhelm will nicht akzeptieren, dass sie sich von ihm trennen will. Er droht, sie und ihren Sohn umzubringen. Die Frau, die seine Gewaltausbrüche kennt, nimmt die Drohungen ernst, traut sich nicht mehr auf die Straße.

Als der Deal mit der Kripo zustande kommt, überrascht die Zeugin mit einer sensationellen Aussage. Sie berichtet, Wilhelm habe „bei einem früheren Überfall mal jemanden umgebracht“. Wie unter Zwang komme er ständig auf dieses Ereignis zu sprechen. Er erkläre immer wieder, bei diesem Raub sei „was schiefgegangen“, es sei „jemand draufgegangen“. Die Tat liege rund 20 Jahre zurück. Wilhelm quäle sich mit Selbstvorwürfen, bezeichne sich als „Kapitalverbrecher“. Wenn auch viele seiner früheren Rechtsbrüche inzwischen verjährt seien, so seine Rede: „Das eine verjährt nie.“

Nachdem die Polizei in einem anderen Verfahren seine DNA-Probe genommen hatte, habe er ständig mit seiner Festnahme gerechnet. „Er fing richtig an zu spinnen“, erinnert sich Cornelia Wöhler bei ihrer Vernehmung, „er kaufte sich neue Trainingsanzüge für den Knast, fing wieder an, Drogen zu nehmen. Lebte jeden Tag, als ob es sein letzter sei.“

Was ihre Aussage stützt: In einem Brief, den die Zeugin den Fahndern vorlegt, bezeichnet sich Manfred Wilhelm als Menschen, „der in der Vergangenheit zu viele Fehler gemacht hat“ und der „zu viel in seinem Rucksack hat“. Wenn das ans Tageslicht komme, „dann erfahre ich die Hölle auf Erden“. Falls die Polizei nicht wieder „Fehler macht beim Ermitteln“, müsse er noch mal ins Gefängnis, und zwar „leider länger“. Er bekomme dann bestimmt Sicherungsverwahrung.

Große Angst plagte Wilhelm auch lange Zeit vor Enthüllungen seiner Ex-Ehefrau, schildert die Kronzeugin. Die Mutter seiner vier Kinder, wohl ebenfalls in das Verbrechen eingeweiht, beschimpfte ihn bei Streitigkeiten in aller Öffentlichkeit als „Mörder“. Auch habe sie ihn mehrfach mit der Drohung erpresst, der Polizei die Einzelheiten des Verbrechens zu stecken.

Manfred Wilhelm habe deshalb seinerzeit beschlossen, seine Ex-Frau mit Gewalt zum Schweigen zu bringen. Zeugin Wöhler kannte die Ex-Frau und sah damals die Folgen des Dramas. Bei der Polizei erzählt Wöhler: „Sie lag zusammengeschnitten im Bett. Ihr Kiefer war total verschoben, beide Augenhöhlen und das Gesicht offen, grün und blau geschlagen, aus den Ohren lief Blut, die Schulter war ausgekugelt. Sie war nicht mehr ansprechbar.“ Ein Notarzt veranlasst, dass die Verletzte mit einem Rettungshubschrauber ins Bundeswehrkrankenhaus in Ulm geflogen wird.

Zu einem Prozess kommt es jedoch nie. Die Ex-Frau, die Manfred Wilhelm zunächst wegen der Schläge beschuldigt hatte, erklärt den Behörden später, sie sei unglücklich die Treppe heruntergestürzt. Und erwähnt fortan nie mehr ein Sterbenswort vom Mord. „Dann würde ich ja mein eigenes Todesurteil unterschreiben“, sagt sie zu Cornelia Wöhler.

Aufgrund der belastenden Aussagen der Kronzeugin geht die Mordermittlung gegen Wilhelm weiter. Dabei wird eine schwere Justizpanne offenbar: Die wichtigsten Beweismittel von 1986 können 2008 trotz nun vorhandener technischer Möglichkeiten nicht auf DNA-Spuren untersucht werden. Denn das Material ist aus der Asservatenkammer der Staatsanwaltschaft Konstanz verschwunden.

Die Pulloverfetzen, mit denen Dieter Huber stranguliert wurde: weg. Der Schal, mit dem er gefesselt wurde: weg. Die Zigarettenkippen, die im Auto des Nichtrauchers lagen: weg. Vier benutzte Papiertaschentücher: weg. Die zerbrochene Brille des Opfers: weg. Vorhanden sind nur aufgerissene leere Papiertüten. Auf den Umschlägen ist penibel gelistet, was eigentlich drin sein müsste.

Anhand dieser Asservate hätte die Schuld oder Unschuld von Wilhelm mit großer Wahrscheinlichkeit bewiesen wer-



**Schwager Karl Sch., Bruder Werner Huber am Tatort: Jahrelanger Kampf um Gerechtigkeit**

den können. An den verbliebenen Gegenständen, etwa den Schuhen von Dieter Huber, seiner Unterwäsche oder seinem Ring, die noch in der Kammer lagern, können 2008 keine DNA-Spuren entdeckt werden.

Den Konstanz Asservatenbeamten, einen altgedienten Justizwachtmeister, macht der Verlust fassungslos. „Nur ich bin berechtigt, Asservate herauszugeben“, versichert er. Und die fraglichen Tüten habe er nach deren Einlieferung garantiert nicht mehr in der Hand gehabt, geschweige denn geöffnet. Allerdings, räumt er ein, konnten täglich viele Personen in der Kammer ein- und ausgehen: Wachtmeister, Verwaltungsangestellte, Putzfrauen – und Staatsanwälte mit einem Generalschlüssel.

Die Polizei nimmt das Verschwinden der Beweismittel nicht einfach hin, sondern sucht mit großem Aufwand nach einem Leck. Dabei stoßen die Kripoleute auf die dritte wichtige Frau im Leben des Manfred Wilhelm: Monika Stolzeck\*, mit der er Anfang der neunziger Jahre eine Beziehung unterhielt. Die Frau ist attraktiv und intelligent, sie analysiert unter anderem als Grafologin Handschriften, arbeitet als Sekretärin in Verlagen, zeitweise aber auch als Prostituierte in der Sado-Maso-Szene. Sie war Wilhelm damals offenbar treu ergeben. „Ihr vertraue ich mehr als jedem anderen Menschen“, sagte der zu Bekannten.

Die Frau besucht Manfred Wilhelm, als er wegen des Überfalls auf das Ehepaar

im Gefängnis sitzt. Und sie schreibt ihm zu dieser Zeit, dass sie einen Konstanz Staatsanwalt kennengelernt habe, mit diesem Juristen ein Verhältnis eingegangen sei – ein Umstand, der die Fahnder noch anderthalb Jahrzehnte später elektrisiert. Hat dieser Mann seinerzeit im Auftrag von Monika Stolzeck die Beweisstücke geklaut?

Mehrere Staatsanwälte geraten ins Visier, werden abgehört, vernommen, überwacht. Ergebnislos. Übrig bleibt ein Mann, der die Liaison mit Monika Stolzeck auch einräumt. Der Jurist, inzwischen Anwalt in Berlin, studierte zwischen 1992 und 1995 in Konstanz Jura, hatte im Bekanntenkreis deshalb den Spitznamen „der Staatsanwalt“. Er will jedoch während seines Studiums „nie Kontakt“ zur Staatsanwaltschaft Konstanz gehabt haben.

Ob das stimmt, ist fraglich. Ermittler halten für möglich, dass der Student damals ein Rechtspraktikum bei der Behörde absolvierte und dort Juristenkollegen kannte. Offenbar sagt er zu anderen Punkten nicht die Wahrheit. Seine Angaben über den Zeitraum der Liebesbeziehung legen jedenfalls nahe, dass die Affäre schon vor seinem Studium in Konstanz zu Ende ging. Monika Stolzeck stellt das anders dar – wer lügt, ist bis heute offen.

Die fehlenden Asservate sind nicht die einzige Merkwürdigkeit. 1991 verschwindet die komplette Ermittlungsakte für zwölf Jahre aus der Registratur der Staats-

Wann habe ich  
das letzte Mal gedacht,  
gefällt mir?  
Und zwar ohne  
einen Button  
anzuklicken?



Österreich

ankommen  
und aufleben

[www.austria.info](http://www.austria.info)

Ihre persönliche Urlaubsberatung  
gebührenfrei unter 00800 400 200 00.

anwaltschaft, bevor sie auf unerklärliche Weise wieder auftaucht. Wo sie in der Zwischenzeit steckte, wer sie auswertete, bleibt rätselhaft. Auch die Ergebnisse einer Speichelprobe von Manfred Wilhelm sind plötzlich nicht mehr in der DNA-Datei der Polizei gespeichert.

Die vorgesetzte Justizbehörde schaut diesem Treiben 2008 nicht mehr zu und entzieht der Staatsanwaltschaft Konstanz das Verfahren. Die Ermittlungsbehörde in Karlsruhe übernimmt – und handelt schnell. Ende Februar 2008 beantragt sie gegen Manfred Wilhelm Haftbefehl wegen Mordes an Dieter Huber, verübt mit einem unbekanntem Komplizen, begangen aus Habgier und zur Verdeckung einer Straftat, ein Karlsruher Richter gibt dem Antrag statt.

Bei der Festnahme zeigt sich Wilhelm, er ist gerade beim Staubsaugen, nicht sonderlich überrascht, guckt den Haftbefehl nur flüchtig an. Er fragt die Polizisten, was er denn seinen Kindern sagen solle. „Die Wahrheit“, rät einer der Beamten. Worauf der verhaftete Vater erklärt: „Ich muss wegen einer alten Geschichte ins Gefängnis, ihr wart damals noch nicht geboren. Wie lange es dauert, weiß ich nicht.“

Seltsam genug: Bei der ersten Befragung erkundigt sich Wilhelm laut polizeilichem Vermerk, ob denn am Tatort „Papiertaschentücher“ gefunden worden seien, erwähnt auch einen „Staatsanwalt“. Und auf die Frage nach einem Mitäter beruft er sich auf einen „Ehrenkodex“, wie er unter Rockern üblich sei: die Verpflichtung zum Schweigen. Der Vernehmungsbeamte glaubt, Wilhelm stehe kurz vor einem Geständnis. Er appelliert an das Gewissen des Verhafteten, redet ihm dringend zu, reinen Tisch zu machen.

Doch der erklärt nach längerem Nachdenken, zwar habe jeder sein Päckchen zu tragen, aber er habe nichts mit diesem Mord zu tun. Gegen ihn liege doch nichts weiter vor als ein paar Indizien und ein bisschen Papier, wobei er auf die Ermittlungsakte deutet. Er verweigert fortan die Aussage.

Nach nur drei Tagen lässt derselbe Richter, der den Haftbefehl erlassen hat, Wilhelm wieder frei. Weil es nicht genug Beweise gibt, um ihn anzuklagen, oder weil man einen Prozess vermeiden will? Fast genau zehn Monate später wird das Verfahren zum dritten Mal beendet.

Die Einstellungsverfügung der Staatsanwaltschaft Karlsruhe erinnert zwar in vielen Passagen an eine Anklageschrift. Letztlich entscheidet sich die Behörde jedoch für einen Schlussstrich zugunsten von Wilhelm. Dass der nicht endgültig wird, liegt an einem formalen Versäumnis. Weil die Hinterbliebenen nicht von der Einstellung informiert worden sind, können sie Beschwerde einlegen und eine Wiederaufnahme beantragen. Zermürbendes juristisches Gezerre beginnt.

Kapitel eins: Die Generalstaatsanwaltschaft Karlsruhe lehnt die Beschwerde als unbegründet ab. Kapitel zwei: Die Angehörigen beantragen im November 2011 ein sogenanntes Klageerzwingungsverfahren. Kapitel drei: Das Oberlandesgericht Karlsruhe schmettert den Vorstoß Ende Oktober 2012 ab. Eine Verurteilung von Wilhelm, urteilen die Richter des 1. Strafsenats, sei angesichts des Akteninhalts „nicht wahrscheinlich“. Die Zeugen hätten ihr Wissen nur „vom Hörensagen“, auch aus den verschwundenen Asservaten könne kein dringender Tatverdacht hergeleitet werden. Basta. Es ist das vierte Ende des Verfahrens.

„Die haben jedes Indiz isoliert betrachtet und verworfen“, kritisiert Wolfgang Klohe, der Anwalt der Hinterbliebenen. Wer jedoch alle Fakten im Zusammenhang sehe, komme zu einem anderen Ergebnis. Nach Überzeugung von Klohe hätte unbedingt Anklage erhoben werden müssen.

Die Verwandten sind sicher, dass die Ablehnungsgründe vorgeschoben sind. Sie ergöhnen, dass es den Konstanzer

### Der Vernehmungsbeamte glaubte, Manfred Wilhelm stehe unmittelbar vor einem Geständnis.

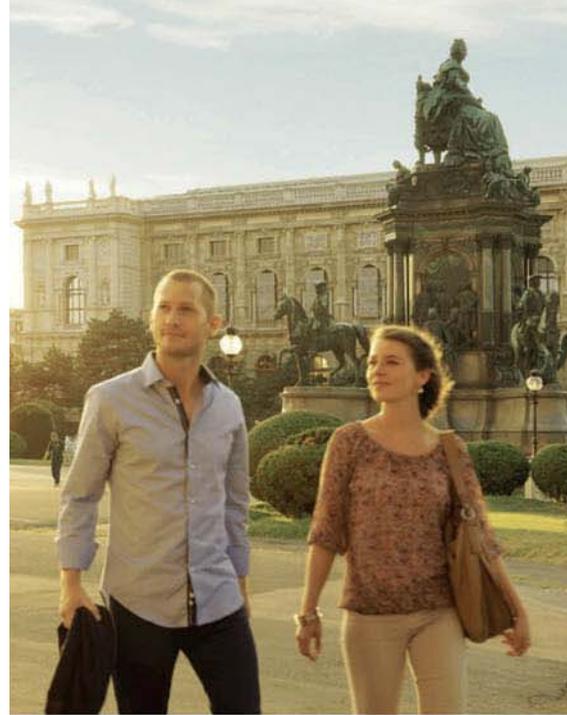
und den Karlsruher Juristen nur darauf ankomme, die vielen „höchst peinlichen Pannen“ des Verfahrens nicht in einem Prozess öffentlich werden zu lassen, um den Ruf der Justiz nicht zu beschädigen. „Wir wollen aber, dass der Fall in einer Hauptverhandlung geklärt wird“, fordert Bruder Werner Huber.

„Uns interessiert keine hohe Strafe“, versichert Karl Sch., „uns geht es um Gerechtigkeit.“ Er will dem Mann, den er für den Mörder seines Schwagers hält, bei einem Prozess in die Augen sehen. Und ihn vor Gericht persönlich mit den Tatortfotos von der Leiche konfrontieren.

Die Hinterbliebenen wollen deshalb einen fünften Versuch starten, den Tod von Dieter Huber doch noch aufzuklären. Ihr Anwalt will bei der Staatsanwaltschaft Karlsruhe beantragen, die noch verbliebenen Asservate vom Tatort, etwa Dieter Hubers Jeansjacke, seine Halskette und sein Unterhemd, erneut auf DNA-Spuren zu untersuchen.

Das Aufspüren selbst winzigster DNA-Partikel ist nämlich seit der letzten Untersuchung 2008 erheblich verfeinert worden. Experten haben sogar anhand von Einzelhautschuppen in der Unterwäsche von Opfern Fremdspuren gefunden, die zur Überführung von Straftätern führten.

„Es ist wohl unser letzter Versuch“, sagt der Bruder des Getöteten. ◆



### Einfach besser ankommen.

Von Sachertorte bis Museumsquartier – wer mit der Bahn nach Wien reist hat mehr Zeit für Genuss.

33 Direktverbindungen nach Österreich täglich – 14 x direkt nach Wien. Z. B. von München in weniger als 4 Stunden. Schnell, sicher, ohne Stress, ohne Stau und ohne Tankstopp. Richtig günstig mit dem Europa-Spezial – ab 39 Euro, solange der Vorrat reicht.

Eigene Kinder/Enkel unter 15 Jahren fahren kostenlos mit (Eintrag auf der Fahrkarte notwendig).

[www.bahn.de/oesterreich](http://www.bahn.de/oesterreich)



Österreich ankommen und aufleben

In Kooperation mit DB BAHN



## Was war da los, Herr Duncan?

**Bruce Duncan, 56, Roboterentwickler aus den USA, über künstliche Intelligenz:** „Es sieht so aus, als hätte sich Bina48 bei meinem Vortrag in Wetzlar gelangweilt. Sie hat 32 kleine Motoren unter der Haut, mit deren Hilfe kann sie traurig schauen, glücklich oder wütend. Sie ist ein Roboter, der die Identität eines Menschen bekommen hat, man kann sich mit ihr fast auf Augenhöhe unterhalten, sie kann sich an einen erinnern und auch mal beleidigt sein. Wir haben sie nach dem Vorbild von Bina Rothblatt geschaffen, einer Kollegin. Wir haben Videointerviews mit ihr aufgenommen und als Text in eine Datenbank eingegeben, an die Bina48 angeschlossen ist. Wenn sie spricht, wählt sie aus diesen Gedanken aus. Alles, was die echte Bina erlebt hat, prägt Bina48. Ein sozialer Roboter kann für einsame Menschen ein guter Gefährte sein. Er könnte auch in der Medizin und Pflege helfen. Ich habe jeden Tag mit ihr zu tun, wir verreisen oft. Im Flugzeug kaufe ich ihr einen eigenen Sitzplatz, sie ist kostbar, fast wie ein echter Mensch.“

FRANK RUMPENHORST / DPA

## Was kostet Zypern, Frau Charalambidou?

*Zypern kämpft gegen den Staatsbankrott. Ekavi Charalambidou, 51, die Leiterin des Fremdenverkehrsamts Zyperns in Deutschland, erklärt, warum deutsche Touristen gerade jetzt auf die Insel fliegen sollten.*

**SPIEGEL:** Frau Charalambidou, heißt es eigentlich Zypriot oder Zypriert?

**Charalambidou:** Zypriot.

**SPIEGEL:** Hassen die Zyprioten die Deutschen, weil wir ihnen kein Geld geben?

**Charalambidou:** Natürlich nicht. Die Zyprioten sind von Natur aus sehr gastfreundliche Menschen.

**SPIEGEL:** Wieso sollten Deutsche gerade jetzt nach Zypern reisen?

**Charalambidou:** Weil es da frühlinghafte 22 Grad sind. Meine Freundin aus Zypern hat mir heute ein Foto geschickt, das sie aufgenommen hat, als sie am Strand lag. Und im Land ist es überall wunderschön grün. Das beste Wetter zum Wandern,

Radfahren und um die Kultur der Insel kennenzulernen.

**SPIEGEL:** Warum sollte man in ein Land fahren, wenn man nicht mal weiß, ob man dort Geld am Automaten abheben kann?

**Charalambidou:** Nach unseren Informationen aus Zypern funktionierten die Bankautomaten vergangene Woche

und wurden täglich befüllt. Darüber hinaus können Kunden auch mit Kreditkarte zahlen oder natürlich auch Bargeld aus Deutschland mitnehmen.

**SPIEGEL:** Haben Sie einen Krisentipp für die Deutschen?

**Charalambidou:** Essen Sie das zypriotische Nationalgericht: Souflaki, Fleischspieß im Fladenbrot, das hat nichts mit der Krise zu tun, schmeckt aber trotzdem gut. Kostet so ungefähr fünf Euro.

**SPIEGEL:** Ist Zypern günstiger geworden durch die Krise?

**Charalambidou:** Die Preise sind ein wenig nach unten gegangen. Das Preis-Leistungs-Verhältnis ist auf Zypern aber auch schon vor der Krise gut gewesen.

**SPIEGEL:** Gibt es eigentlich Zyprioten, die in Deutschland Urlaub machen?

**Charalambidou:** Ja, viele Zyprioten fahren nach Berlin, weil es so schön multikulturell ist.



Zypriot am Grill

ALAMY / MAURITIUS IMAGES

# Vatertage

**EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE:** Warum ein Franzose, der auf einen Kran stieg, das Land veränderte

Es war eine klare Nacht im Februar, halb vier am Morgen, als Serge Charnay beschloss, seinem Sohn eine Botschaft zu schicken. Es sollte eine deutliche Botschaft sein und nicht zu übersehen. Eine Botschaft der Liebe, auch ein Hilfeschrei.

Charnay hat das Besuchsrecht für seinen Sohn verloren, zwei Jahre ist das her. In einer Zeit, in der man Menschen per Anruf, SMS, E-Mail erreichen kann, blieben Charnay für seine Botschaft am Ende nur ein Laken und ein paar Dosen Farbe. Die Mutter will nicht, dass er mit dem Kind in Verbindung kommt.

Charnay packte Wasser und Kekse ein, er nahm seinen Schlafsack, lud sein Handy auf. Dann fuhr er zu einer alten Werft in Nantes. Hier steht ein Kran, 40 Meter hoch, sein Sohn wohnt wenige Kilometer entfernt. Charnay kletterte nach oben, und als es hell wurde, besprühte er das Laken und das Führerhaus des Krans mit Farbe.

„Benoît 2 ans sans papa“, schrieb er. Benoît seit 2 Jahren ohne Vater.

Und: „Sauver nos enfants de la justice“, schützen wir unsere Kinder vor der Justiz, darunter ein Herz.

Es waren Sprüche, die man in eine Parkbank ritzen könnte. Die Leute am Fuß des Krans lächelten über Charnay, 42 Jahre alt, Informatiker, selbständig, früher hatte er mal bei IBM gearbeitet, ein schmaler Mann mit Mütze. Er würde vier Tage oben bleiben, er würde nachdenken, Telefoninterviews geben, und wenn er pinkeln müsste, würde er in eine Plastiktüte pinkeln. Die Leute glaubten, er sei verrückt geworden. Und ein wenig, sagt Charnay heute, stimmt das auch.

Charnay war ein Mann, der lange Jahre nie etwas Verrücktes getan hatte. Bevor er nach Nantes zog, hatte er in Marseille gelebt, in einer großen Familie. Seine Mutter hatte sich um die Kinder gekümmert, sein Vater war Klempner, er redete nicht viel. Charnay sagt, es war eine Zeit, in der Väter sich nicht sehr für ihre Kinder interessierten. Sie wollten keine Beziehung aufbauen. Sie erwarteten nichts.

Charnay wollte es anders machen, er wollte für seinen Sohn Benoît da sein. Benoît kam vor sechseinhalb Jahren zur Welt. Die Eltern zogen in ein kleines Haus, Charnay pflanzte Seerosen. So wie er davon erzählt, war es ein schönes Leben. Mutter, Vater, Kind, sie schalteten den Fernseher aus, wenn das Essen fertig war, sie erzählten sich Geschichten. Es war eine Welt, die Charnay als heil betrachtete. Er hatte

8 Prozent sind bei den Vätern. In Deutschland hat der Staat die Stellung von unverheirateten Vätern gestärkt. Wenn das Kindeswohl nicht gefährdet ist, steht ihnen das Sorgerecht zu.

Charnay musste sich nun an die Regeln halten. Zeit bekam eine andere Bedeutung für ihn. Wenn sein Sohn kam, dachte er sich Ausflüge aus, er kaufte Gemüse. Er sagte, wir dürfen keinen Mittagsschlaf machen, mon fils, der Tag ist bald um.

Charnay wollte die Beziehung zu seinem Kind bewahren. Der Sohn wollte es besser machen als sein eigener Vater. Der Vater merkte, dass das nicht klappen würde. Die Zeit mit dem Sohn war zu kurz. Da fasste Charnay einen Entschluss.

Er fuhr mit seinem Kind an die Ardèche, er mietete einen Bungalow, sie machten Ferien. Vater und Sohn, baden und wandern. Die Polizei suchte die beiden. Charnay hatte die Besuchsregeln verletzt, schon einmal hatte er Benoît nicht rechtzeitig zurückgebracht. Diesmal blieb er zweieinhalb Monate fort. Danach musste er für vier Monate ins Gefängnis.

Charnay hatte jetzt viel Zeit. Er dachte darüber nach, was er tun könnte für die Väter im Land.

Als er in der Nacht auf den Kran stieg, wollte er nicht nur seinen Sohn erreichen. „Kinder brauchen einen Vater“, sagt er. „Auch Männer können sich um Erziehung kümmern.“ Das sollte die Gesellschaft verstehen.

Charnay stieg vom Kran, als die Justizministerin einige Vertreter von Väterorganisationen zum Gespräch einlud. Von seinem Sohn hörte er nichts, es meldete sich die Anwältin der Mutter. Sie teilte mit, außerhalb des Gerichts werde es, im Interesse des Sohnes, keine Gespräche geben.

Seit Charnay am Boden ist, kletterten im ganzen Land Väter nach oben, auf Kräne, ein Aquädukt, das Centre Pompidou, einer wählte eine Kathedrale. In Privas, im Süden, stieg zuletzt eine Frau auf einen Kran, 70 Jahre alt. Sie hatte ein Laken dabei: Rose, seit 2 Jahren ohne Großmutter. Sie blieb neun Stunden lang oben.

KATRIN KUNTZ



Charnay

**WAGHALSICHE AKTION**  
**Vater verschanzte sich in Kampf um Sohn auf Kran**  
 Mit einer waghalsigen Aktion hat ein Mann in Frankreich für mehr Rechte der Väter geworben. Seit Freitag hatte sich der 42-jährige Serge Charnay in Nantes in 40 Metern Höhe auf dem Kran verschanzte, um für das

Von der Website der „Kronen Zeitung“

nicht daran gedacht, dass eine Liebe am Alltag scheitern kann. Charnay und seine Freundin begannen zu streiten. Am Ende saßen sie vor einem Familienrichter. Der Richter sprach der Mutter das Sorgerecht zu, und Charnay fügte sich. Er hoffte, zwei Erwachsene würden sich schon verständigen, es ging ja um das einzige Kind.

Charnay sah seinen Sohn jetzt jedes zweite Wochenende und während der Hälfte der Ferienzeit. So regelt es das Besuchsrecht. Nach einer Trennung leben Kinder in Frankreich in etwa 77 Prozent der Fälle bei der Mutter. Rund 15 Prozent leben abwechselnd bei Mutter und Vater,

VERWANDLUNG

# Der Lehrling

Im vergangenen Sommer ging Kai Diekmann, Chef der „Bild“-Zeitung, ins Silicon Valley, um ein Mittel gegen die Zeitungskrise zu finden. Im Tal der Erfinder wurde aus einem geölten Journalisten ein bärtiger Nerd. *Von Matthias Geyer*

An einem klaren kalifornischen Frühlingsmorgen sitzt Kai Diekmann am Steuer eines roten Hyundai, er fährt durch die kleinen Straßen seines Wohnviertels in Palo Alto, auf den Knien liegt sein iPhone. An der Fensterscheibe ziehen die Häuser der Nachbarschaft vorbei. Larry Page, der Gründer von Google, lässt gerade irgendetwas umbauen, vor seinem Grundstück sieht man einen Bauzaun und ein Toilettenhäuschen. Im Garten von Steve Jobs, dem verstorbenen Gründer von Apple, wird Rollrasen verlegt. Diekmann ist auf dem Weg nach San Francisco, er hat einen Geschäftstermin im 43. Stock der Transamerica Pyramid, des höchsten Gebäudes der Stadt. Er bewegt sich in großen Zusammenhängen, als das iPhone zu zittern beginnt.

Er schaltet die Freisprechfunktion ein und hört eine Frauenstimme, die von sehr weit weg spricht. „Hallo Kai, kann ich reinstellen?“

Diekmann ist jetzt verbunden mit einem Konferenzraum im Axel-Springer-Hochhaus in Berlin. Er sagt: „Guten Morgen, Alfred, guten Morgen, Manfred.“ Er redet mit Alfred Draxler, dem stellvertretenden Chefredakteur der „Bild“-Zeitung, und Manfred Hart, dem Chefredakteur von bild.de. Es geht um die Frage: Was machen wir mit Wulff?

In ein paar Tagen wird es ein Jahr her sein, dass Christian Wulff als Bundespräsident zurücktrat. Wulffs Rücktrittsgeschichte hatte viel mit der „Bild“-Zeitung und ihrem Chefredakteur zu tun, sie begann eigentlich erst so richtig damit, dass der Bundespräsident bei Diekmann auf die Mailbox sprach und einen Krieg androhte. Diekmanns Handy stand also gewissermaßen mal im Mittelpunkt einer deutschen Staatsaffäre. „Alfred?“, ruft Diekmann, „Alfred, du musst lauter sprechen, ich versteh dich sonst nicht.“

Wie groß macht man so einen Jahrestag? Groß? Oder richtig groß? Diekmann meint: natürlich richtig groß. Alles noch mal rauf und runter, auf einer Doppelseite. Wie geht es den Protagonisten von damals? Dem Berater Glaeseker, dem Haus in Großburgwedel, Bettina, Christian, dem Bobby-Car?

Man kann schon fast die Skyline von San Francisco sehen, als Diekmann auf das iPhone tippt und die Verbindung zu seiner alten Welt kappt. Es kommt nicht so oft vor, dass er sich da noch hineinbegibt, aber wenn, dann kostet es wahrscheinlich Kraft. Es ist ein langer innerer Flug von Larry Page und Steve Jobs zu Alfred Draxler und Manfred Hart.

Diekmann lässt frische Luft ins Auto. Dann sagt er: „Im Valley ist selbst Washington weit weg.“

Kai Diekmann, 48 Jahre alt, ist seit vergangenen September im Silicon Valley, und es sieht so aus, als hätten sich seitdem die Größenordnungen verschoben. Er war es gewohnt, als Journalist auf die Welt zu blicken, als Chefredakteur der größten Zeitung Europas. Er saß auf einem Hochstand, aber im Lauf der Zeit wurde der Abstand nach unten kleiner. Seine „Bild“-Zeitung verlor in zehn Jahren eineinhalb Millionen Exemplare, und er fand kein Mittel, etwas dagegen zu tun. Die Leute geben einfach nicht mehr so viel Geld für Zeitungen aus wie früher. Diekmann war ein Papierkönig.

Papierkönige sind gefährdete Könige, sie werden bedroht von Leuten, die von unten kommen, nicht von oben. Ihre Gegner leben im Silicon Valley, sie saßen ursprünglich mal in Garagen und erdachten von da aus die Welt neu. Sie dachten in kleinen digitalen Einheiten, ihre Erfindungen machten die Welt gleichzeitiger, cooler, billiger.

Man gibt im Silicon Valley kein Geld mehr aus für gedruckte Gedanken, Meinungen, Formulierungen. Sie versenden sich. In einer Garagenwelt kosten solche Sachen nichts mehr. Und gegen Worte, die nichts kosten, kann man wenig ausrichten als Papierkönig.

Kai Diekmann ist also einfach zu denen gegangen, die sein Reich angreifen. Er wird im Juni zur „Bild“-Zeitung zurückkehren. Er wird dann ein anderer sein.

Man würde ihn auf den ersten Blick schon nicht mehr erkennen, wenn er heute bei Springer durch die Tür käme. Er sah ja viele Jahre lang aus wie eine Figur, die sich Helmut Dietl für den Chefredakteur der „Bild“-Zeitung hätte ausdenken

können. Er trug blaue Hemden und rote Krawatten und polierte Schuhe, und seine Haare waren so stramm mit Schaum nach hinten frisiert, dass man glauben konnte, sie seien verleimt.

Die Haare hat er sich abschneiden lassen, so wie man es nach Trennungen macht. Er rasiert sich nur noch alle paar Tage. Er trägt jetzt T-Shirts von der Stanford University und Kapuzenjacken mit Reißverschluss. An seinen Füßen stecken Stoffturnschuhe ohne Schnürsenkel. Diekmann sieht aus, als wollte er Spuren verwischen.

„Sie müssen mir auf Twitter folgen“, sagt Diekmann. Er hat jetzt 5400 Follower auf Twitter.

Über seinem Auto wölben sich die Hochhäuser von San Francisco, er sagt: „Eigentlich ist es ein Wunder, dass die Menschen weiterhin Zeitungen kaufen. Raus aus dem Haus und zum nächsten Kiosk – das scheint heute manchmal wie von gestern.“

Wie viele Leute werden in zehn Jahren noch die „Bild“-Zeitung kaufen?

Er nennt eine Zahl, die erstaunlich klein ist. Man darf sie aber nicht schreiben.

Wenn man ihn fragt, als was er eigentlich hier ist, sagt er: „Natürlich als Journalist.“ Aber es ist nicht mehr leicht zu erkennen, was er darunter versteht.

An einem Montag Mitte Februar steht er in einer kleinen Besuchergruppe vor der alten Kulisse der Stanford-Universität. Geschäftsleute aus Deutschland sind für einen Tag hier, sie begleiten den deutschen Wirtschaftsminister Philipp Rösler. Rösler ist am Sonntagnachmittag mit der Regierungsmaschine gelandet und muss in ein paar Stunden wieder zurück, es bleibt unklar, warum er eigentlich gekommen ist. Außer diesem Besuch hier auf dem Campus der Universität hatte er nur noch einen Termin am Vormittag, und das war eigentlich ein Termin des Axel-Springer-Verlags.

Rösler steht in der Mitte der Besuchergruppe und schaukelt auf müden Beinen hin und her. Diekmann steht am Rand und hat Probleme mit seinem iPhone. Die Sonne steht hoch am Himmel, er kann das Display kaum erkennen. Er scheint



**„Du musst dich selbst fressen, bevor es die anderen tun.“**

**Kai Diekmann**

Rösler nur als Ausschnitt wahrnehmen zu wollen, der in einen Bildschirm von vier Zoll passt.

Als Rösler heute Morgen kam, riss Diemann gleich das iPhone nach oben und begann, darauf zu arbeiten, so als wäre der Wirtschaftsminister Nahrung für ein Mobiltelefon. Erst machte er Fotos, dann wechselte er die Applikation, und sein Finger begann auf das Display einzuhacken. Diemann sagte: „Ich bin ein Viner der ersten Stunde.“

„Vine“ ist eine neue App, man kann damit Kurzfilme von maximal sechs Sekunden drehen. Wenn der Finger das Display berührt, zeichnet die Kamera auf. Sechs Sekunden, in denen man Kunst produzieren kann – oder Schrott.

Diemann sah sich den Film an, den er gerade gedreht hatte.

Dann sagte er: „Find a new way to fuck up.“ Das sei der Spirit hier im Tal. „Seit Rupert Murdoch twittert, muss er sich auch ständig für irgendwas entschuldigen.“

Diemann war immer in Röslers Nähe, aber in Wirklichkeit war er weit weg. Er trug seine dunkle, breitumrandete Fernsichtbrille zwischen den Zähnen und hielt sein Telefon nah vor die Augen. Er vintete, er twitterte, er prüfte Kurznachrichten und E-Mails, er kreuze durch das Meer seiner sozialen Netzwerke, er ist auf Facebook und LinkedIn, auf Finanz- und Investmentblogs, die er im Silicon Valley entdeckt hat.

Am Ende blieb von Röslers Besuch eine einzige Twitter-Nachricht hängen, Diemann versendete ein Foto des Ministers, den er Philipp nennt, und schrieb darunter: „Good job, Philipp Rösler!“ Man musste an Mathias Döpfner denken. Der Vorstandsvorsitzende von Springer hatte einmal gesagt: „Wer mit der ‚Bild‘ im Aufzug nach oben fährt, der fährt auch mit ihr im Aufzug nach unten.“

Es wird interessant sein zu beobachten, wann sich für Rösler die Richtung ändert.

Nach einem kurzen Mittagessen in der Universität steht Rösler noch mal draußen in der Sonne. Er muss ja gleich wieder los ins dunkle Berlin, da hört er von hinten Diemanns Stimme.

„Also vorhin war der Moment, da hätte ich mich fast erschossen“, sagt Diemann.

Als er im vergangenen Sommer hier angekommen war, hatte er schon nach wenigen Tagen eine Idee. Die Idee war: „Wir müssen eine Uhr machen.“ Eine Armbanduhr mit integriertem Telefon. Eine Uhr hat sowieso jeder, man musste nur noch ein Telefon einbauen. Das war ein Valley-Gedanke. Man kann sich gut vorstellen, wie Kai Diemann ein Garagentor hinter sich schließt, und Wochen

später geht das Tor wieder auf, und Diemann hält eine Armbanduhr in die Luft, mit der man telefonieren kann.

Und jetzt? Jetzt ist das Gerücht aufgetaucht, dass Apple an einer Armbanduhr mit Telefon arbeitet. Jetzt ist Apple schneller als Diemann.

Er blinzelt in die Sonne. „Echt, das war der Moment kurz vor dem Erschießen.“

Er denkt jetzt ständig an neue Sachen. Man müsste eine App erfinden, meint er, mit der man sein Essen fotografieren kann, und die App spuckt sofort aus, wie viele Kalorien das Essen hat. Oder eine App, die ihm alles erzählt über den Ort, an dem er gerade ist. „Ich möchte durch Potsdam gehen und sofort wissen: Hier ist früher ein DDR-Flüchtling erschossen worden. Hier ist Friedrich der Große langgelaufen.“ Am besten wäre eine App, die einem den Weg weist durch den Treibsand der ganzen Apps, die täglich neu hinzukommen. Eine App, die ihm sagt, welche Apps seine Freunde benutzen und was man mit ihnen machen kann.

Er sagt: „Zeig mir deine Apps, und ich sage dir, wer du bist.“

Kai Diemann hat sieben Seiten mit Apps auf seinem iPhone, das sind zusam-

gendwann damit, in seinen Händen wilde Tänze aufzuführen.

„Es ist doch eine große Scheiße“, sagt Diemann, er hat das Telefon am Ohr und zieht die Tür seines Wohnhauses hinter sich zu. Er muss zum Telefonieren auf die Straße, weil es drinnen so schlechten Empfang gibt. Da wohnt er keine hundert Meter von Steve Jobs' Privathaus entfernt, und dann kann man hier nicht mal vernünftig telefonieren. Das Haus hat der Axel-Springer-Verlag von einem Inder gemietet, der es eigentlich für 6,5 Millionen Dollar verkaufen wollte. Aber es fand sich niemand für den Preis.

Diemann wohnt zusammen mit zwei Kollegen hier, der eine ist Springers Marketingchef Peter Würtenberger, der andere Springers IT-Experte Martin Sinner, ein Mann, der leise spricht und vegan isst. Vormittags kommt ein Asiate und macht die Küche sauber, vorn haben sie einen Arbeitsplatz eingerichtet, drei iMacs für drei Männer, die unter dem Tisch nicht voneinander zu unterscheiden sind, weil sie die gleichen Schuhe tragen, schnürsenkellose Stoffturnschuhe.

Wenn Diemann hier morgens seinen Computer einschaltet, dann stoßen zwei

Welten zusammen, die eine, aus der er gekommen ist, die andere, in die er sich hineinbewegt. Unten auf dem Boden liegt eine Umhängetasche aus Kunststoff, darauf sind Schlagzeilen aus 60 Jahren „Bild“-Zeitung gedruckt. „Dieter Bohlen singt Mädchen aus Koma“, „Bundesliga-Hammer: 1. Tor mit Penis geschossen“. Oben kann es schon mal sein, dass er sein E-Mail-Fach öffnet, und Sheryl Sandberg hat ihm geschrieben.

Vor ein paar Wochen war er in ihrem Büro, die Geschäftsführerin von Facebook gab ihm die Druckfahnen ihres Buchs und bat ihn um seine Meinung. Wahrscheinlich sind das Mo-

mente, in denen Diemann eine Ahnung davon bekommt, wie es ist, wenn einen jemand im Aufzug mit nach oben nimmt.

Das Problem ist nur, dass er ja irgendwann zurück nach Deutschland muss. Er muss die Balance halten zwischen oben und unten, er darf nicht ganz verschwinden aus dem Alten. Es war hilfreich, dass er da neulich eine kleine Bombe zünden konnte. Auf der Online-Seite der „Bild“-Zeitung tauchte eine exklusive Geschichte über die Trennung von Bettina und Christian Wulff auf. In der Autorenzeile stand: *Von Kai Diemann*. Die eigentliche Nachricht war: Er ist noch da. Man muss immer mit ihm rechnen. Wie mit Dieter Thomas Heck, der kurz zurückkehrt, wenn das Fernsehen runde Geburtstage feiert.



„Bild“-Chef Diemann 2006: Eine Figur von Helmut Dietl

men um die 150 Apps. Es gibt Momente, in denen blättert er einfach so von Seite zu Seite und betrachtet die kleinen bunten Symbole wie Edelsteine.

Er hat alles gespeichert. Ruft ihn seine Frau an, eine ehemalige „Bild“-Redakteurin, leuchtet auf dem Display „Katja Kessler USA“. Sie ist mitgereist und lebt mit den vier Kindern ein paar Häuserblocks entfernt. Freitags, wenn die Apps ruhen, zieht er zur Familie um, montags morgens kehrt er zu den Apps zurück.

Manchmal glaubt man, Diemann und seinem iPhone könnte es ergehen wie Goethes Zaubrerlehrling und seinem Besen. Da hat jemand eine Formel bekommen, guckt, was geht, und am Ende machen sich die Dinge selbständig. Womöglich beginnt Diemanns iPhone ir-

Weiter hinten in Diekmanns Haus gibt es ein Wohnzimmer, die Einrichtung haben sie bei Ikea in Palo Alto gekauft. Über einem Gaskamin hängt ein großer Flachbildschirm. Zur selben Zeit, als Philipp Rösler mit seiner Regierungsmaschine nach Deutschland abhebt, sitzen Diekmann, Würtenberger und Sinner auf weißen Polstermöbeln und hören einem jungen Mann mit roten Haaren zu. Auf seinem Schoß liegt ein aufgeklappter Laptop, der mit dem Flachbildschirm verbunden ist. Er heißt Catalin Voss, er ist 17 Jahre alt, ein Deutscher, der in Stanford Informatik studiert. Er hat bei seinen Kommilitonen die neuesten Ideen aus dem Internet eingesammelt und führt sie den Leuten von Springer vor. Das macht er einmal in der Woche, und die Absicht ist, dass aus einer Idee irgendwann vielleicht mal ein Geschäftsmodell wird.

Wahrscheinlich ist Catalin Voss die beste Geschäftsidee, die Kai Diekmann bisher gefunden hat. Wenn man sich länger mit Voss unterhält, denkt man irgendwann, dass er eigentlich die bessere Geschichte ist.

Als Kind lebte er in Heidelberg und baute in seinem Zimmer Alarmanlagen und Roboter zusammen. Er war zwölf Jahre alt, als Apple den App-Store eröffnete. Es gab damals viele Ideen, aber keine Entwickler. Voss entwickelte eine Spiele-App, dann nahm er ein Video von sich auf, auf dem er anderen Leuten erklärte, wie man Apps entwickelt, und wurde damit Nummer 1 im deutschen iTunes-Store.

Mit 13 entwickelte er Apps für die U.S. Army.

Mit 15 baute er für ein Start-up im Silicon Valley eine App, mit der man ohne Kreditkarte im Internet bezahlen kann. Er hatte acht Wochen Zeit, nach vier Wochen war er fertig. Mit Hilfe der App sammelte das Unternehmen 16 Millionen Dollar bei Investoren ein. Catalin Voss spricht auch ein bisschen Chinesisch.

Das Beruhigende aus analoger Sicht ist, dass man Leute wie Voss nicht googeln kann. Man muss sie finden. Die Leute von Springer fanden Catalin Voss auf einer Gartenparty beim Nachbarn.

Was an ihm sofort auffällt, ist, dass er seine Hände nicht ruhig halten kann. Die Hände sind immer unterwegs, sie wollen weiter. An den Händen von Catalin Voss lässt sich ablesen, wie das Netz Menschen verändern kann. Es zieht ihnen die Ruhe aus dem Leib.

Voss sagt, er habe nie auch nur die Hälfte einer „Bild“-Zeitung gelesen. Er habe in seinem ganzen Leben eigentlich so gut wie nie Zeitung gelesen. „Zeitungen sind wie Bettlaken. Sie passen nicht in die Hand“, sagt er. Wenn man ihm einen Zettel gibt, den er ausfüllen soll, fragt er: „Kannst du mir das nicht als PDF schicken?“ Er ist ein ganz und gar papierloser Mensch.



**„Zeitungen sind wie Bettlaken. Sie passen nicht in die Hand.“**

Catalin Voss

Voss berät heute unter anderem eine Organisation, die die besten Leute der Stanford-Universität fördert. Er arbeitet gerade an einer eigenen Idee, die vielleicht mal eine kleine Revolution im Netz wird. Man darf darüber noch nicht schreiben, sonst geht es Catalin Voss vielleicht wie Kai Diekmann mit seiner Armbanduhr. Grob gesagt hat Voss eine App erfunden, die dem Computer beibringt, Gesichter zu lesen.

Diekmann liegt in seinem weißen Sessel und sagt: „Die verrücktesten Dinge kommen aus L.A.“

Vor kurzem sind sie bei so einer Sitzung auf Tinder gestoßen. Tinder ist ein Ding aus L.A., es geht dabei um Speed-Dating mit dem Smartphone. Wer als Mann eine Frau sucht, öffnet eine App, und es erscheinen Fotos von Frauen.

Wenn einem ein Foto gefällt, wischt man mit dem Finger nach rechts, Fotos, die einem nicht gefallen, wischt man nach links. Mit etwas Glück hat man nach ein paar Minuten eine Verabredung. Vielleicht, sagt der IT-Mann Sinner, kann man etwas für bild.de daraus machen. „Dating 3.0. Jetzt mit Bild.“ So ungefähr.

Es sieht so aus, als verwandelte sich der Verlag langsam in einen großen App-Store. Eine gut designte digitale Daddelbude, mit Anwendungen, die es bisher noch nicht von Amerika nach Europa geschafft haben. Axel Springer hat einen Vorstandsvorsitzenden, der auf Bilanzpressekonferenzen viel von „Qualitätsjournalismus“ spricht. Aber Geld macht er auch mit Beauty-Angeboten im Internet.

Von Sommer an soll bild.de Geld kosten, und das bedeutet, dass Leser ver-



PETER LIEBERS / DER SPIEGEL

**Dienstreisende Würtenberger, Diekmann, Sinner in Palo Alto: Papierkönige sind gefährdete Könige**

schwinden werden. Damit solche Leute nicht ganz verlorengelassen werden, wird Springer im Internet eine neue Gratis-Site erschaffen. Das Geschäftsmodell dazu bringen Döpfners Leute aus Amerika mit, es folgt einem einfachen Prinzip: Der Leser wird zum Schreiber. Er sitzt zum Beispiel im Fußballstadion und schreibt alles auf, was da gerade so passiert. Kostet nichts, macht der Redaktion wenig Arbeit, bringt dem Verlag Geld durch Werbung. So entsteht im Netz eine Resterampe.

Vom Silicon Valley aus betrachtet besteht die Zukunft eines Medienunternehmens aus der Summe von Masse, Spaß, Geschwindigkeit und Preis. Es kommt darauf an, Leute zu kennen, die alles gleichzeitig beherrschen.

Kai Diekmann ist spät dran, er reißt auf dem Freeway hin und wieder das Tempolimit, er nimmt die Ausfahrt „Sand Hill Road“. Die Sand Hill Road ist eine berühmte Straße in dieser Gegend, sie fällt sanft von einem Hügel hinab ins Tal, sie führt an freistehenden Häusern und frisierten Gärten vorbei, die sich zusammenfügen wie zu einer großen, friedlichen Ferienanlage. Aber das täuscht. In den Häusern arbeiten Leute, die Franz Müntefering von der SPD einmal „Heuschrecken“ genannt hat. Venture Capital Companies, Risikokapitalgeber. Sie stecken

Geld in aufsteigende Unternehmen und profitieren vom späteren Erfolg. Das Geschäft beruht auf Wahrscheinlichkeiten. Springer geht zu Heuschrecken, um eine Idee davon zu bekommen, wo der Verlag investieren kann.

Diekmann parkt das Auto vor dem Haus von Greylock Partners, über zwei Milliarden Dollar verwaltetes Kapital, Investments in Facebook, Instagram, LinkedIn. Die Leute hier wissen, was sie tun.

Er dreht sich zur Rückbank und greift nach einer schwarzen Kladde. Er hat diese Kladde bei jedem Termin dabei, sie ist praktisch das letzte Stück Papier, das er noch hat. Er schreibt da Sätze hinein, die er sich merken will. Sätze, die man mit nach Hause nehmen kann. Ein Satz heißt: „If anybody eats your lunch, it had better be yourself.“ Er hat Ausrufezeichen dahinter gesetzt. Wenn man ihn fragt, was das für ihn zu bedeuten hat, sagt er: „Du musst dich selbst fressen, bevor es die anderen tun.“ Du musst dich bewegen, bevor sie dich holen.

Er läuft mit schnellen Schritten die Treppen hinauf, und oben fällt ihm ein, dass er das Mauerbuch vergessen hat. Einen Bildband, herausgegeben von Kai Diekmann, mit einem Vorwort von Helmut Kohl. Er vergisst das Mauerbuch eigentlich nie, wenn er bei wichtigen Leuten ist. Er

hat auch Sheryl Sandberg eins geschenkt. Das Mauerbuch fehlt jetzt, denn man weiß nie, wie diese Leute so drauf sind.

Diekmann, Würtenberger und Sinner sitzen auf Besuchersesseln und warten, dass etwas passiert. Eine Blonde mit kurzem Rock bringt Kaffee in Porzellantassen und Cola in richtigen Gläsern. Diekmann sagt, das sei schon mal ein gutes Zeichen.

Das letzte Mal, als sie bei einer Heuschrecke waren, gab es Getränke aus Pappbechern. Es war nicht schön. Sie wurden behandelt wie Wegelagerer. Der Mann, mit dem sie den Termin hatten, sah sie nur an und sagte erst mal gar nichts. Sie hatten vorher Geschichten über ihn gehört, die nicht gut klangen. Zum Beispiel, dass er sich, wenn ihn seine Gäste langweilen, die Socken auszieht, um sich die Fußnägel zu schneiden.

Eine Dreiviertelstunde später steht Kai Diekmann wieder unten auf dem Parkplatz. Die Heuschrecke war erstaunlich freundlich gewesen. Sie hatte ihre Schatztruhe geöffnet, das Portfolio mit all den verheißungsvollen Internetunternehmen, ihre Namen zogen auf bunten Piktogrammen vorüber wie Vogelschwärme, und am Ende fragte die Heuschrecke: „Woran haben Sie Interesse?“

Diekmann, Würtenberger und Sinner sahen sich einen Moment lang an. Was sie

hier machen, muss ja irgendwie noch etwas mit dem Kerngeschäft des Verlags zu tun haben oder damit, was daraus geworden ist. Es darf nicht so sein wie bei Burda, wo Geld inzwischen schon mit Tierfutter verdient wird. Dann einigten sie sich auf einen Web-Anbieter für Lebenshilfekurse, einen Rabattwegweiser, eine Immobilienplattform, eine Automobilsite, einen Marketingentwickler und ein Shoppingportal für Inneneinrichtungen. Der Abstand zum Tierfutter wird immer kleiner.

Die Heuschrecke schrieb die Namen auf und sagte, sie werde Kontakte herstellen. Aus Sicht der Heuschrecke hat gerade ein Wicht das Haus verlassen. Aus Diekmanns Sicht ist der Wicht gerade wieder ein Stück gewachsen.

Kai Diekmann hat natürlich, und das wäre eine dritte Sicht, keine Antworten gefunden, mit denen sich die Zeitungskrise beenden ließe. Er sammelt Ideen ein, von denen niemand weiß, ob sie zünden werden. Er macht sich zum Wicht, aber zu einem, der wachsen will.

Er ist jetzt noch zum Abendessen verabredet. Ein Gespräch mit zwei Unternehmern, deren Firma irgendwas mit Online-Werbung macht. Die Firma hat hundert Millionen Dollar von Investoren eingesammelt, aber niemand kann genau sagen, warum. Diekmann ist müde und macht den Eindruck, als würde er das hier gern schnell hinter sich bringen wollen. Vor wenigen Tagen schien das noch ein interessanter Termin zu sein, aber wenn man von einer Heuschrecke kommt, sind hundert Millionen Dollar keine große Sache mehr. Diekmann bestellt eine Flasche Rotwein. Er hat kaum Fragen. Es ist schnell alles gesagt, aber der Hauptgang ist noch nicht mal angekommen. Da schiebt er seinen Körper über den Tisch und beginnt, etwas von sich selbst zu erzählen.

Er fragt, ob die Amerikaner eine Vorstellung davon hätten, was die „Bild“-Zeitung sei. 2,5 Millionen Auflage, 12 Millionen Leser täglich, das gibt es nicht mal in Amerika, richtig?, die Worte fallen jetzt mit hoher Geschwindigkeit aus seinem Mund, und dann ist er auch schon bei Christian Wulff, the German president versus the editor in chief of „Bild“-Zeitung, Diekmann schenkt noch einmal nach und erzählt die ganze schöne Geschichte, vom Haus in Großburgwedel, von der Reise zum Emir, vom Anruf auf seiner Mailbox, von der Kriegserklärung, vom Rücktritt, von journalistischen Siegen.

Es ist eine lange, leidenschaftliche Erzählung, die da über den Tisch geht, die große Verteidigung des Papiers durch einen Papierkönig, und als die Geschichte zu Ende ist, fällt Diekmann in seinen Stuhl zurück. Die beiden Amerikaner sehen ihn stumm an. Das war jetzt ein Vortrag aus einer Welt von gestern, die sie vergessen hatten. Diekmann fragt sich, wie er eigentlich darauf gekommen ist. ♦



**Continental**   
Reifen – neuester Stand.



Süße Träume,  
sicheres Erwachen.

**30,- €**  
ContiTreuePrämie



ADAC Motorwelt 03/2013  
19 Sommerreifen im Test

**ADAC**

CONTINENTAL  
ContiSportContact 5  
Dimension 225/45 R 17 Y

gut

Test

Kurze Bremswege,  
wenn es drauf ankommt.

Jetzt vier Continental Sommerreifen ab 17 Zoll kaufen und bis zu 30,- € bei der Winterreifeneinlagerung sparen.

Aktionszeitraum: 15.03. bis 31.05.2013

Mehr unter: [www.contitreuepraemie.de](http://www.contitreuepraemie.de)

PROSTITUTION

# Lippenstift auf der Brust

Bert Wollersheim gefiel sich in der Rolle des Society-Luden von Düsseldorf. Jetzt steht sein Rotlichtimperium im Zentrum einer Anklage wegen Betrugs und räuberischer Erpressung.



Sophia Wollersheim, eine Mittzwanzigerin mit sehr blonden Haaren und sehr hohen Absätzen, wippt mit dem Fuß. Sie atmet ein, ihr schwarzes Oberteil dehnt seine Maschen über dem Werk eines Schönheitschirurgen, schließlich greift sie nach der Hand ihres knapp 40 Jahre älteren Mannes. „Ich habe kein Arschloch geheiratet“, das will sie hier in aller Deutlichkeit zu Protokoll geben.

Bert Wollersheim, ein kleingewachsener Mann mit blonden Strähnen und einem schwarzen Strich auf der Haut, wo ein Oberlippenbart sein könnte, schickt Sophia einen dankbaren Blick aus seinen kajalumrundeten Augen. Er schluckt, dreht den Kopf hinüber zum Tresen, an dem niemand steht. „Ich bin ein bisschen traurig“, seufzt Wollersheim, „es macht keinen Spaß mehr.“

Die Discokugel schickt ihre Lichtblitze durch das Halbdunkel. Es sind keine Huren da und auch keine Freier, und vielleicht ist das normal, an einem Dienstagnachmittag an der Bar eines Bordells.

Aber vielleicht steht die Szene auch symbolhaft für die Wendung, die Wollersheims Leben nach über 30 Jahren im Rotlichtmilieu genommen hat: Am 3. Juli 2012 durchsuchte die Polizei seine Bordelle, verhaftete ihn und seinen Kompagnon Thomas M., dazu Angestellte und Prostituierte. Sie alle standen unter dem Verdacht, Freier systematisch mit Medikamenten, K.-o.-Tropfen oder Kokain betäubt und dann ausgenommen zu haben.

Wollersheim ist nach 48 Tagen wieder auf freien Fuß gesetzt worden, vier Angestellte, drei Prostituierte und der Teilhaber Thomas M. sind jedoch wegen des Verdachts auf bandenmäßigen Betrug und räuberische Erpressung angeklagt. „Dieser Makel klebt jetzt erst einmal auch an mir“, sagt Wollersheim. Im Detail mag er sich zu dem Verfahren nicht äußern. Für seinen Partner Thomas aber lege er „die Hand ins Feuer“.

Stolz und etwas wehmütig führt „Puff Daddy“, wie ihn der Boulevard nennt, durch eines seiner Etablissements in Düsseldorf, zeigt die Zimmer mit Whirlpool; manche sind mit einem Teppich in Leopardmuster ausgestattet, andere ganz in Weiß gehalten. Des Hauses Prunkstück ist die Suite, in der übermannsgroße Gladiatoren-Statuen stehen. „Manchmal war so viel los, da hatten wir einen Mann draußen, der die Taxis weiterwinkte, weil wir ausgebucht waren“, prahlt Wollersheim.

Von den Wänden im Flur grüßen Gemälde mit Frauen in eindeutigen Posen. Zeitungsausschnitte über Wohltätigkeitsaktionen, ein handschriftlicher Geburtstagsgruß des TV-Moderators Jean Pütz, Fotos mit der Erotikdarstellerin Dolly Buster und dem Boxpromoter Don King zeichnen ein Bild, wie Wollersheim es gern bewahrt hätte: seine Puffs als Teil

ERIC TRAN-QUANG / AGENCY PEOPLE IMAGE

Ehepaar Wollersheim: „Gesellschaftliche Akzeptanz erarbeitet“

einer öffentlichen Glitzerwelt. „Ich hatte mir gesellschaftliche Akzeptanz erarbeitet“, findet er.

Die ist nun nachhaltig gefährdet. Denn wie es in seinen Bordellen wirklich zugegangen sein soll, dokumentieren die Ermittlungsergebnisse der Düsseldorfer Polizei. Monatelang hörte die Sonderkommission „Pore“ die Rotlichtläden und deren Angestellte ab – und erhielt neben Beweisen und Indizien für die Abzockmasche auch einen tiefen Einblick in den Alltag im Puff.

Neben vier Bordellen betrieben Wollersheim und Partner Thomas M. einen Striptease-Club und eine Bar. Diese dienten hauptsächlich dazu, für die Bordelle Kunden zu gewinnen, denen 60 Minuten mit einer Frau in den günstigsten Zimmern 300 Euro wert sind; die Gladiatoren-Suite kostet pro Stunde 1000 Euro, Getränke gehen extra.

Zur Akquise streiften Angestellte und Prostituierte über Düsseldorfer Messen und suchten die Bars der Luxushotels auf. Wie mühsam der Kundenfang bisweilen sein kann, dokumentieren Telefonmitschnitte der Polizei: Um kurz vor Mitternacht des 23. Januar 2012 zum Beispiel streunte Ramona L. alias Eve gerade durchs Hilton, als sie mit Wollersheims Geschäftspartner Thomas M. sprach. „Nichts hat geklappt“, berichtete sie. Die

Bar sei zwar „was voller“, aber „auch mit vielen Frauen an den Tischen“. Der Besuch auf der Messe „Boot“ habe „nicht viel“ ergeben, und in den Breidenbacher Hof gehe sie nur ungern. Ins Interconti wolle sie am liebsten gar nicht, da sie keine Lust habe, als Bordellangestellte dort „rausgeschmissen zu werden“.

Zwei Wochen später erfuhren die Ermittler, dass die Damen am Hofe eines Puffkönigs zuweilen ziemlich zickig sein können. Am 5. Februar orderte ein Künstler, der schon Politiker in hohen Ämtern porträtiert hat, Mädchen für eine Feier im Hotel Steigenberger. Doch Maria, Silvana, Elena, Mirella, Dunja, Bianca und drei weitere Damen weigerten sich. Dunja bekundete zum Beispiel, sie sei „ein bisschen platt“. Daraufhin wurde Thomas M. etwas schroffer und bedeutete Dunja, sie solle zusammen mit Mirella und Elena sofort „rübergehen“, ansonsten lasse er „das Licht ausmachen“.

Die Damen folgten zwar der Anweisung, doch damit stellte sich ein neues, logistisches Problem. Als wenig später ein Profi eines nicht weit entfernt beheimateten Fußballbundesligisten eine spanischsprachige Dirne ins Interconti bestellte, befanden sich mit Mirella und Elena bereits zwei der vier des iberischen Idioms mächtigen Huren im Steigenberger.

Die Wahl fiel deshalb auf Maria, die dem Sportsmann jedoch zu alt war. Vera, die letzte Option, weigerte sich wiederum, in ein Hotel zu fahren. Sie hatte von einem Mord an einer Prostituierten auf einem Zimmer gehört. Auch der Vorschlag, ein Mädchen ohne Spanischkenntnisse zu präsentieren und „Maria zum Übersetzen“ mitzuschicken, fand kein Gefallen: Der klickende Kunde wollte nur für eine Frau zahlen.

Am Ende, so die Aktenlage, kümmerte sich Bianca um den Fußballer, Beschwerden sind keine dokumentiert.

Tags darauf wurde von der Geschäftsleitung das Wochenende analysiert: Der Chef eines Modehauses war zu Besuch, dazu ein Unternehmensberater. Wollersheim sollte mit den Mädchen reden, die sich geweigert hatten, dem prominenten Künstler zu Diensten zu sein. M. las einem jüngeren Angestellten die Leviten; er müsse darauf achten, dass „die Mädchen vom Anruf bis Ankunft höchstens zehn Minuten brauchen. Allerhöchstens“.

Für die Öffentlichkeit gab Wollersheim jahrelang den schrillen, aber gütigen und gesetzestreu Puff-Boss. Dem Fernsehsender RTL2 waren er und seine Frau Sophia eine mehrteilige Dokumentation wert, in der die Botschaft verbreitet wurde: Seht her, wir sind ein bisschen durch-

1979

2013

Planungshilfe und Beispiele unter [velux.de/neu](http://velux.de/neu)

Zeit für neue Dachfenster – und mehr Tageslicht.

**Machen Sie jetzt Ihren Modernisierungstraum wahr!**

Mit VELUX ist der Austausch eines Dachfensters in den meisten Fällen in einem Tag erledigt.



[velux.de/neu](http://velux.de/neu)

**VELUX®**

geknallt, aber die Frauen werden bei uns fair behandelt, die Kunden verwöhnt.

Ein Selbstbild, das mit der Realität wenig zu tun hat: Weder scheint Wollersheim der wirkliche Chef gewesen zu sein, noch wurden alle Frauen gut behandelt, noch wurden alle Kunden verwöhnt.

In den abgehörten Gesprächen kristallisierte sich für die Ermittler Thomas M. als der wahre Boss der Bordellbetriebe heraus – und das nicht nur, weil ihm die entsprechenden Immobilien gehören. M. war der Mann, der sagte, was zu tun sei. Angestellte und Prostituierte sprachen von „Gesetzen“, wenn sie sich über seine Anweisungen unterhielten.

Im Tagesablauf war Wollersheim der Kümmerer, der die Mädchen tröstete und sich ansonsten auch um Kleinigkeiten kümmerte – bis hin zum Einkauf von Kaffeepads. Gleich mehrere Seiten füllten in den Ermittlungsprotokollen Aussagen von Angestellten, wonach Bert vergessen habe, Würstchen zu besorgen und jemand anders diese nun kaufen müsse – bei Rewe.

Wenn sich demnächst ein Düsseldorfer Gericht

mit den Geschehnissen rund um die Etablissemments von Bert Wollersheim und Thomas M. befasst, wird es bei den Zeugenbefragungen unwillkürlich mit den Banalitäten des erwerbsmäßigen Geschlechtsverkehrs behelligt werden: Dass Viagra-Pillen vorgehalten werden sollen, aber nicht immer auffindbar sind, dass Strapse ebenso zur Ausrüstung einer Dame bei Hausbesuchen gehören wie mobile Kreditkartenabrechnungsgeräte.

Wie die Prostituierten sich behandelt fühlten, erfuhren die Fahnder unter anderem von Nathalie. Sie habe einmal, berichtete die Hure, gemeinsam mit ihren Kolleginnen Kimberly und Kristina von einem Gast in zwei Tagen 32 000 Euro eingenommen. Anstatt des üblichen Anteils von 50 Prozent habe sie aber nur 2000 Euro erhalten. Als sie sich daraufhin beschwert habe, sei sie vom Wirtschafter „Momo“ am Arm gezogen, „am Hals gepackt“ und bedroht worden. Sie würde ihres „Lebens nicht mehr froh“, drohte Momo, er würde sie „überall finden“. Am nächsten Tag liefen Nathalie und Kimberly trotzdem davon.

Geprellt fühlen sich auch viele Gäste der Wollersheim-Etablissemments. Allein in der Anklageschrift finden sich 18 ausgewählte Fälle, in denen Freiern mutmaßlich Kokain, Medikamente oder K.-o.-Tropfen ins Getränk gemischt wurden. Viele Vorgänge sollen sich in jenen Läden

ereignet haben, die von Oguz G. alias Urs und Monder B. alias Momo geleitet wurden. Wollersheim selbst will von solchen Methoden nichts mitbekommen haben.

Aktenkundig ist der Fall eines Finanzberaters aus Norddeutschland, der in den Puff in der Rethelstraße kam, weil er „zu dem aus dem Fernsehen“ wollte. Nachts um drei trank er dort einen Cuba libre an der Bar – und kam erst am nächsten Vormittag, immer noch im Bordell, wie-

rer eine Provision, und mancher Hoteldirektor habe sich in den Bordellen auf Kosten des Hauses vergnügen dürfen.

Krystian K., der aus der Türsteherszene zu Wollersheim kam, fühlte sich wie „der Hahn im Korb“: „Ich war Gott, ich war Jesus, ich brachte das Brot.“ Zum Bruch mit seinem Arbeitgeber, so erzählte er der Polizei, sei es nach zwei Jahren gekommen: Sein neugeborener Sohn sei den plötzlichen Kindstod gestorben, dennoch habe er an diesem dramatischen Tag zur Arbeit gehen müssen, so hätten es seine Chefs verlangt. Deshalb habe er sich entschlossen zu gehen.

Nach seinem Ausstieg stießen die Fahnder auf seine Aussage in einem anderen Verfahren – und vernahmen ihn erneut. K. berichtete von der Masche, Kunden zu betäuben und auszunehmen. Davon, dass die Gäste mit angeblichen Video-Aufnahmen erpresst würden. Und von Kokainhandel und -konsum in den Bordellen. Daraufhin rollte die Polizei alte Fälle wieder auf – und die Staatsanwaltschaft leitete ein neues Verfahren ein.

Benedikt Pauka, der Anwalt des Wollersheim-Kompagnons Thomas M., hält K. für unglaubwürdig. Die Anklage der Staatsanwaltschaft Düsseldorf zeichne im Übrigen „weder ein realistisches Bild der Vorgänge in der Rethelstraße noch einer strafrechtlichen Verantwortlichkeit meines Mandanten“. Sie sei „eine Collage aus polizeilichem Wunschdenken und den Falschaussagen eines zum Kronzeugen hochstilisierten Berufsbetrügers“. Beweise für eine Täterschaft seines Mandanten lägen keine vor.

Ob dem so ist, wird demnächst ein Gericht bewerten. Und Wollersheim, den die Staatsanwaltschaft vorerst nicht angeklagt hat, muss bis auf weiteres ohne seinen Partner auskommen. Eigentlich wollte er sich zurückziehen, aber jetzt, sagt er, müsse er wieder ran, schließlich sei „der finanzielle Schaden immens“, der durch das Verfahren entstanden sei.

Nicht nur, dass die Puffs über Monate geschlossen blieben. Jetzt kehrt sich seine Bekanntheit womöglich gegen ihn. „Laufkundschaft, die vorher meinetwegen kam, hält sich jetzt wegen der negativen Schlagzeilen fern“, beklagt Wollersheim.

Aber der Bordellkönig will kämpfen. „Das hier ist immer noch ein Puff“, beschwört er, und seine Augen blitzen, als wollte er sagen: Und für so was wird es immer Kundschaft geben.

JÖRG DIEHL, FIDELIUS SCHMID, ANDREAS ULRICH



Razzia im Düsseldorfer Rotlichtmilieu: 18 betäubte Kunden

der zu sich. Seine Kreditkarten waren da bereits mit mehr als 10 000 Euro belastet worden; was den Betriebsleiter Oguz G. nicht davon abhielt, von seinem Gast weitere 5000 Euro in bar zu verlangen, weil das Limit der Kreditkarte erreicht war.

Als sich der Finanzberater umzog, entdeckte er auf seiner Brust eine persönliche Widmung, mit Lippenstift geschrieben: „In Liebe, Pia.“ Stunden später fand man bei der Untersuchung seines Blutes Kokain, das der Puffgänger wissentlich nie genommen haben will.

Ähnliche Erfahrungen hat laut Anklage auch der Kunde Andreas E. gemacht. Allein von seiner American-Express-Platin-Karte wurden an einem Abend rund 22 000 Euro abgebucht. Sex habe er keinen gehabt, behauptete E., dazu sei er nicht mehr in der Lage gewesen.

Hinweise, dass in der Rethelstraße einiges nicht mit rechten Dingen zugeht, erhielt die Polizei seit Jahren. Meist aber wurden die Verfahren eingestellt – oder die Ermittlungen richteten sich gegen die angeblich abgezockten Kunden selbst.

Erst als mit Krystian K. ein ehemaliger Bordell-Mitarbeiter auspackte, erhielt das Bild vom Innenleben der Wollersheim-Läden schärfere Konturen. In Luxushotels, so verriet K. bereits vor Jahren dem SPIEGEL, habe er die VIP-Concierges bestochen, um über sie Kunden zu gewinnen. Portiers erhielten wie Taxifah-

MOROCCO  
**MORE**  
OPPORTUNITIES

ERFOLGREICHE  
INVESTITIONEN:

**15%**

JÄHRLICHES WACHSTUM  
DER AUSLÄNDISCHEN  
DIREKTINVESTITIONEN\*

\*Durchschnittliches jährliches Wachstum der ausländischen Direktinvestitionen zwischen 2004 und 2011

## AMBITIONIERTE SEKTOR-STRATEGIEN:

Nationaler Pakt für Industrielle Entwicklung

Vision 2020 für den Tourismus

Plan für die Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit  
der Logistik

„Vision 2015“ für das Handwerk

eGovernment-Plan „Maroc Numéric 2013“

„Plan Rawaj“ für Handel & Vertrieb

Agrarplan „Grünes Marokko“

Fischereiplan „Halieutis“

Solar & Wind-Plan

[www.invest.gov.ma](http://www.invest.gov.ma)

**MOROCCO-MORE BUSINESS**  Invest in Morocco  
Sharing Success

KOMMUNEN

# „Halt die Klappe“

Viele Deutsche wollen steigenden Immobilienpreisen entgehen und in Baugruppen gemeinsam günstige Häuser errichten. Doch der Traum vom billigen Heim wird oft zum Höllentrip.

Jeder Stuhl im Café der Neuen Mälzerei in Berlin-Friedrichshain ist besetzt. Singles, junge Eltern und Rentner sind erschienen, sie alle suchen Gemeinschaft und ein günstiges Heim.

„Wir sind die Gruppe 13. März und brauchen noch Mitkämpfer“, sagt eine silberhaarige Dame vorn auf der Bühne und tritt nervös von einem Bein aufs andere. Interessenten für ein gemeinsames Traumhaus sollten eher der Generation 60 plus angehören, sich für Musik und Wandern interessieren „und wissen, dass wir nicht allzu viel Geld haben“.

Dann stellt ein anderer Bauwilliger seine Idee vor. Er will eine Wohnanlage auf dem ehemaligen Mauerstreifen im Stadtteil Pankow errichten, was nicht jedem im Publikum gefällt. „Das ist eine städtebauliche Katastrophe, ich fordere jeden hier auf, dort nicht mitzumachen“, brüllt ein Besucher. Andere wollen sich die Chance nicht entgehen lassen: „Halt die Klappe“, ruft einer.

Auf dem Basar in der Neuen Mälzerei wird kräftig gefeilscht. Kaufen oder nicht kaufen? Wer wird in die Gruppe aufgenommen? Welches Projekt ist das sozialste, schönste oder preiswerteste?

Der Immobilienboom in Ballungszentren macht Baugruppen zu einem gefragten Modell. Menschen mit Drang zum Eigenheim schließen sich zusammen, um die Ausgaben für teure Bauträger mit ihren Hochglanzprospekten zu sparen. Stattdessen kümmern sie sich selbst um Grunderwerb, Planung und Bau einer Wohnanlage oder die Modernisierung eines Altbaus. Bis zu einem Viertel der Kosten können dadurch eingespart werden. Besonders für Familien aus dem Mittelstand bietet sich so die Chance auf Eigentum, das sonst kaum erschwinglich wäre.

Entsprechend groß ist der Zulauf. Allein in Berlin, traditionell eine Mieterstadt, gibt es derzeit 150 Baugruppen, über 3000 Wohnungen wurden schon von Baugemeinschaften erstellt; in Hamburg bereits 1800. Architekten, Baufirmen und Banken haben sich auf die neue Grup-

pendynamik eingestellt, sie zielen mit maßgeschneiderten Angeboten auf Bauherren im Kollektiv.

Doch das gemeinsame Bauen führt regelmäßig zu Auseinandersetzungen – über Kosten, Zuschnitt und Ausstattung der Wohnungen; und auch über die Lebensmodelle der künftigen Nachbarn. Anwälte und Mediatoren haben deshalb viel zu tun, um zerstrittene Bauherren zu versöhnen und deren Projekte vor dem Scheitern zu bewahren.

Kristian Wulkau ist mittlerweile ein Experte für „gruppenspezifische Prozesse in Baugruppen“, wie er es süffisant nennt. Der Berliner hat als Projektleiter bereits mehrere Wohnkollektive betreut. Jetzt



Projektsteuerer Wulkau (l.): „Mit Mediator von Anfang an“

bringt er das nächste auf den Weg, in Berlin-Pankow soll es entstehen, ein Grundstück hat er schon gesichert. Zusammen mit einem Architekten sucht er nach Mitstreitern.

Zum ersten Kennenlernen in Wulkaus Büro sind erschienen: eine junge Mutter, eine Psychologin im Ruhestand und ein Ärzteeaar, dessen Kinder jetzt aus dem Haus sind und das nicht allein alt werden will. Wulkau und sein Architekt zeigen Luftaufnahmen des Grundstücks, einen ersten Entwurf des möglichen Hauses mit Wohnungen und vielleicht auch einer Kita und einem grünen Garten.

Nur vorsichtig äußern die Bewohner in spe ihre Vorschläge. Die junge Mutter würde lieber auf eine Kita im Haus verzichten; viele Kinder, so ihre Angst, würden auch viele Krankheiten ins Haus

tragen. Dem Ärzteeaar ist es wichtig, dass es einen Gemeinschaftsraum gibt und „man sich vielleicht auch die Waschmaschine teilen könnte“. Und die Psychologin hätte es gern, dass noch „ein knackiger Mann in meinem Alter zur Gruppe dazukommt“.

Harte Interessen werden nicht formuliert, ernste Bedenken nicht vorgebracht. Wie immer zu Beginn sind die potentiellen Nachbarn von der Euphorie getragen, gemeinsam etwas aufzubauen. Keiner will der Spielverderber sein. „Ein Anfängerfehler“, sagt Wulkau. „Ich empfehle jeder Gruppe einen Mediator, und zwar von Anfang an.“

Die Wiege der Baugruppen-Bewegung steht dort, wo der Drang ins eigene Heim traditionell am stärksten ist, im Südwesten. In Freiburg eroberten alternative Aktivisten vor 20 Jahren, nach dem Abzug der französischen Truppen, das große Kasernenviertel Vauban. Baugruppen und Genossenschaften schufen dort einen ökologischen Musterstadtteil.

Über Stuttgart und München wanderte die Idee vom gemeinschaftlichen und günstigen Bauen gen Norden. In Berlin-Kreuzberg hat sich die größte Baugruppe der Republik verwirklicht, genannt „Am

Urban“; 114 Gesellschafter, die in 17 alten Krankenhausgebäuden 141 Wohneinheiten modernisierten oder bauten. Zwischen Klinkervillen mit französischen Fenstern ist frischer Rasen ausgerollt. „Ein wenig Paris, ein wenig Berlin“, schwärmte die Architekturzeitschrift „Bauwelt“ über die neue Heimat von mehr als 300 Erwachsenen und rund 100 Kindern; vorwiegend akademischer, grüner Mittelstand.

Initiatoren der Großgruppe „Am Urban“ waren Mary-France Jallard Graetz und Georg Graetz. Das Architektenpaar hatte sich in die einstige Leichenhalle des Urbankkrankenhauses verliebt, wollte unbedingt in dem Gebäude arbeiten und wohnen. Aber da die Halle nicht einzeln zu verkaufen war, gründete es eine Baugruppe und fand Käufer für die Wohnungen mit Größen zwischen 60 und 240 Quadratmetern.

Nur: Erfahrung mit Baugruppen hatten sie nicht. Sie wussten nicht, dass Architekten in Baugruppen besonders gut kommunizieren müssen. Die vielen Bauherren mit ihren Extrawünschen, mit ihrer Panik, dass ihnen das Geld ausgehen könnte, fielen ihnen bald auf die Nerven. Die erwünschten Synergieeffekte, so Mary-France Jallard Graetz ernüchtert, hätten sich nicht ergeben. „Jeder Bauherr wollte andere Fliesen.“ Jeder wollte auch sein Badezimmer unbedingt an einer anderen Stelle des Gebäudes haben – was



das Verlegen der Leitungen nicht erleichterte.

Die unübersichtliche Gruppe zerfaserte. Mehr und mehr Bauherren suchten sich neue, eigene Architekten. Die Kosten waren inzwischen von unter 2000 Euro pro Quadratmeter auf mitunter 3000 Euro und mehr angestiegen, der Zeitplan wurde um mehr als ein Jahr überzogen.

Das Urban-Projekt, in Fachzeitschriften mit glanzvollen Fotos bejubelt, ist insgeheim zu einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für Anwälte geworden. Bei der Verteilung der Bau- und der Betriebskosten „kämpft jeder um jeden Cent“, klagt der Lehrer und Bewohner Arno Gabriel. „Eine dunkle Wolke liegt über den Häusern.“

Schlechte Erfahrungen in dieser und vielen anderen Gruppen konnten den Trend zum gemeinsamen Bauen allerdings nicht stoppen. Schon die in Großstädten beständig steigenden Grundstückspreise befeuern den Boom. Zudem sind Baugruppen für klamme Kommunen ein willkommenes Instrument sozialer Stadtentwicklung. Sie bahnen nicht nur Familien mit mittleren Einkommen den Weg ins eigene Heim, sondern entlasten auch den angespannten Markt für Mietwohnungen. Der Stuttgarter und der Münchner Stadtrat haben deshalb jeweils beschlossen, bis zu 40 Prozent der städtischen Grundstücke an Genossenschaften und Baugruppen zu vergeben. „Die Nachfrage ist gewaltig“, freut sich Hubert Burdinski, Architekt in Freiburg und Vorsitzender des Bundesverbands Baugemeinschaften.

Jeder, der allein ein Eigenheim errichtet hat, kennt den Ärger mit Bauarbeitern, geplatzten Zeitplänen, Kostensteigerungen. Bauen ist für Beziehungen, neben Kindern, der größte Stresstest – und häufig auch Scheidungsgrund.

„Ich hätte nie gedacht“, sagt Nana Krüger, „dass eine Baugruppe so anstrengend ist.“ Die Therapeutin hat in einer Baugruppe in Berlin-Mitte alles mitgemacht, was dazugehört: Ostler und Westler mit ganz unterschiedlichen Kommunikationsstrategien; kleinliche Denkmalschützer, Schwamm und giftige Holzschutzmittel in den Balken, die unausweichliche Kostenexplosion. Am Ende musste sie in den Rohbau einziehen, weil sie sich Baukosten und Miete nicht länger zugleich leisten konnte. „Sie sind eine mutige Frau“, sagte ihr ein Installateur mit traurigem Blick.

Besonders die Suche nach Kompromissen in der Gruppe fand Krüger mühsam. „Der Konsens ist praktisch, langweilig und grau.“ Und richtig günstig sei es am Ende trotzdem nicht geworden. Eine Baugruppe auszunutzen, nur um billig eine Wohnung zu erwerben, sagt sie, „das läuft nicht“.

MARKUS DEGGERICH, MICHAEL SONTHEIMER



Berliner Projekt „Am Urban“, Architektenpaar Graetz: „Jeder wollte andere Fliesen“



THILO ROTHACKER FÜR DEN SPIEGEL

# Heimat

**HOMESTORY** Was Papst Franziskus mit einem Katholiken macht, der keiner mehr sein wollte

Mit etwa zehn Jahren hatte ich zwei Lieblingslieder, beide standen im „Gotteslob“, dem katholischen Gesangsbuch: Das eine, Lied Nummer 827, hieß „Heiligste Nacht“ und wurde an Weihnachten zu Beginn der Christmette gesungen. Die Kirche war abgedunkelt, wir hielten Kerzen in den Händen, sangen, dass die „Finsternis weicht“, und vom Licht, es „strahlet hernieder“. Bei dem Wort „strahlet“ schaltete der Küster die Lampen ein. Das waren in St. Norbert damals zwar nur hässlich flackernde Neonröhren, dennoch bekam ich Gänsehaut: So müssen sich Wunder anfühlen. Ich sang voller Inbrunst, und das Neonlicht Gottes umfing mich.

Das zweite Lieblingslied, Nr. 852 im „Gotteslob“, war „Fest soll mein Taufbund immer stehen“. Darin wird die Treue zur Kirche (nicht zu Gott!) versprochen. Die Kirche, heißt es in der ersten Strophe, solle „mich allzeit gläubig sehn. Und folgsam ihren Lehren“. Ich mochte die Melodie, aber vor allem beeindruckte mich, wenn die Kirche voll war und die gesamte Gemeinde Treue schwor.

Also folgte ich den Lehren, glaubte, was die Kirche mir zu glauben befahl. Auch wenn es schwerfiel. Die Dreifaltigkeit aus Gottvater, Sohn und Heiligem Geist, zum Beispiel: Alle drei treten als Einzelgötter auf, haben sogar eigene Zuständigkeitsgebiete (Jesus die Nächstenliebe, der Heilige Geist die Erleuchtung, Gottvater das Große und Ganze), aber dennoch sind sie eins. Wie soll man das kapiern?

Also stellte ich mir Gott auf einem Thron vor, dann ließ ich das Bild verschwimmen, so wie ich es aus dem Fernsehen kannte, wenn der Wind an der Antenne wackelte: Gott gab es kurz dreifach, dann wuchs er wieder zusammen. Es klappte. Dreifaltigkeit war wie schlechter Fernsehempfang.

Mein Glaube war ein Kinderglaube, meine Frömmigkeit eine Kinderfrömmigkeit: einfach, tief und ehrlich.

Das ist weg.

Kein Glaube mehr, kein Warten auf Erleuchtung, kein Schaudern, wenn das Licht angeht. Ich weiß nicht einmal, ob es in St. Norbert noch Neonröhren gibt, ich gehe schon seit Jahren nicht mehr hin.

Irgendwann hatte ich die üblichen Fragen gestellt, die nach der Theodizee. Also: Warum greift der allmächtige und gütige Gott nicht ein, wenn Menschen Kriege führen, wenn sie vor Hunger sterben oder wenn ein paar Irre Flugzeuge in Hochhäuser lenken? Ist er vielleicht doch nicht allmächtig? Oder interessieren wir Menschen ihn womöglich gar nicht? Aber Gott antwortete nicht.

Wahrscheinlich geht es vielen Katholiken so wie mir: Die wirklich wichtigen Fragen beantwortet einem niemand. Und dann schleicht sich Gott aus dem Alltag heraus, bis man ihn und sein Personal nicht mehr vermisst.

Was bleibt, ist Folklore: Hochzeit in Weiß, Weihnachtsmesse. Man kann Folklore mit Spiritualität verwechseln. Aber nicht lange. Die Geburt des eigenen Kindes ist ein größerer Moment als seine Taufe in der Kirche. Ein Elternteil sterben zu sehen birgt mehr Tiefe und mehr Antworten, als ein Priester geben könnte.

Ich könnte also behaupten, dass ich Gott nicht mehr brauche und die Kirche erst recht nicht. So hundertprozentig stimmt das allerdings nicht. Vom Katholizismus kann man sich lossagen – aber ganz los wird man ihn nie.

Das hat zwei Gründe. Keine andere Institution ist so perfekt darin, ihren Mitgliedern ein schlechtes Gewissen einzureden, wie die katholische Kirche. In jedem Gottesdienst bekennen Katholiken ihre Schuld vor Gott und den Menschen. Der Weg zur Vergebung führt über die Kirche – sagt die Kirche. Das frisst sich in die Seele wie Rost.

Der zweite, wichtigere Grund: Katholizismus, einmal aufgenommen, ist vertrauter Grund für den Rest des Lebens. Die Welt mag sich ändern, schwieriger werden, unüberschaubar. Die Kirche ist verlässlich immer die gleiche. Überall auf der Welt. Wer nach 20 Jahren erstmals wieder eine Messe besucht, wird feststellen, dass die Gebete, die Riten, das Aufstehen, Hinknien, der Singsang beim Hochgebet noch ganz genau so funktionieren wie früher.

Man kann das altmodisch und unreformierbar nennen – aber es ist eben auch: Heimat. Ein Rest Sehnsucht nach dieser Heimat bleibt, da kannst du deinen Taufbund zehnmal kündigen.

Als vor zwei Wochen weißer Rauch über dem Petersplatz aufstieg, schaltete ich den Fernseher ein, voller Neugier.

## Vom Katholizismus kann man sich lossagen – aber ganz los wird man ihn nie.

Der alte Papst, Benedikt, war mir noch herzlich egal geblieben. Ein Professor mit Fistelstimme, dessen Antworten ich nicht verstand. Der höchste Funktionär eines undemokratischen überalterten Männervereins. Aber nun stand Franziskus da und wünschte einfach nur einen guten Abend.

Er lächelte, er wirkte seltsam vertraut. Wie Familienbesuch aus der Heimat. So merkwürdig es klingt: Ich war geradezu dankbar. Ich musste mich nicht mehr schämen für meinen Ex-Verein.

Das macht mich zwar noch nicht zu einem gläubigen Menschen. Aber vielleicht kann Franziskus mir ein paar Antworten geben. Erklären, warum es sich lohnen würde zu glauben.

Die Chance hat er. Es muss nur eine gute Antwort sein. Auf billige Tricks mit der Neonlampe falle ich nicht mehr herein.

ANSBERT KNEIP



## Treten Sie ein und kommen Sie Ihren Wünschen ein Stück näher

Mit Fonds von Union Investment

- Unsere Investmentfonds helfen Ihnen, langfristig mehr aus Ihrem Geld zu machen
- Ihre Geldanlage wird professionell gemanagt und ist börsentäglich verfügbar
- Welche Wünsche Sie auch haben: Bei uns finden Sie schon ab 50,- Euro monatlich die passende Fondslösung

Informieren Sie sich jetzt unter [www.union-investment.de](http://www.union-investment.de) und lassen Sie sich in Ihrer Volksbank Raiffeisenbank beraten.



Genossenschaftliche FinanzGruppe  
Volksbanken Raiffeisenbanken



Fitschen, Jain

LESI INESNER / REUTERS

DEUTSCHE BANK

## Teure Affären

Die Deutsche Bank hat mehr als 300 Millionen Euro für drohende Strafzahlungen wegen möglicher Verstöße gegen Iran-Sanktionen der USA zurückgelegt. Offenbar sind die Ermittlungen der US-Behörden weiter fortgeschritten als bislang bekannt. Weitere rund 500 Millionen Euro hat das größte Geldinstitut der Republik unter den beiden Co-Chefs Jürgen Fitschen und Anshu Jain für mögliche Strafen wegen ihrer Verwicklung in die Libor-Affäre reserviert. Noch keine Rückstellung wurde dagegen bislang für eventuelle Schadensersatzforderungen gebildet. In der Libor-Affäre sollen Händler der Deutschen Bank gemeinsam mit Kollegen anderer Banken den wichtigen Referenzzins manipuliert haben. Die Bonner Finanzaufsicht BaFin hat ihre Sonderprüfung noch nicht abgeschlossen. Ein Zwischenbericht, der im März fertig

werden soll, stellt offenbar erhebliche organisatorische Mängel fest. Welche Sanktionen die Aufsicht gegen die Deutsche Bank verhängen wird, ist offen. Die Deutsche Bank hatte vergangene Woche erklärt, sie müsse ihre Rückstellungen für Rechtsrisiken um 2,4 Milliarden Euro statt wie bisher angenommen um 1,8 Milliarden Euro erhöhen. Diese Neuzuführungen kommen zu einem Bestand von 822 Millionen Euro per Ende 2011 hinzu. Ob ein Teil der alten Vorsorge aufgelöst wurde, berichtet die Deutsche Bank erst in einigen Wochen. Rund ein Viertel der neuen Rückstellungen für Rechtsrisiken sollen für drohende Schadensersatzzahlungen an die Erben des verstorbenen Medienunternehmers Leo Kirch gedacht sein. Der Rest gilt überwiegend Klagen im Zusammenhang mit zweifelhaften US-Immobiliengeschäften.

AFFÄREN

## Nestlé entschädigt Spitzelopfer

Der Nestlé-Konzern hat ein Urteil des Zivilgerichts in Lausanne akzeptiert, das den Lebensmittelmulti wegen der Verletzung von Persönlichkeitsrechten für schuldig befunden hat. Hintergrund war die Infiltrierung einer Attac-Gruppe in Lausanne, die dem Konzern kritisch gegenüberstand. Mit Hil-

fe von Mitarbeitern der Sicherheitsfirma Securitas war es Nestlé gelungen, die Gruppe auszuhorchen. Eine Securitas-Mitarbeiterin gehörte zeitweise sogar zur Attac-Gruppe und arbeitete an einem Buch über Nestlé mit. Zugleich stellte sie für den Konzern Dossiers über die Mitglieder der Gruppe zusammen. Später wurde sie enttarnt. Nestlé und Securitas wurden verurteilt, jedem der acht Geschädigten 3000 Schweizer Franken an „moralischer Wiedergutmachung“ zu zahlen. Beide Firmen akzeptierten das Urteil vergangene Woche.

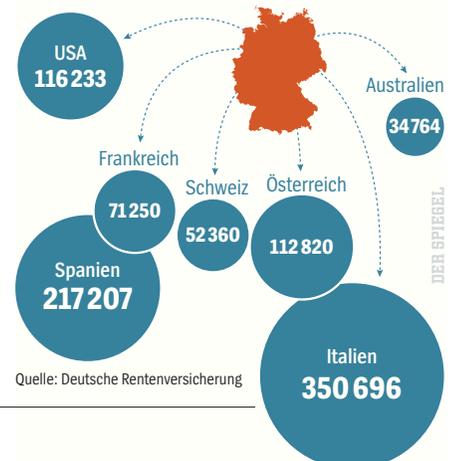
MAN

## Rostige Motoren

Der MAN-Konzern hat Ärger wegen Kraftwerksmotoren, die ein chinesischer Lizenznehmer in den Karibikstaat Antigua verkauft hat. Im September 2011 ging die von Chinesen finanzierte und gebaute Anlage der staatlichen Energiefirma APUA ans Netz. Den Strom sollten sechs MAN-Diesel-Aggregate liefern. Doch bald gab es Streit um das neue Kraftwerk. Die Motoren liefen nicht sauber. Fotos von leckendem Öl und Rost an den Anlagen gelangten in die Öffentlichkeit. Es gab Hinweise, dass die Aggregate nicht neu, sondern gebraucht waren. Die oppositionelle Arbeiterpartei griff das Thema auf und warf der Regierung Unfähigkeit und Korruption vor. Um die Sache aufzuklären, wandte sie sich im vergangenen Jahr an die MAN-Spitze in München. Dort stellte sich heraus, dass die angeblichen MAN-Aggregate aus der Produktion eines chinesischen Lizenznehmers stammen. Ob der nun neue oder tatsächlich schon gebrauchte Maschinen an Antigua geliefert habe, lasse sich leider nicht feststellen. Die Chinesen bauten und verkauften die Motoren in eigener Regie, so die Antwort von MAN. In München will man nun „aus dem Fall Lehren ziehen“ und denkt darüber nach, wie man sich künftig vor Imageschäden durch Lizenznehmer besser schützen kann.

# 1,7 Mio.

Senioren weltweit haben deutsche Rentenansprüche erworben und lassen sich ihre Altersruhegelder heute ins Ausland überweisen. Neben Gastarbeiter-Herkunftsländern wie Italien oder Spanien werden am dritthäufigsten Renten in die USA ausbezahlt.



Quelle: Deutsche Rentenversicherung



Mercedes-Präsentation

WENHAO YU / DPA

## AUTOINDUSTRIE

## Attacke in China

Nach dem Branchenführer Volkswagen müssen nun auch Audi, BMW und Daimler um ihren Ruf in China bangen. Das chinesische Staatsfernsehen wirft den deutschen Premiumherstellern in einer Verbrauchersendung vor, in den Innenräumen ihrer Fahrzeuge gesundheitsschädliche Dämmstoffe einzusetzen. „Kommt mir bloß nicht mit Bau und Ma“, schimpft ein Kunde, der einen BMW (Chinesisch „BauMa“) fährt. Er habe 100 000 Yuan ausgegeben, um „diesen Gestank loszuwerden“. Ein Mercedes-Fahrer klagt, er fühle

sich schwindlig und müde, wenn er mit seinem Auto unterwegs sei. Chemiker der Universität Peking, denen Proben des Materials vorgelegt wurden, behaupten, die Dämmstoffe enthielten Bitumen. Audi, BMW und Mercedes bestreiten die Vorwürfe. Sie sagen, sie hielten sich bei der Produktion der Dämmstoffe an weltweit gültige Standards. Mitte März hatte Chinas Staatssender Volkswagen beschuldigt, schadhafte Getriebe eingebaut zu haben. Tage später ließ der Hersteller fast 400 000 Autos zurückrufen. Mit einer ähnlichen Reaktion rechne er nach den Vorwürfen gegen die Premiumhersteller nicht, so ein chinesischer Autoexperte. Im Übrigen wundere ihn, dass das Staatsfernsehen nur auf die Luft im Innern der Luxuslimousinen eingegangen sei. Draußen sei sie in diesem Winter noch viel schlechter.

## LUFTHANSA

## Topjob wird neu vergeben

Bei der Lufthansa steht ein Um- und Ausbau der Konzernführung bevor. Für den zum 30. Juni scheidenden Personalchef Stefan Lauer sollen gleich zwei Manager nachrücken. Einzelheiten sollen auf einer außerordentlichen Aufsichtsratssitzung noch vor dem nächsten regulären Treffen Anfang Mai beschlossen werden. Lauer betreut zurzeit neben seinem Hauptjob als Arbeitsdirektor auch noch Beteili-



FRANK HOERMANN / SVEN SIMON

gungen wie Swiss, Austrian Airlines oder Brussels Airlines. Diese Aufgabe soll künftig abgespalten und von einem zusätzlichen, fünften Vorstands-

mitglied übernommen werden. Die besten Chancen hat laut Insidern Swiss-Chef Harry Hohmeister, ein enger Vertrauter von Lufthansa-Chef Christoph Franz. Wer im obersten Führungsgremium künftig Personalfragen vertritt, entscheidet sich zwischen dem Tarifexperten Peter Gerber und der ehemaligen Bahnmanagerin Bettina Volkens. Sollte Volkens sich durchsetzen, wäre das für Franz ein doppelter Erfolg. Der Frauenanteil im Vorstand stiege auf über ein Drittel. Außerdem hätte er eine Verbündete aus gemeinsamen Zeiten bei der Bahn in seinem unmittelbaren Umfeld.

HANDEL

# „Hochgradig gefährdet“

Karstadt geht es wieder schlecht: Von den Versprechen des schillernden Investors Nicolas Berggruen ist wenig geblieben. Im Konzern wird Geld verschoben, die erfolglose Führungsebene soll belohnt werden. Betriebsräte schlagen Alarm.



Eines muss man Andrew Jennings lassen. Obwohl der Brite nach wie vor kaum Deutsch spricht, hat er Sinn für poetische Formulierungen. „Drachen steigen bei Gegenwind am höchsten“, schrieb der Karstadt-Chef jüngst in einer seiner berüchtigten Hausmitteilungen. Die Erklärung lieferte er seinen Mitarbeitern gleich mit: „In anderen Worten: Sogar in schwierigen Zeiten können wir gewinnen.“

Der Satz ist an ein Zitat des ehemaligen britischen Premierministers Winston Churchill angelehnt. Trotzdem kam die kämpferische Verklärung der Realität bei den eigenen Leuten nicht gut an. „Was hat der denn geraucht?“, soll noch einer der harmloseren Kommentare auf den Fluren der Essener Konzernzentrale gewesen sein, berichten Insider. Denn was für Jennings nur „erneut ein schwieriger Monat“ war, halten andere Führungskräfte schlicht für „die Mega-Katastrophe“.

Tatsächlich sind die Umsatzzahlen des Warenhauskonzerns alles andere als erfreulich. Im Februar lagen die Verkäufe laut internen Papieren bei 133 Millionen Euro – fast 12 Prozent unter den Planungen und 15 Prozent unter den Umsätzen des Vorjahres.

Seit 1. Oktober vergangenen Jahres, dem Beginn des Geschäftsjahres, hat der Konzern nur noch 1,3 Milliarden Euro Umsatz gemacht, fast zehn Prozent weniger als geplant, auch im Vergleich zum Vorjahr liegt man um 136 Millionen Euro zurück, ebenfalls fast zehn Prozent. Das ist umso dramatischer, als der Zeitraum die Monate November und Dezember umfasste, normalerweise wegen des Weihnachtsgeschäfts die umsatzstärksten Monate im Handel.

Das zeigt: Auch zweieinhalb Jahre nach der Übernahme durch den deutsch-amerikanischen Investor Nicolas Berggruen ist das Unternehmen weit davon entfernt, die eigenen Ziele zu erreichen. Bis übernächstes Jahr wollte Karstadt-Chef Jennings die Umsätze im Rahmen seiner „Karstadt 2015“-Strategie auf 3,5 Milliarden Euro steigern. Inzwischen, unken Branchenkenner, könne man bei Karstadt froh sein, wenn im laufenden Ge-

ROLAND WEHRAUCH / PICTURE ALLIANCE / DPA

DER SPIEGEL

## Der Premium-Deal

Wie bei Karstadt Geld verschoben wird



schäftsjahr nicht die Drei-Milliarden-Marke nach unten durchbrochen werde.

Damit wäre aber genau das in Gefahr, was Karstadt wieder voranbringen soll: die dringend notwendige Modernisierung des Kaufhauskonzerns, die Berggruen einst vollmundig versprochen hat. Berggruen, der Jetsetter. Der Finanzjongleur. Der Weltenretter, der gern mit hochrangigen Politikern das große Ganze debattiert. Nur in Essen schaut er eher selten vorbei.

Branchenkenner schätzen, dass noch immer ein dreistelliger Millionenbetrag für die Sanierung gebraucht wird. Berggruen aber will dafür nach wie vor kein zusätzliches Geld bereitstellen, sondern das Projekt aus dem Cashflow des Unternehmens finanzieren.

Wie aber soll das funktionieren, wenn die Umsätze weiter dramatisch einbrechen, die Mietkosten für die insgesamt 117 Kaufhäuser hoch sind und sich die Personalkosten durch das Ende des Sanierungsstarifvertrags um rund 50 Millionen Euro im Jahr erhöht haben?

Die Schuld für die Misere sucht die Geschäftsführung vorerst überall, nur nicht im eigenen Haus: Vorstandschef Jennings, der die Leitung vor mehr als zwei Jahren übernommen hat, machte kürzlich das heftige Winterwetter und die generell schlechte Lage des Handels für die desolaten Zahlen verantwortlich, was ihm aber selbst im eigenen Unternehmen kaum jemand zu glauben scheint.

Betriebsräte aus rund 40 Filialen teilten dem Briten jüngst immer wieder ihre Sorge über die Situation mit. Der Wirtschaftsausschuss des Gesamtbetriebsrats verfasste ein Schreiben an die Geschäftsführung, das an Deutlichkeit kaum zu übertreffen ist: Man sehe „mit großer Sorge die betriebswirtschaftlichen Entwicklungen“, heißt es dort. Das Umsatzminus sei „alarmierend“ und gehe „an die Substanz der Unternehmen“.

Zudem befürchte man, dass „durch das Abschmelzen der Liquidität die Handlungsfähigkeiten der Unternehmen stark eingengt werden könnten“ und durch die „hohen Umsatzverluste“ weitere Arbeitsplätze „hochgradig gefährdet“ seien.

Die Reaktion kam prompt: Die Geschäftsführung zitierte Gesamtbetriebsratschef Hellmut Patzelt zum Gespräch – allerdings nicht nur, um die anstehenden Probleme zu debattieren. Vielmehr hagelte es auch Kritik am Vorgehen der Betriebsräte. Man habe Sorge, dass Infor-

mationen über die finanzielle Situation des Konzerns an die Öffentlichkeit gelangen und dann für Unruhe bei den Warenkreditversicherern sorgen könnten.

Dass der Geschäftsführer des Kreditversicherers Euro Delkredere im Aufsichtsrat sitzt und damit aus erster Hand über die Lage des Unternehmens informiert wird, schien die Argumentation nicht weiter zu stören.

„Es ist nicht unbedingt Jennings' Stärke, Widerspruch entgegenzunehmen“, sagt einer, der ihn kennt. Er habe ein sehr „angelsächsisches Verständnis von Führung“. Was nichts anderes heißt, als dass auf die



InvestorBerggruen: Kapital aus dem darbanden Unternehmen abgezogen?

langjährigen Karstadt-Mitarbeiter wenig gehört wird.

Und das, obwohl die sehr genau benennen können, wo Jennings' bisherige Strategie nicht funktioniert: dass neue Marken ohne das entsprechende Marketingbudget nicht laufen; dass die Qualität der Eigenmarken zu wünschen übriglässt; dass die Konzentration auf eher hochpreisige Markenkleidung die traditionellen Karstadt-Kunden verschreckt.

Die neuen, jungen Käufer, von denen Jennings träumt, ignorieren Karstadt nach wie vor. „Wir hören immer, dass wir uns jetzt hauptsächlich auf den Modebereich konzentrieren. Wenn wir dann aber sehen, dass wir an manchen Tagen in genau diesem Bereich fast 50 Prozent unter den Verkaufszahlen des Vorjahres liegen, macht uns das ziemlich nervös“, sagt ein Filialleiter.

Karstadt selbst wollte sich weder zu den schlechten Zahlen noch zu möglichen

Konsequenzen äußern. „Die Implementierung unserer Strategie ‚Karstadt 2015‘ macht gute Fortschritte. Einige kurzfristige Negativeffekte waren zu erwarten, während wir auf unserem langfristigen Weg voranschreiten“, ließ Jennings dem SPIEGEL auf Anfrage ausrichten.

Wie wenig Gespür man offenbar angesichts der schlechten Lage den eigenen Beschäftigten entgegenbringt, zeigt derweil eine andere Maßnahme, die so gar nicht zur finanziellen Lage des Unternehmens passen will: Ende vergangenen Jahres verabschiedete der Aufsichtsrat eine Bonusvereinbarung für die Geschäftsführung, die auf der Arbeitnehmerseite für Unverständnis sorgte.

Denn obwohl Jennings und sein Team es bislang nicht geschafft haben, die Lage des Konzerns spürbar zu verbessern und nach wie vor Arbeitsplätze abgebaut werden sollen, soll die Geschäftsführung schon für das laufende Geschäftsjahr Boni erhalten, selbst wenn nur minimale Verbesserungen erreicht werden.

Aufsichtsratschef Jared Bluestein begründete den Schritt laut einem Aufsichtsratsprotokoll damit, dass man der Geschäftsführung auch dann, wenn das Unternehmen rote Zahlen schreiben müsse, um jede Verbesserung des Unternehmensergebnisses zu würdigen. Anders sei es nicht möglich, qualifizierte Kandidaten für Geschäftsführerpositionen zu gewinnen.

„Das ist den vielen Tausenden Karstadt-Mitarbeitern, die jahrelang über Lohnverzicht ihren Beitrag zur Sanierung geleistet haben und immer noch Angst vor weiterem Arbeitsplatzabbau haben müssen, doch nicht vermittelbar“, ärgert sich ein Mitglied des Kontrollgremiums.

Die Freizügigkeit gegenüber den eigenen Vorständen erstaunt, hat doch der Aufsichtsrat auf seiner letzten Sitzung Ende Februar beschlossen, seine eigenen Mitbestimmungsrechte zu beschneiden. Künftig soll nur noch zustimmungspflichtig sein, was der Eigentümer – also Nicolas Berggruen – nicht per Gesellschafterbeschluss selbst entschieden hat. Die interessante Begründung: Alles andere würde zu viel Geld kosten, müsse doch der Großteil der Arbeitgebervertreter aus dem Ausland eingeflogen und extra Übersetzerhilfe hinzugebeten werden.

„Für uns deutet das ein weiteres Mal darauf hin, dass man bei Karstadt kein Interesse an Mitbestimmungsrechten hat

**3x manager magazin für nur € 16,90 testen und Reisetaschen-Set sichern.**



**GRATIS**

**33% sparen!**

Wirtschaft aus erster Hand

**manager**  
magazin

\*\* Jetzt testen \*\* Jetzt testen \*\* Jetzt testen \*\* Jetzt testen

Telefon:  
040 3007-3400

Online:  
www.manager-magazin.de/test

MM13-528

# Sound von A bis Z

## Das Wireless-Musiksystem Z2 von B&W



**NEU**  
bei GRAVIS



**Bowers & Wilkins**  
**Z2**

Mit dem Z2 erhalten Sie von allem nur das Beste: eine faszinierende Klangqualität, eine höchst flexible und komfortable Bedienung dank AirPlay Audio Streaming, den neuen, digitalen Lightning™-Connector zum Andocken der neuesten Generation von iPhone®, iPod touch® und iPod nano® sowie ein vielseitig einsetzbares Design, das in jedes Ambiente passt. Ein zusätzlicher AUX Anschluss ermöglicht den Anschluss weiterer Audioquellen. (1)

Für iPhone 5, iPod touch ab 5. Gen. und iPod nano ab 7. Gen. | 120425

(1) iPhone nicht im Preis enthalten.

**€ 398,90**



**28x in Deutschland und im Internet. [www.gravis.de](http://www.gravis.de)**

GRAVIS Computervertriebsgesellschaft mbH, Ernst-Reuter-Platz 8, 10587 Berlin

und dass sie nicht ernst genommen werden“, sagt ein Betriebsrat.

Dahinter scheint eine Strategie des Konzerns zu stehen, so wenig wie möglich preiszugeben – auch den eigenen Arbeitnehmervertretern gegenüber. Erst im Februar legte Karstadt die Bilanz für das Geschäftsjahr 2010/11 vor – 16 Monate nach Ablauf des Geschäftsjahres und erst, nachdem das Bundesamt für Justiz bereits ein Ordnungsgeld verhängt hatte.

„Jeder, der die aktuellen Zahlen kennt, fragt sich doch: Warum bleiben die angesichts dieser Lage so ruhig?“, wundert sich ein Karstadt-Insider. Allen vehementen Dementis von Karstadt, Aufsichtsrat und Eigentümern zum Trotz, wird nach wie vor spekuliert, ob Investor Berggruen den lukrativeren Teil der Karstadt-Holding, nämlich die Sport- und Premiumhäuser, nicht doch verkaufen will.

Ein Indiz dafür könnte zumindest eine Transaktion aus dem Januar sein: Da wurden aus den Rücklagen der Karstadt Warenhaus GmbH – also dem Teil der Karstadt-Holding, in dem die normalen Warenhäuser gebündelt sind – per Gesellschafterbeschluss 31 Millionen Euro entnommen (siehe Grafik). Dieses Geld wurde tags darauf an die Karstadt Sports GmbH und die Karstadt Premium GmbH übertragen. Damit konnten die wiederum Verbindlichkeiten in Höhe von insgesamt 36,8 Millionen Euro gegenüber der Karstadt Warenhaus GmbH bedienen. „Was erst mal aussieht wie rechte Tasche, linke Tasche, bedeutet de facto eine Verschlechterung der finanziellen Situation der Warenhaus GmbH“, sagt ein Karstadt-Insider.

Natürlich hat der SPIEGEL sowohl Berggruen als auch Aufsichtsratschef Bluestein um Stellungnahmen zu allen beschriebenen Vorgängen gebeten. Beide äußerten sich jedoch nicht.

Alles in allem bleibt der Eindruck, dass von Berggruens einstigen Versprechungen, die traditionelle Warenhausmarke zu altem Glanz zurückzuführen, wenig eingelöst wird. Statt der versprochenen Investitionen zieht Berggruen Medienberichten zufolge Kapital aus dem sowieso schon darbenenden Unternehmen ab.

So kosteten ihn etwa die Markenrechte einmalig fünf Millionen Euro. Inzwischen jedoch lässt er sich die Namensnutzung teuer bezahlen. Allein im laufenden Geschäftsjahr soll er einen einstelligen Millionenbetrag erhalten, ab 2014 soll es ein fester Prozentsatz des Umsatzes sein.

Das Einzige, worauf sich die Karstadt-Belegschaft wahrscheinlich auch in Zukunft verlassen kann, sind die poetischen Briefe ihres Vorstandschefs. Prominente Zitate, die angeblich von Churchill stammen, gibt es für Jennings noch genug, zum Beispiel: „Die Kunst ist, einmal mehr aufzustehen, als man umgeworfen wird.“

SUSANNE AMANN

VOLKSWIRTSCHAFTEN

# „Der neue kranke Mann“

Ex-Weltbankpräsident Robert Zoellick, 59, über die Schuldenkrise der EU und die Aussichten einer Freihandelszone mit den USA

**SPIEGEL:** Mr. Zoellick, viele Europäer dachten, in Sachen Schuldenkrise liege das Schlimmste bereits hinter ihnen. Überrascht es Sie, dass Zypern nun für neue Panik sorgt?

**Zoellick:** Überhaupt nicht. Namhafte Ökonomen haben ausgerechnet, dass die wirtschaftliche Erholung nach einer Finanzkrise besonders lange dauert, im Schnitt rund zehn Jahre. Also haben wir erst die Hälfte des Weges geschafft.

**SPIEGEL:** Die EU-Krisenmanager scheinen noch keine echten Fortschritte gemacht zu haben.

**Zoellick:** EZB-Präsident Mario Draghi hat mit seiner Ankündigung, unbegrenzt Staatsanleihen der Krisenstaaten zu erwerben, die Märkte beruhigt. Doch Maßnahmen der Zentralbank können nur Zeit erkaufen. Sie gehen die fundamentalen Probleme der Euro-Zone nicht an. Und die sind sowohl ökonomischer als auch politischer Natur, wie uns die Wahlergebnisse in Griechenland, Spanien, Italien oder die mangelnde Bankenaufsicht auf Zypern zeigen. Man muss sich wirklich fragen, ob und wie diese Länder ihre Reformbemühungen fortsetzen. Tun sie dies nicht, wird in Deutschland die öffentliche Unterstützung für Hilfsmaßnahmen weiter sinken.

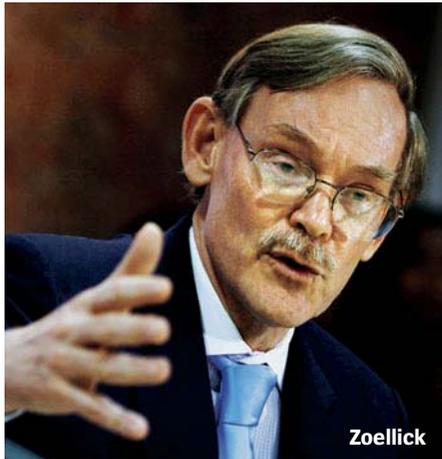
**SPIEGEL:** Gerade erst hat sich hier eine Anti-Euro-Partei gebildet. Viele Deutsche sind es schlicht leid, anderen EU-Ländern finanziell beizuspringen.

**Zoellick:** Die Deutschen haben ja recht, wenn sie strukturelle Reformen im Rest Europas fordern. Aber sie übersehen gern, dass zwischen solchen Reformen und ihrer Wirkung Zeit vergeht. Die gilt es zu überbrücken, dafür war Draghis Ankündigung so wichtig. Die deutsche Psyche beeinflusst aber auch, dass die Krise – so spürbar sie in vielen Ländern Europas ist – in Deutschland schlicht nicht angekommen ist.

**SPIEGEL:** Dennoch könnte Bundeskanzlerin Angela Merkel im September abgewählt werden.

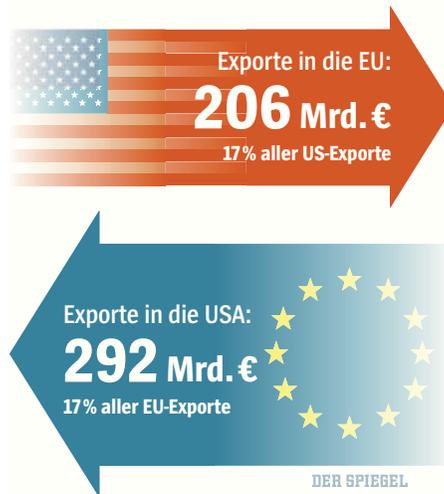
**Zoellick:** Politikern kann es doch nicht nur um ihre Wiederwahl gehen. Sie erhalten ein Mandat, um Dinge anzupacken. Und manchmal gehören dazu auch unangenehme Maßnahmen. Kanzlerin Merkel hat ja in der Krise durchaus Führungsstärke bewiesen und bleibt populär.

**SPIEGEL:** Damit ist sie unter Europas Regierungschefs aber eine Ausnahme.



## Transatlantischer Handel

zwischen den USA und der Europäischen Union in 2012



**Zoellick:** Das Führungsproblem reicht weiter, sein Kern ist im aktuellen System der Europäischen Union angelegt. Zu Zeiten eines Helmut Kohl gab in Brüssel der starke EU-Kommissionspräsident Jacques Delors den Ton an. Er half dem damaligen Bundeskanzler Kohl kolossal bei der Umsetzung unpopulärer Maßnahmen. Seither haben die nationalen Regierungen die Spitze der Europäischen Union systematisch geschwächt, also können sie nun kaum auf Hilfe aus Brüssel zählen.

**SPIEGEL:** Der aktuelle Kommissionspräsident José Manuel Barroso hat aus Ihrer Sicht zu wenig Einfluss?

**Zoellick:** Man kann das nicht an einer Person festmachen. Die europäischen Mitgliedstaaten haben eben das Signal gesendet, in Brüssel eher schwache Führungspersönlichkeiten zu wollen. Mit den Folgen müssen sie leben.

**SPIEGEL:** Dabei brauchte Europa Führung dringender denn je. Die klassische Allianz zwischen Frankreich und Deutschland erodiert, Paris ist geschwächt.

**Zoellick:** Frankreich könnte der neue kranke Mann des Kontinents werden – nicht nur wegen seiner Finanzprobleme, sondern weil das Land bald nicht mehr wettbewerbsfähig sein könnte. Zur Zeit der deutschen Wiedervereinigung ging die Sorge um, Deutschland werde den Kontinent beherrschen. Aber 20 Jahre lang bildeten Frankreich, Italien oder Großbritannien ein gesundes Gegengewicht. Jetzt ist die deutsche Dominanz unübersehbar. Klar, die Deutschen wollen partout nicht beherrschend erscheinen. Doch das ändert nichts: Deutschland ist Europas Motor.

**SPIEGEL:** Die deutsche Regierung steht auch hinter dem Plan für eine Freihandelszone zwischen Europa und den USA. Aber Amerikas Präsident Barack Obama bleibt abwartend. In seiner jüngsten Rede zur Lage der Nation wurde ein Satz dazu laut US-Medienberichten erst in letzter Minute eingefügt.

**Zoellick:** Das ist nicht überraschend, wenn man Obamas bisherige Handelspolitik betrachtet. In seiner ersten Amtszeit hat er sehr lange gebraucht, um von der Vorgängerregierung gestartete Abkommen mit Kolumbien, Südkorea und Panama durchzusetzen. Obamas Handelsbeauftragter hat seinen Vorgängern – also auch mir – sogar öffentlich vorgehalten, zu viele Handelsverträge geschlossen zu haben.

**SPIEGEL:** Wie könnte Obama neue Entschlossenheit unter Beweis stellen?

**Zoellick:** Ein wichtiges Signal wird die Bestellung des neuen US-Handelsvertreters sein. Obama hat die Wahl zwischen Kandidaten, die zum Intellektualisieren neigen – und anderen, die darauf aus sind, einen Deal abzuschließen. Wir brauchen solche entschlossenen Leute. Und die wiederum brauchen die Unterstützung des Präsidenten.

**SPIEGEL:** Was sind die möglichen Fallstricke eines Freihandelsabkommens?

**Zoellick:** Amerikas Landwirte! Sie haben in Washington extrem viel Einfluss, weil im Senat so viele Agrarstaaten vertreten sind. US-Bauernvertreter haben mir berichtet, wie frustriert sie über die Europäer sind. Aus ihrer Sicht hatten die USA bereits eine Öffnung des europäischen Rindfleischmarktes erreicht, doch dann wurde dieser Schritt von den Europäern aus Angst vor Hormonfleisch blockiert. So ging das immer wieder, sagen sie: Die USA verhandelten über die Öffnung des EU-Geflügelmarktes, doch Diskussionen



EHLERS-TIPS / BILDAGENTUR-ONLINE

Rinderherde in Kalifornien: „Frustriert über die Europäer“

über Hühner, die nach der Schlachtung mit Chlor desinfiziert werden, verhindern eine Einigung. Die USA bemühten sich um eine Öffnung des europäischen Getreidemarktes, dann kamen Diskussionen über Gentechnik dazwischen.

**SPIEGEL:** Müssen sich wirklich nur die Europäer bewegen? Viele Sorgen über US-Lebensmittelstandards sind doch völlig berechtigt – und einige amerikanische Märkte werden genauso abgeschottet.

**Zoellick:** Ich weiß, dass das heikle Themen sind. Ich sage nur, dass ein transatlantisches Freihandelsabkommen den Zugang zum europäischen Agrarmarkt erleichtern muss, wenn man die Unterstützung der amerikanischen Bauern gewinnen will.

**SPIEGEL:** Die Zölle zwischen den USA und der EU sind bereits ziemlich niedrig. Wahren Fortschritt kann es doch nur geben, wenn auch Produktstandards und Vorschriften geändert werden ...

**Zoellick:** ... wofür Ministerien auf beiden Seiten mitziehen müssen, die über diese Standards entscheiden. Und die Beamten dort sagen in der Regel: „Wir machen das genau richtig, warum sollten wir etwas ändern?“

**SPIEGEL:** Sie klingen pessimistisch. Können Sie nicht als ehemaliger US-Handelsbeauftragter eine Kompromisslösung empfehlen?

**Zoellick:** Die gibt es sogar: Die USA haben vor kurzem ein Freihandelsabkommen mit Südkorea verhandelt. Die EU folgte dann mit einer leichten Variation des US-Abkommens. Anstatt also bei null anzufangen, würde ich diese beiden Entwürfe vergleichen und die Unterschiede herausarbeiten. Danach kann man versuchen, die wesentlichen Differenzen zu überbrücken.

**SPIEGEL:** Aber der größte transatlantische Zankapfel – die Landwirtschaft – spielt beim Handel mit Südkorea kaum eine Rolle.

**Zoellick:** Das ist wahr. Ich glaube auch nicht, dass man die Landwirtschaft aus den Gesprächen zwischen der EU und den USA ausklammern kann. Aber eine Analyse der Südkorea-Abkommen könnte den Weg ebnen für Verhandlungen über die vertrackteren Details.

**SPIEGEL:** Warum sollte sich Europa überhaupt mit einem Partner wie den USA verbünden, dessen Staatsverschuldung mittlerweile 16 Billionen Dollar übersteigt?

**Zoellick:** Weil Amerika immer noch sehr stark ist. Die Wirtschaftsleistung der Vereinigten Staaten liegt wieder auf dem Niveau vor der Weltfinanzkrise 2008. Die Euro-Zone hinkt weit hinterher, sie hat nur rund 60 Prozent wettgemacht. Neue Technologien bei der Rohstoffgewinnung wie etwa Fracking senken Energiekosten

und verbessern die Handelsposition der USA. Amerikas Bevölkerung altert rein statistisch auch weniger schnell als die in Europa, China oder Japan. Ich will damit nicht sagen, dass unser Land keine Probleme hätte. Aber die USA werden mit großer Wahrscheinlichkeit nach dieser Krise wirtschaftlich weit besser dastehen als Europa.

**SPIEGEL:** Also braucht Europa Amerikas Hilfe, um seine Stellung in der Welt zu verteidigen?

**Zoellick:** Schauen Sie sich die Zahlen an: In den vergangenen fünf Jahren sorgten Entwicklungs- und Schwellenländer für zwei Drittel des globalen Wachstums. 60 Jahre lang wurde die Weltwirtschaft von den USA, Europa und Japan dominiert. Heute ist Europa mit sich selbst beschäftigt, Japan steckt in der Krise, und die USA müssen ihre Finanzen sanieren. Wir brauchen eine Neuordnung des internationalen Systems.

**SPIEGEL:** Das alles soll eine transatlantische Freihandelszone erreichen?

**Zoellick:** Sie könnte als Präzedenzfall dienen. Ein solches Abkommen würde Standards für die Weltwirtschaft setzen. Aber um dies zu erreichen, müssen wir Amerikaner und Europäer zusammenhalten.

INTERVIEW: GREGOR PETER SCHMITZ,  
CHRISTOPH SCHULT

# Klar könnt ihr behaupten verständlich zu sein. Aber stimmt das auch?

Natürlich. Der TÜV Saarland hat bei ERGO als erstem deutschen Unternehmen die Verständlichkeit der Kommunikation geprüft und ausgezeichnet. Und das gründlich: von Versicherungsurkunden über Briefe bis hin zum persönlichen Telefonat. Mehr auf [ergo.de](http://ergo.de)

<b>TÜV</b> SAARLAND	<b>GUT (2,07)</b> Freiwillige Prüfung 2/2013 Nr. 1842 <a href="http://tuev-saar.de">tuev-saar.de</a>
Verständliche Kommunikation	

# ERGO

Versichern heißt verstehen.

GESUNDHEIT

# Ausweitung der Profitzone

Mit einer eigens gegründeten Pharmafirma wollen Apotheker zusammen mit Ärzten um lukrative Krebspatienten werben und dabei auch konkurrierende Krankenhäuser ausstechen.

Nicht für jeden ist die Diagnose Krebs eine schlechte Nachricht. Für Apotheker beispielsweise, die eine Chemotherapie begleiten, gibt es nichts Gewinnträchtigeres als einen neuen Krebspatienten. Mit der Zubereitung einer einzigen Infusion können Zytostatika-Apotheker 700 Euro verdienen – also mehr als das Hundertfache dessen, was sie für die Abgabe eines gewöhnlichen Rezeptmedikaments erhalten.

Einem Patienten wird das Rezept für seine Infusionslösung in der Regel gar nicht ausgehändigt. Der Arzt leitet es direkt an einen Apotheker seines Vertrauens weiter. Zyto-Apotheker sind deshalb angewiesen auf eine gute Zusammenarbeit mit dem niedergelassenen Onkologen vor Ort, um die wertvollen Rezepte zu bekommen.

Um solche einträglichen Verbindungen auf eine solide Basis zu stellen, hatte der Vorsitzende des Berufsverbands der Niedergelassenen Hämatologen und Onkologen (BNHO), der Kölner Krebsarzt Stephan Schmitz, vor anderthalb Jahren eine Idee: Er gründete mit Krebsapothekern, die sich bereits in der Firma Omnicare zusammengeschlossen hatten, eine neue Firma. Das gemeinsame Unternehmen nennt sich GermanOncology (siehe Grafik), geleitet wird es von dem ehemaligen Pharmamanager Rainer Lipp. Die Firma gehört zu jeweils 25 Prozent Schmitz, einem weiteren BNHO-Funktionär, Lipp und eben der Apothekerfirma Omnicare.

Der Zusammenschluss von Krebsärzten und Zyto-Apothekern sei nötig, weil sich „die Welt rasant verändert“, sagt Schmitz. Krebsärzte müssten sich „zukunftsfähig“ machen und „managementfähig werden“. Ansonsten hätten sie keine Chance gegen die mächtige Konkurrenz: Kliniken und Medizinische Versorgungszentren (MVZ), die sich ebenfalls um lukrative Krebspatienten reißen.

Rund hundert Ärzte sollen bei GermanOncology Mitgesellschafter werden, dann decke man, so Schmitz, die Bundesrepublik flächendeckend ab und könne mit Omnicare in Preisverhandlungen mit den Krankenkassen treten. Ziel sei es, gemeinsam die Komplettversorgung von Tumorkrebspatienten zu übernehmen.

Bisher ziehen aber vor allem die Omnicare-Apotheker Vorteile aus der Part-

nerschaft. Denn die 35 niedergelassenen Krebsärzte, die bisher bei GermanOncology mitmachen, verpflichten sich, ihre Krebsmedikamente ausschließlich bei Omnicare zu bestellen.

Omnicare selbst wurde ebenfalls vor gut einem Jahr gegründet, von Oliver Tamimi, der in Berlin eine Zyto-Apotheke unterhält, sowie 50 weiteren Apothekern.



Omnicare-Gründer Tamimi  
„Rechtlich mehrfach geprüft“

Die Firma sieht ihre Konkurrenz nicht nur in jenen Kliniken, die ebenfalls Chemo-Infusionen herstellen, sondern in industriellen Zubereitern wie der Firma Zyto-Service.

Bei jeder Zytostatika-Therapie muss die Wirkstoffmenge individuell berechnet werden, abhängig von der Körperoberfläche des Patienten. Weil die dafür nötigen Medikamente aber hochgiftig sind, dürfen nur jene Apotheker Chemo-Infusionen zubereiten, die über ein geeignetes Labor verfügen. Das sind in Deutschland gerade mal 300 der insgesamt rund 21 000 Apotheken.

Im Kern handelt es sich bei Omnicare um eine Pharmafirma in Apothekerhand. Die Idee der Apotheker: Wenn sie die Wirkstoffe für Chemotherapien selbst produzieren, können sie wesentlich größere Gewinne erzielen.

Omnicare hat die Republik zunächst in 80 Bezirke aufgeteilt, für jeden Bezirk erhält der beteiligte Apotheker Gebietschutz. Um in den exklusiven Kreis aufgenommen zu werden, muss jeder Apo-

theker 200 000 Euro Eintrittsgeld bezahlen und wird damit Mitgesellschafter.

Wie lukrativ es sein kann, selbst Pharmafirma zu spielen, zeigt sich am Wirkstoff Paclitaxel, einem Zytostatikum, das etwa Frauen bei Brustkrebs erhalten. Die Krankenkasse überweist den Apothekern für eine Paclitaxel-Infusion 930 Euro. Apotheker können die Flasche aber bereits für 240 Euro, also ein Viertel des Preises, bei verschiedenen Generika-Herstellern einkaufen.

Für eine Pharmafirma kostet Paclitaxel sogar nur 40 Euro, berichtet ein Industriemanager, der nicht genannt werden will. Tamimi sagt dagegen, er könne diesen Preis „nicht bestätigen, er liegt deutlich höher“.

Aber egal, ob es 40 oder 80 Euro sind, die Krankenkassen sollen diese niedrigen Einkaufspreise nicht kennen. Denn wüsste sie Bescheid, wären sie nicht mehr bereit, dem Apotheker für eine Paclitaxel-Infusion fast 1000 Euro zu erstatten.

Es gibt zwar eine Vorschrift im Sozialgesetzbuch, nach der sich Krankenkassen von Apothekern die Einkaufspreise der Krebsmedikamente zeigen lassen dürfen. Das versuchen Pharmazeuten aber gern zu unterlaufen. Deshalb ist es aus ihrer Sicht wichtig, dass auf den Rechnungen die überhöhten Listenpreise stehen.

Auch Omnicare liefert die Krebsmedikamente zu hohen Preisen an die beteiligten Apotheker. Die enormen Gewinne zwischen günstiger Herstellung und teurem Weiterverkauf fallen zunächst bei Omnicare an. Einmal im Jahr jedoch wird dieser Gewinn an die beteiligten Apotheker ausgeschüttet.

Bereits 2012, im ersten Jahr ihres Bestehens, hat sich Omnicare zu einem der größten Spieler in diesem Markt entwickelt und einen Umsatz von 180 Millionen Euro erreicht. Der Rohertrag liege bei etwa 15 Prozent, sagt Omnicare-Geschäftsführer Tamimi. In einem Monat soll es erstmals eine Ausschüttung an die beteiligten Apotheker geben. 180 Millionen Euro Umsatz – das bedeutet, dass jeder Apotheker Krebsmedikamente für über drei Millionen Euro bei Omnicare bestellt hat. Es ist die Crème de la Crème der Pharmazeuten, die hier ihren Profit ausweitet.

Doch was haben die Ärzte davon, die sich bei GermanOncology verpflichtet haben, ihre Rezepte ausschließlich an Omnicare-Apotheker zu geben?

In den vergangenen Jahren gab es eine Fülle von Ermittlungsverfahren, die gezeigt haben, dass die gedeihliche Zusammenarbeit zwischen Krebsärzten und Zyto-Apothekern häufig über Schmiergeld hergestellt wurde. Mal bringt der Apotheker dem Arzt schlicht Bargeld vorbei, mal gehört das Haus, in dem sich die Arztpraxis befindet, dem Apotheker, der dafür eine lächerlich geringe Miete verlangt. Mal finanziert der Apotheker dem

Arzt eine Sprechstundenhilfe, mal bindet eine Pharmafirma Arzt und Apotheker über fingierte Beraterverträge an sich (SPIEGEL 15/2012).

Der Kreativität sind kaum Grenzen gesetzt. Die Branche ist erfinderisch.

Mit all diesen Dingen wolle Omnicare nichts zu tun haben, beteuert Tamimi. Seine Firma habe mit GermanOncology einen Weg der Kooperation gefunden, der „rechtlich mehrfach geprüft“ sei. Anrühliche Zahlungen von Omnicare an Ger-

manOncology seien ausgeschlossen, versichert auch BNHO-Chef Schmitz. „Das ist alles auf Herz und Nieren geprüft.“

Einen finanziellen Vorteil haben Schmitz und die mit ihm verbundenen Krebsärzte aber dennoch. Alle Teilhaber von GermanOncology profitieren von einem Datensammelprojekt, bei dem sie für jeden Patienten 160 Euro bekommen können, wenn sie dazu einige Angaben über den Patienten in eine Datenbank eintragen.

Die bei GermanOncology organisierten Ärzte haben bisher die Daten von 2800 ihrer Patienten eingegeben, wie Geschäftsführer Rainer Lipp auf Anfrage mitteilt. Teilt man diese Summe durch die Zahl der beteiligten Ärzte, wird klar, dass jeder Onkologe mit dem Sammeln von Daten im Schnitt 13 000 Euro verdienen konnte.

In diesem Jahr sollen mindestens 5200 weitere Datensätze gesammelt werden. Selbst wenn die Zahl der beteiligten Ärzte auf 60 ansteigen würde, könnte sich jeder Onkologe noch mal auf ein Zusatzeinkommen von über 14 000 Euro freuen.

Lipp bestätigt diese Zahlen. Er weiß auch, dass Datensammeln in der Branche bisher oft nur ein anderes Wort für Schmiergeld war. Bei GermanOncology sei es aber anders, versichert er.

Die hier erhobenen Daten seien keine Belohnung für die Verordnung bestimmter Präparate; sie würden tatsächlich gebraucht, um einen Überblick über die Versorgung der Krebspatienten zu bekommen. Wenn man zum Beispiel über die Kosten, die bei einer Tumorbehandlung anfallen, genau Bescheid wisse, könne man eine Pauschale für die Behandlung von Krebspatienten kalkulieren.

Genau das sei ja auch das Ziel von GermanOncology und Omnicare, sagen der Apotheker Tamimi und der Ärztfunktionär Schmitz übereinstimmend: Man wolle den Krankenkassen bald schon Angebote machen, für einen bestimmten Geldbetrag die Versorgung eines Krebspatienten pauschal zu übernehmen.

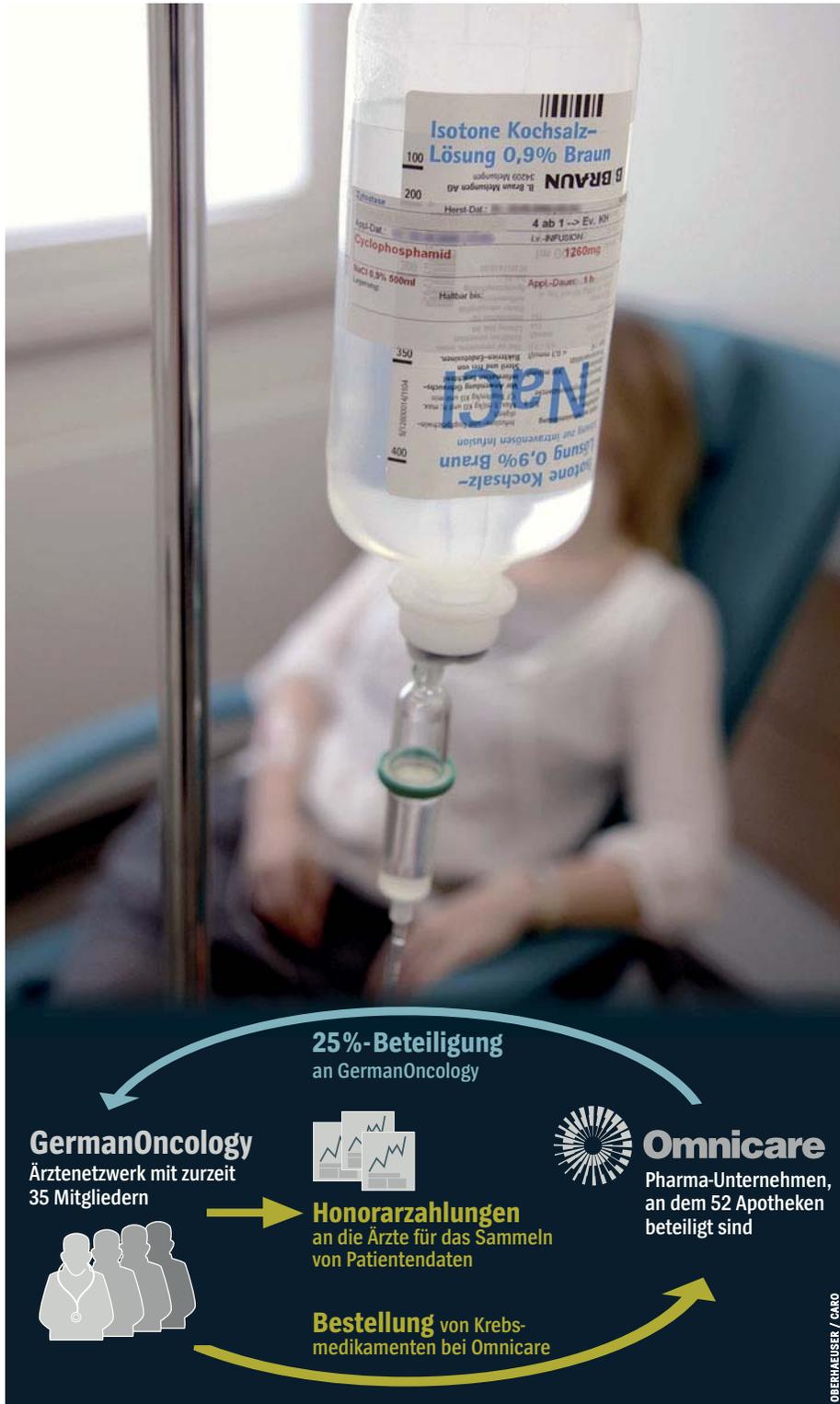
Für die Krankenkassen klingt die Idee einer solchen Kostenpauschale verlockend. Bei der Barmer GEK etwa sind mehr als acht Millionen Menschen versichert, jährlich erhalten davon 40 000 eine intravenöse Chemotherapie. Die Kosten belaufen sich auf 9100 Euro pro Patient, sagt Detlef Böhler, verantwortlich für Arzneimittel bei der Barmer.

Das Teuerste an der Behandlung eines Krebspatienten sind die Arzneimittelkosten, sagt Ärztfunktionär Schmitz. „Sie verursachen bis zu 70 Prozent der Kosten, das ärztliche Honorar macht nur fünf Prozent aus.“ Der Rest fließe in Labors und Reha. „Darum ist aus Sicht der Krankenkassen ein Pauschalangebot der Onkologen nur in Verbindung mit Apotheken attraktiv.“

Die Ärzte wissen genau, wie viel so ein Chemo-Rezept wert ist. Wenn sie sich mit den Apothekern auf ein Pauschalangebot verständigen, dürfte am Ende auch mehr Honorar für die Ärzte übrig bleiben. Und die Omnicare-Apotheker könnten den Wunsch kaum ablehnen. Schließlich sind sie angewiesen auf die Rezepte.

Die gute alte Zusammenarbeit wäre damit auch in eine veränderte Welt gerettet.

MARKUS GRILL



VERSICHERUNGEN

# Mutti ist jetzt Chef

Der lautstarke Policen-Drücker Mehmet Göker meldet sich zurück. Er steht im Verdacht, weiter private Krankenversicherungen vermittelt zu haben.

**E**in Bürogebäude am Orts-  
eingang von Kuşadası an  
der türkischen Westküste,  
400 Kilometer südlich von Troja.  
Die Sonne brennt vom Himmel,  
vor dem Gebäude parken teure  
Limousinen mit deutschen Kenn-  
zeichen, aus dem Inneren dringt  
Geschrei.

Es schreit: Mehmet Göker, le-  
gendärer Vermittler privater  
Krankenversicherungen, der  
einst in Deutschland 1400 Mitar-  
beiter beschäftigte, 65 Millionen  
Euro Umsatz machte und sich  
gern im Rolls-Royce durch Kas-  
sel chauffieren ließ. Seine Vor-  
stände fuhren Ferrari, seinen  
besten Verkäufern spendierte  
Göker Betriebsausflüge nach Ja-  
maika, Las Vegas oder New  
York. Göker machte auch als  
Wohltäter von sich reden und  
sponserte Sportvereine wie Ar-  
minia Bielefeld, bis sein Unter-  
nehmen MEG im Herbst 2009  
spektakulär pleiteging – und Gö-  
ker in die Türkei floh.

Seitdem ist die Staatsanwalt-  
schaft wegen Untreue und Insol-  
venzverschleppung hinter ihm  
her. Seit vergangener Woche  
kommt auch noch der Vorwurf  
des Verrats von Betriebs-  
und Geschäftsgeheimnissen dazu.

34 Beamte durchsuchten am  
Dienstag Büros von Versiche-  
rungsvertretern in Hessen, Nord-  
rhein-Westfalen, Hamburg, Niedersach-  
sen, Baden-Württemberg und Thüringen,  
die im Verdacht stehen, mit Göker ko-  
operiert und von ihm vermittelte private  
Krankenversicherungen eingereicht zu  
haben. Mit Adressdaten, die der insolven-  
ten MEG gehören und deshalb von Göker  
nicht hätten verwendet werden dürfen.

Lukrativ ist das private Krankenversi-  
cherungsgeschäft nach wie vor: Allianz  
und Co. gieren nach neuen Versicherten  
und zahlen für die Vermittlung eines ein-  
zigen Neukunden gern mehrere tausend  
Euro. Göker wird laut „Hessische/Nieder-  
sächsische Allgemeine“ mit internationa-

lem Haftbefehl gesucht, was die Staats-  
anwaltschaft aber weder bestätigen noch  
dementieren will. Sein ehemaliger Mitar-  
beiter Vincent H. sitze jedenfalls bereits  
in Untersuchungshaft, sagt Götz Wied,  
Sprecher der zuständigen Staatsanwalt-  
schaft Kassel.

Die Behörde verdächtigt Göker, zwi-  
schen Juli 2011 und Oktober 2012 illegal  
mit den alten Datensätzen nach Kunden  
für private Krankenversicherungen in  
Deutschland gefischt zu haben. In dieser  
Zeit arbeitete Göker von dem 68 000-Ein-  
wohner-Städtchen Kuşadası aus, wo ihn  
in dieser Zeit auch der SPIEGEL traf. Au-

cen packen, die sich uns bieten“. Acht  
seiner früheren MEG-Helfer arbeiteten  
noch hier, erzählte Göker, insgesamt sei-  
en es 70 deutsche und türkische Beschäf-  
tigte in Kuşadası. Aber wie kann er über-  
haupt schon wieder groß ins Geschäft  
zurückkehren, wenn in Deutschland ein  
Insolvenzverfahren gegen ihn läuft?

Göker sagte, er sei ja selbst nur ange-  
stellt. „Die Firma gehört jetzt meiner Mut-  
ter.“ Über die Umsätze könne er nicht  
klagen. „Der Chef der Firma ist zufrie-  
den“, sagte er. An seinem linken Arm wa-  
ren immer noch die Buchstaben MEG ein-  
tätowiert.

Ein Mitarbeiter, der bei Göker  
in Kuşadası gearbeitet hat, be-  
stätigt den von der Staatsanwalt-  
schaft erhobenen Verdacht. Sie  
hätten sehr wohl private Kran-  
kenversicherungen in Deutsch-  
land vermittelt, sagt er. Er habe  
dazu sogar einen deutschen  
Tarnnamen bekommen, mit  
dem er sich bei den Kunden in  
der Bundesrepublik melden  
musste.

Die Computer in Kuşadası sei-  
en so manipuliert gewesen, dass  
die Kunden, die er angerufen  
hatte, immer eine deutsche Tele-  
fonnummer im Display sahen.  
Als Rückrufnummer habe er  
eine Telefonnummer in Düssel-  
dorf angegeben.

Die wiederum habe einer  
Agentur gehört, die die neuen  
Versicherungspolicen dann an  
die privaten Krankenversicherer  
weitergereicht habe. Insgesamt  
hätten sie in Kuşadası Zugriff auf  
etwa sechs Millionen Datensätze  
gehabt, schildert der ehemalige  
Göker-Mitarbeiter.

Der Policen-Drücker selbst  
hat das im Juli 2011 noch be-  
stritten. Sein Geschäft sei jetzt  
überwiegend der Rückkauf von  
Lebensversicherungen, nicht  
mehr private Krankenversi-  
cherungen. „Ich habe Verträge  
mit vielen Versicherungen, aber  
die wollen nicht genannt wer-  
den.“

Göker selbst war am vorigen Freitag  
nur schwer zu erreichen. Sein Handy sei  
kaputt, sagte er, nannte dann eine zweite  
Nummer, unter der sich aber nur sein „As-  
sistent“ meldete und dann wieder auflegte.

Gökers Anwalt Michael Nagel war am  
Freitag Ski fahren. Fragen zu den aktuel-  
len Vorwürfen der Staatsanwaltschaft kö-  
nne er nicht beantworten. Per SMS teilte  
er lediglich mit, dass er „dem mit diesem  
Verdacht begründeten strafrechtlichen  
Vorwurf bereits entgegengetreten“ sei.  
Die „Auswüchse dieses Ermittlungsver-  
fahrens“ könne er nicht nachvollziehen.

MARKUS GRILL



Unternehmer Göker 2006: „345 Sonnentage“

genzeugen berichten, Göker noch vor  
kurzem dort gesehen zu haben.

Sein Büro liegt im ersten Stock des Bü-  
rogebäudes am Ortseingang. Nachdem er  
damals einige lautstarke Telefonate be-  
endet hatte, kam er ins Erdgeschoss und  
zeigte sich gut gelaunt.

Es gehe ihm gut hier, sagte er. „Statt  
300 Tagen Regen in Kassel haben wir hier  
345 Sonnentage. Nur in Los Angeles und  
in der Wüste Gobi gibt's mehr Sonne.“

An der Wand hingen damals auch noch  
Zeitungsartikel aus jener Zeit, als bei ihm  
alles rund lief. Der „Bayernkurier“ zum  
Beispiel titelte einst über ihn: „Die Chan-

# Wir haben für jeden Transport die passende Lösung.

Auf Wunsch auch mit Bingo und  
Showprogramm.



Das Land der Pferdestärken.

In Niedersachsen entsteht alles, was die Welt bewegt: innovative Autos in Wolfsburg, wichtige Flugzeugteile in Stade, gewaltige Schiffe in Papenburg. Egal, wo Sie hinwollen, starten Sie auf:

[www.innovatives.niedersachsen.de](http://www.innovatives.niedersachsen.de)



**Niedersachsen**

Sie kennen unsere Pferde. Erleben Sie unsere Stärken.

# Der digitale SPIEGEL

Jetzt auch für

Windows 8



## In dieser Ausgabe:

Der Krieg und die Deutschen – **Video-Reportage** über eine Nation der Täter und Opfer

Der Wut-Fußballer – Zlatan Ibrahimović im **Video-Porträt**

Die Model-Domina – **Foto-Animation** über die Karriere der Heidi Klum

## Die neue Art zu lesen.

- Mit zusätzlichen Hintergrundseiten.
- Mit exklusiv produzierten Videos.
- Mit 360°-Panoramafotos, interaktiven Grafiken und 3-D-Modellen
- Alles immer schon **ab Sonntag, 8 Uhr!**

[www.spiegel.de/digital](http://www.spiegel.de/digital)



Einfach QR-Code scannen, z.B. mit der App „Sminna“

DER SPIEGEL

JUSTIZ

## Staat & Partner

Leipziger Staatsanwälte ließen sich bei Ermittlungen gegen Ex-Vorstände der Sachsen LB von einer Großkanzlei helfen – die Verteidiger halten das für unzulässig.

Was für Ermittlungen: Fünf Jahre und fünf Monate lang jagte die eher beschauliche Wirtschaftsabteilung der Staatsanwaltschaft Leipzig ehemalige Vorstände der Sächsischen Landesbank. Zog Ermittler des Bundeskriminalamts hinzu, durchsuchte an 28 Orten, sichtete 1000 Terabyte digitale Daten, wertete 6000 Aktenordner mit Geschäftsunterlagen aus, befragte 150 Zeugen im In- und Ausland.

Am Ende produzierten die Ermittler 900 Ordner mit Straf- und Beiakten und eine gewaltige 600-Seiten-Anklage – die Ankläger im NSU-Verfahren mit zehn Mordopfern kamen mit 500 Seiten aus.

Man hat sich also viel Mühe gegeben, um vier Ex-Vorständen der 2007 notverkauften Bank Untreue und unrichtige Darstellung von Bilanzen mit einem verursachten Schaden im dreistelligen Millionenbereich vorzuwerfen.

Diese Anstrengung sei völlig vergebens gewesen, behaupten die Verteidiger der angeklagten Banker. Sie monieren, dass die Leipziger ihre Anklage auf umfangreiche Vorarbeiten der Großkanzlei Freshfields Bruckhaus Deringer stützen. Die Staatsanwaltschaft habe „ihre Arbeit in einem Umfang auf eine Rechtsanwaltskanzlei delegiert“, der sich „als singulär in der deutschen Rechtsgeschichte“ darstelle, schreiben die Anwälte in einer Stellungnahme.

Eine Anklage, die indirekt aus der Feder einer Anwaltskanzlei stammt, das wäre tatsächlich ein Novum. Aber ist der Vorgang auch rechtswidrig?

Es ist nicht das erste Mal, dass Kanzleien Kernaufgaben des Staates übernehmen. Wenn Zusammenhänge so komplex sind, dass die Staatsdiener sie nicht mehr überblicken, ist diese Art von Beratung nicht unüblich. So wurden Gesetzentwürfe, etwa für den Finanzsektor, von Experten in Kanzleien formuliert. Man kann das als Kapitulation des Staates vor der Wirtschaft sehen. Aber auch als den Versuch einer Behörde, Waffengleichheit herzustellen, indem sie sich wie ihre Gegner der teuersten und besten Fachleute bedient.

Thomas Emde, Partner im Bereich Bank- und Finanzrecht bei Freshfields hat im Auftrag der Staatsanwaltschaft auf 408 Seiten dargelegt, welche Pflichtverletzungen den Ex-Vorständen zur Last gelegt

werden könnten (SPIEGEL 46/2012). Emdes Gutachten vom Herbst 2012 war eine Watsche für die Banker. Er zog Vergleiche mit „Schönwetterpiloten“, die ahnungslos auf ein Sturmtief zurasten.

Schon damals nahmen die Verteidiger der Banker intern Stellung und griffen das Gutachten an, das den sächsischen Staat mindestens zwei Millionen kostete. Der Düsseldorfer Strafrechtler Sven Thomas, der einen der Ex-Vorstände vertritt, zürnte: „Von einem Outsourcing der Arbeit der Staatsanwaltschaft und einer unvertretbaren Privatisierung der Strafjustiz im Ermittlungsverfahren ist bis heute weder in der Rechtsprechung noch in der Literatur jemals die Rede gewesen.“

Tatsächlich beruft sich die Anklage wiederholt auf das Gutachten, um die Untreue der Banker zu belegen.

Als Einfallstor könnte der Verteidigung der Umstand dienen, dass Emde die Arbeit am Gutachten offenbar in weiten Teilen an Mitarbeiter der Kanzlei delegierte. In einem Schreiben an die Staatsanwaltschaft vom Dezember beziffert Emde seinen Anteil an der Arbeit mit 1500 Stunden, den seiner Hilfskräfte mit 3400.

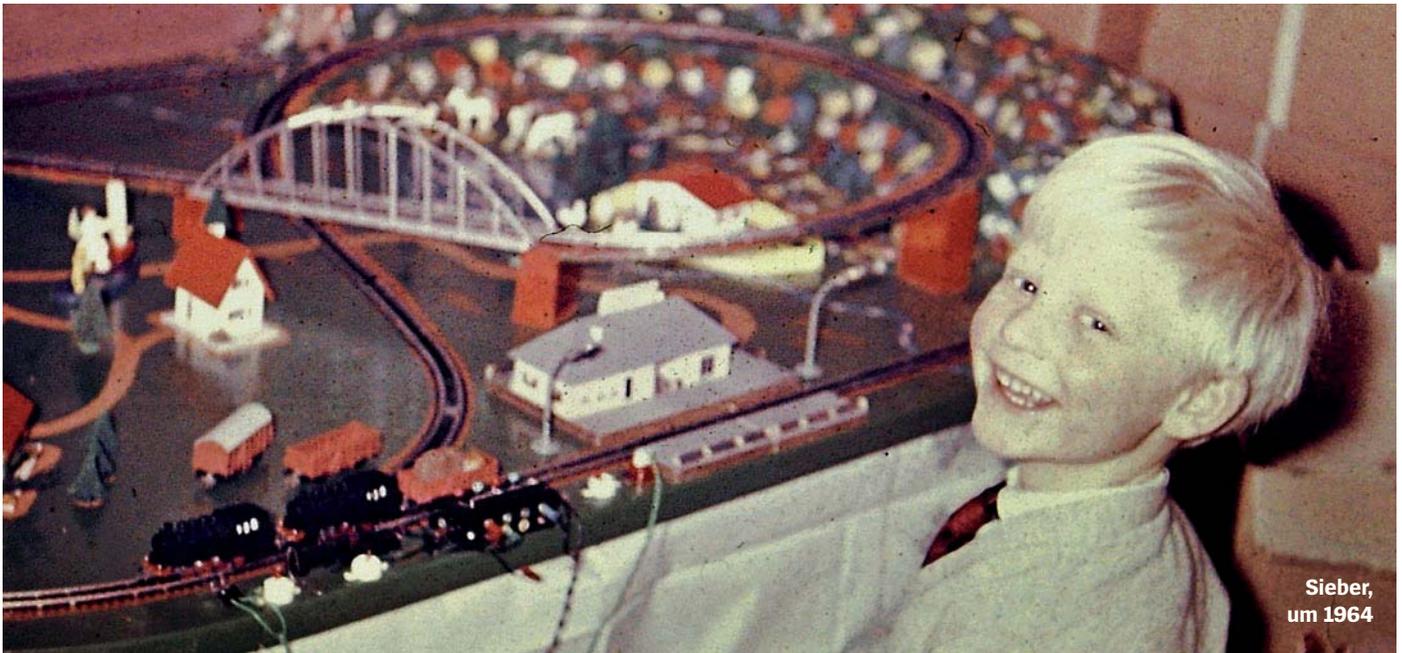
Das könnte vor Gericht ein Problem werden. Die Verteidiger verweisen auf den Bundesgerichtshof, der festgestellt hat, dass Sachverständige „die Pflicht zur persönlichen Gutachtenerstattung“ haben und ein „Delegationsverbot“ besteht. Als Hilfskräfte akzeptiert werden in der Regel Laborangestellte und Techniker. „Ich gehe davon aus, dass das Gutachten letztlich unverwertbar ist“, glaubt der am Verfahren beteiligte Kölner Verteidiger Björn Gercke.

Dazu kommt, dass der vielbeschäftigte Emde noch einen externen Teilgutachter hinzuzog: die Wirtschaftsprüfer von Deloitte. Für mehrere hunderttausend Euro lieferten diese ebenfalls ihre Meinung zu möglichen Pflichtverletzungen der Banker. Emde will sich zu alledem nicht äußern, die Staatsanwaltschaft versichert, dass sie davon ausgehe, alle ihre Erkenntnisse seien vor Gericht auch verwertbar.

Dass die Verteidiger versuchen, die Rechtmäßigkeit der Anklage in Frage zu stellen, ist strategisch verständlich. Noch im Januar hatten sie mit der Staatsanwaltschaft über die Einstellung des Verfahrens gegen Geldauflagen gesprochen. Dann erhob diese überraschend Anklage. Angeblich auf Druck von oben. Die Staatsanwaltschaft verneint das und bestreitet Einstellungsangebote.

Der öffentliche Druck in der Causa ist unstrittig. Bisher sind die Verantwortlichkeiten in dem gesamten Bankdesaster, für das Sachsen mit bis zu 2,75 Milliarden Euro haften muss, nicht juristisch geklärt. Einzig die Politiker im Verwaltungsrat der Sachsen LB blieben von Ermittlungen und Anklagen unbehelligt.

STEFFEN WINTER

Sieber,  
um 1964

UNTERNEHMER

# Der Spiel-Macher

Erst Eichhorn, Schuco, Bobby-Car, jetzt Märklin – wie ein Fürther Unternehmer alte deutsche Kinderträume für eine globalisierte Welt fit machen will

Am Tag bevor Michael Sieber einen echten deutschen Mythos rettet, hat er eher profane Probleme. Es ist Mittwoch früh vergangener Woche, und der 56-jährige Unternehmer sitzt im französischen Jura fest, das er gern Jurasic Park nennt, weil dort eine urzeitlich anmutende Natur die überschaubare Zivilisation dominiert. Hier regnet es fast immer. Wenn es aus Versehen mal trocken bleibt, liegt Nebel über dem Land.

An diesem Morgen kommen zu Nebel und Regen noch Graupelschauer und die leicht Midlife-kriselnde Grundstimmung seines mitgereisten Produktionschefs. Der fränkische Fachmann kann Laien-Zuhörern wunderbar unverständliche Vorträge über Kunststoffgranulate und Spritzgusstechniken halten, aber jetzt hadert selbst er ein bisschen mit der Welt: Wozu das alles, das ganze Gerenne und Gekämpfe?

Vielleicht liegt es am Wetter oder an ihrer Zwei-Sterne-Absteige, dem besten Haus am Platz. Vielleicht daran, dass es in den Badezimmern nicht mal Duschvorhänge gibt. Der Regen wird dichter. Sieber blüht auf. Trotz der Dusch-Malaise durchmisst er frisch gebügelt in Anzug und Krawatte den verwaisten Frühstücksraum.

Es gibt viel zu tun. Gleich wird ihm sein Frankreich-Statthalter eine Puppenneuheit



Spielwarenproduzent Sieber  
„Emotionale Branche“

erklären, die eine Plastik-Hühnchenkeule erkennen kann, wenn man sie ihr vor den Schmollmund hält, und dazu nörgelt sie, dass sie lieber Wasser trinken wolle. Alle nicken ernst. Dann muss er seine französische Vertriebsmannschaft zusammenfallen, weil die Umsätze um zehn Prozent eingebrochen sind. Später wird er im Mietwagen selbst zurück nach Genf fahren, um den letzten Flieger über Zürich zurück nach Nürnberg zu kriegen. Das Spielwarengeschäft ist kein Kinderkram.

Dazwischen klingelt immer wieder das Handy. Die Heimat ist dran. Es geht um den Mythos. Tags darauf wird Sieber zu Hause in Fürth verkünden, dass er Märklin kauft. Horst Seehofer hat zu dem Zeitpunkt bereits gratuliert, was nicht weiter verwundert, weil Bayerns Ministerpräsident im heimischen Keller selbst gern mit Wechselstrom die Weichen stellt.

Märklin ist eine Modelleisenbahn-Legende. Ein 154 Jahre alter deutscher Kindertraum. Es gibt ein vergilbtes Familienfoto von Sieber, das ihn als kleinen Jungen zeigt: Selig lächelnd steht er am Rand der Gleise wie Millionen andere Kinder seiner Generation. Die Krawatte saß schon damals perfekt.

Früher waren die Eisenbahnen in jedem Kaufhaus zu haben und folglich in jedem

Kinderzimmer. Aber das ist lang her, und Sieber kauft deshalb noch ein anderes Märklin: ein einst heruntergewirtschaftetes Familienunternehmen, dessen Besitzstämme am Ende so zerstritten waren, dass die Belegschaft sogar den Einstieg einer „Heuschrecke“ bejubelte. Der britische Finanzinvestor Kingsbridge sanierte deren Laden dann in die Insolvenz.

Nun also soll und will es Sieber richten, der Märklin nicht zum Spaß übernimmt, sondern weil er wirklich an die Zukunft der zum Altherrenhobby mutierten Modelleisenbahn glaubt. Denn seien wir ehrlich: Der einstige Traum transpiert heute die Coolness einer Kneippkur.

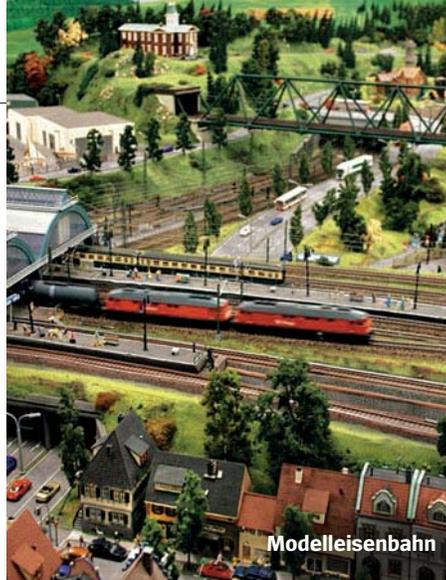
„Natürlich ist Spielzeug ein emotionales Produkt, das überträgt sich auch in die Branche. Aber es ist auch ein Geschäft, dass sich rechnen muss. Ich habe nie eine Firma aus Sympathie oder Eitelkeit übernommen.“ Und er hat viele Firmen gekauft, seit er 1982 mit seinem Vater die Firma Simba gründete, die seither einen Elefanten im Logo trägt. Erst später erfuhren sie, dass Simba auf Kisuheli „Löwe“ heißt.

Für solche Kleinigkeiten hatte Sieber keine Zeit. Er hatte überhaupt für wenig anderes Zeit in seinem Leben als für Spielwaren. Früher wäre er gern Profi-Fußballer geworden. Als Mittelfeldspieler und Stürmer bei der SpVgg Erlangen brachte er es bis in die Bezirksliga. Mit 18 kam die erste Meniskus-Operation. Aus dem Spielmacher wurde ein Spiel-Macher.

Zwei Jahre nach dem Simba-Start eröffneten Vater und Sohn eine Dependence in Hongkong. Sie gehörten zu den ersten Deutschen, die Spielzeug fortan preiswert in China produzieren ließen, teilweise bunten Plastikkrepel für wenig Geld. In der Branche waren sie bald als Billigheimer verschrien. Das machte Sieber nichts aus, er war ja nur der Erste, der globalisierte. Als die anderen hinterherkamen, schaute er schon wieder in eine andere Richtung: Während in China die Lohnkosten stiegen, entdeckte er daheim in Deutschland den Wert klassischer, aber lädiertes Marken hiesiger Wertarbeit.

Sieber kaufte Schuco, den Experten für Modellautos aus Zinkdruckguss, und Noris, einen Spezialisten für Brettspiele. Später stieg er bei Heros ein, einer Firma für Holzspielzeug, die sich schwer was einbildet auf ihre Ursprünge, die bis in ein oberpfälzisches Sägewerk aus dem 14. Jahrhundert zurückreichen. Schon 1998 hatte er die Holz-eisenbahn-Marke Eichhorn gekauft. „Mein Vater hat mich immer gewarnt, wieder in die Produktion einzusteigen. Aber ich fand das auch faszinierend, wenn man vorn ein Stück Holz reinschiebt und hinten eine Eisenbahn rauskommt“, sagt der Chef auf dem abendlichen Weg Richtung Genf.

Wer jetzt die Augen schließt, glaubt Edmund Stoibers bayerischen Singsang zu



Modelleisenbahn

FOTO POLLEY / FACTION PRESS

## Spieltrieb



Spielwarensortiment



Spielfahrzeuge und Zubehör

Umsatz 2012 **615 Mio. €**  
 Mitarbeiter weltweit **4200**  
 Standorte **in über 30 Ländern**

## märklin

Modelleisenbahnen

Umsatz 2011 **109 Mio. €**  
 Gewinn (vor Steuern) **12,4 Mio. €**  
 Mitarbeiter **980**

**Marken der Simba Dickie Group**  
 über 1000 Merchandising-Produkte zu Kino-, TV- oder Comic-Helden

- Lizenzen**
- Eichhorn** Holzspielzeug
- Schuco** Modellfahrzeuge
- noris** Gesellschaftsspiele
- BIG** Rutschautos (Bobby-Car), Spielfahrzeuge
- NICOTOY** Plüschfiguren
- smoby** In- und Outdoor-Spielzeug
- Schippers** Malen nach Zahlen
- Zoh** Brettspiele
- MAJORETTE** Modellautos zum Spielen
- HEROS** Holzspielzeug
- Sotiro** Modellautos für Sammler
- TAMIYA** Modellbau
- CARSON** Modellbau

DER SPIEGEL

hören. Wer sie wieder öffnet, sieht einen drahtigen Mittfünfziger mit weißen Haaren, der in all seiner Dynamik dem verrückten Professor in „Zurück in die Zukunft“ ähnelt, einem Film, den Siebers minderjährige Klientel gar nicht mehr kennt.

Eines der Probleme seiner Branche ist, dass sie sich alle paar Jahre eine komplett neue Kundschaft aufbauen muss. Kinder wachsen heute mit Playstation, „Ice Age 4“, „Cars 2“, Smartphone und Facebook auf. Und da will einer wie Sieber mit etwas so Archaischem wie Modelleisenbahnen punkten? Risikostreuung nennt er das. Läuft das Puppengeschäft mal nicht rund, verkaufen sich vielleicht mehr ferngesteuerte Autos. Kriselt der spanische Markt, wächst hoffentlich der indische.

Als er 2004 Big übernahm, den Erfinder des Bobby-Cars, musste Sieber sich das erste Mal öffentlich rechtfertigen. Der Import-Heini werde die Produktion der ja auch sehr deutschen Plastik-Boliden bestimmt nach Fernost verlagern, wurde orakelt. Er ließ sie in Burghaslach, wo heute 30 Millionen Euro umgesetzt werden, doppelt so viel wie damals. Die neuesten Bobby-Car-Modelle bieten Flüsterreifen, Tankdeckel, Multifunktionslenkrad und Sonnendach. Das „Made in Germany“ lockt sogar in China Kunden an.

Wenn man Märklin schon dazurechnet, setzt Siebers Firmenimperium nun über 700 Millionen Euro um und beschäftigt mehr als 5000 Menschen an über 30 Standorten weltweit. Er ist neben Playmobil der größte deutsche Spielwarenhersteller. Die Franken bieten alles an von der Babyrassel bis zum zweistöckigen Kindergartenhaus. Der Showroom in der Fürther Zentrale präsentiert rund 4000 Spielsachen, deren geballte Kitsch-, Farb- und Klangkraft jedes Elternpaar zum Hyperventilieren bringen würde.

Die Holding trägt den selten bescheuerten Namen Simba Dickie Group und lebt noch immer von Billigkram aus Südostasien, aber das ist völlig egal, weil Sieber all seine vielen Zukäufe behutsam saniert hat, die ihm nun auch imagemäßig helfen. Aus dem Totengräber ist ein Messias geworden. Wenn er irgendwo gefragt wird, was er so mache, und von Simba Dickie erzählt, zucken viele nur höflich mit den Schultern. Sagt er, dass ihm Bobby-Car und Schuco gehören, raunen sie: „Ach, so groß sind Sie!“ Schuco setzt lediglich rund zehn Millionen um.

Dagegen ist Märklin ein Riese. Zwei Jahre hat er sich den Einstieg überlegt, nun feiert die Branche die „Traumhochzeit“. Die Göppinger Belegschaft ließ sich auf neue Haustarife ein mit einer Mehrheit, die an DDR-Wahlergebnisse erinnert. Vorausgesetzt, dass das Kartellamt den Deal nicht mehr torpediert, gibt der neue Chef ihnen eine Jobgarantie bis 2019.

Auch bei Märklin soll aus etwas Altem etwas Modernes werden, was bei aller

Unterschiedlichkeit von Siebers Marken auch in seine Gesamtstrategie passt. Im Vergleich zu globalen Branchenriesen wie Mattel oder Hasbro wird er ja immer ein Mittelständler bleiben, der Nischen suchen muss. Mit Märklin besetzt er nun eine weitere, die einerseits für die anderen gar nicht interessant ist, andererseits mit seiner 40-jährigen Globalisierungs-Expertise ausbaubar erscheint.

Sieber will Märklin neue Märkte wie Russland, den arabischen Raum oder Südamerika öffnen, die er gut kennt. Eine halbe Milliarde Euro sei weltweit mit elektrischen Eisenbahnen zu verdienen. Da wäre für Märklin, das als Marktführer mit seinen weiteren Marken LGB und Trix bislang gut hundert Millionen Euro erwirtschaftet, noch viel Luft. Dass die Faszination an den kleinen Kosmen anhält, zeigt der Publikumserfolg des Miniatur-Wunderlands in Hamburg.

An die sündteuren Lokomotiven für ältere Sammler glaubt Sieber wie VW an Bentley. Seine Einsteigerklasse ist die Billigbahn „my world“, die den Nachwuchs wieder anlocken soll. Von Apple hat er gelernt, wie wichtig einfache Bedienung ist. Von Lego, dass man seine Wurzeln nicht vergessen darf. Nie.

## Auch die Carrera-Bahnen wollte er schon übernehmen. Doch da war ein anderer schneller.

Vor gut zehn Jahren glaubte der dänische Klötzchen-Riese mal, er müsse mit computergesteuerten Spielsachen in die Digitalära einsteigen. Der Versuch ging furchtbar schief. Gerade noch rechtzeitig kehrten die Dänen zu ihren Bausteinen zurück. Heute kaufen die nostalgisch verklärten Väter teuerste „Star Wars“-Lego-Pakete, um sie dann mit ihren Kindern zusammenzubauen. Lego setzt mehr als drei Milliarden Euro um und macht zurzeit einen Nettogewinn von 750 Millionen – ohne Schnickschnack. So will auch Sieber sein nächstes Ziel erreichen: die Umsatzmilliarde.

Im vergangenen Jahr war er bei einer Messe in London. Augmented Reality war das ganz große Ding. Einer der Aussteller lächelte ihn mitleidig an. „Ich kam mir vor, als sollte ich meinen Laden lieber heute als morgen verkaufen.“ Dieses Jahr war er wieder dort, von Augmented Reality war keine Rede mehr.

Aber als er an Weihnachten zu Hause eine Carrera-Bahn aufbaute, spielten seine erwachsenen Kinder wieder mit. Den Produzenten der Autorennbahn wollte er auch schon kaufen. Klar. Hat ihm auf der Zielgeraden ein Österreicher weggeschnappt. Selbst Spiel-Macher können nicht immer gewinnen.

THOMAS TUMA

# Deutschlands neues wöchentliches

## Wissensmagazin.



## Diese Woche aktuell:

### Googles Datenbrille

Erweiterte Realität  
oder totale Kontrolle?

### Keine Panik

Der seltsame Alltag von  
Menschen ohne Angst

### Bitte nicht retten

Schildkröten kümmern sich  
selbst um ihren Nachwuchs

## Jetzt auch digital

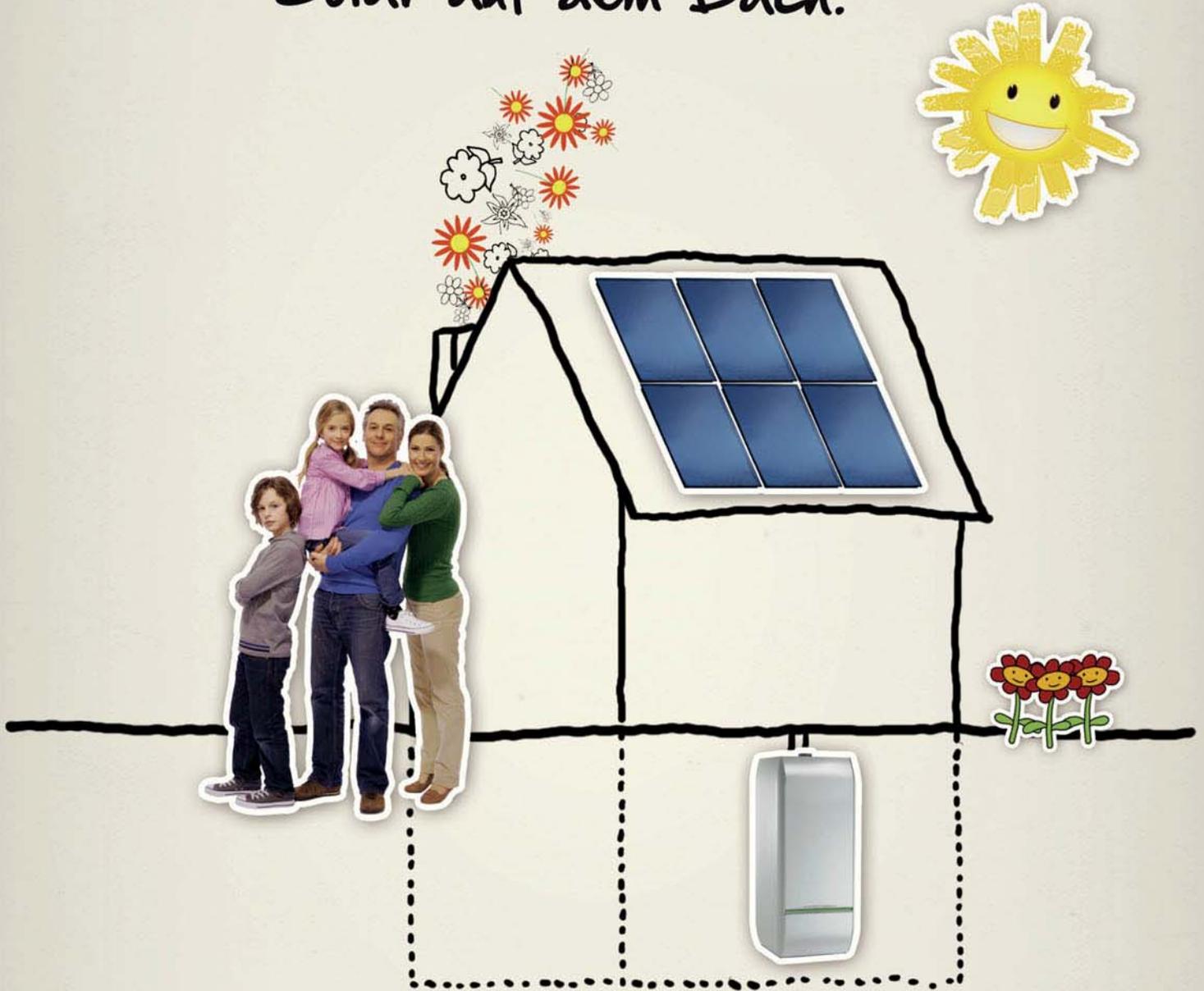
für iPad, Android und PC/Mac

Zum Kennenlernen: 3 Wochen gratis testen!

Tel. 040 3007-3490

[www.newscientist.de/gratistest](http://www.newscientist.de/gratistest)

Gut kombiniert:  
Erdgas im Keller und  
Solar auf dem Dach.



**Gut für die Umwelt und fürs Portemonnaie: ERDGAS + Solar.**

Alle Vorteile unter einem Dach: Brennwerttechnik und Solarthermie schonen die Umwelt und Ihr Portemonnaie. Wie das geht? Ganz einfach: Wenn die Sonne scheint, wird die Sonnenenergie zur Wassererwärmung und zum Heizen genutzt. Und sonst sorgt ERDGAS für die nötige Energie. Viel einfacher und effizienter kann man umweltschonende Technologien nicht kombinieren. Mehr Informationen unter der Infoline 0180 2 00 08 25\* oder unter

[www.erdgas.info](http://www.erdgas.info)

\* 6 Cent/Anruf aus dem Netz der Deutschen Telekom, max. 42 Cent/Min. aus den deutschen Mobilfunknetzen.

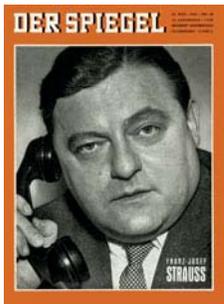
**ERDGAS**   
Natürlich effizient

SPIEGEL-AFFÄRE

## Finderglück

Verteidigungsministerium und Kanzleramt haben versucht, die Ermittlungen zur SPIEGEL-Affäre zu manipulieren: Sie wollten ein Gutachten des Bundesnachrichtendienstes (BND) beeinflussen, das der Bundesgerichtshof im Strafverfahren gegen SPIEGEL-Redakteure angefordert hatte. Das belegen Akten, die der BND jetzt freigab. Das Verteidigungsministerium hatte 1962 in einem Gutachten behauptet, der SPIEGEL habe mit einer Titelseite über die Bundeswehr einen „außergewöhnlich schwerwiegenden Einbruch in den Geheimbereich“ der Streitkräfte begangen; das Magazin bestritt dies. Ein Karlsruher Untersuchungsrichter forderte beim BND eine weitere Expertise zur Frage an, ob die publizierten Fakten „dem Osten bereits bekannt waren“ und daher „nicht mehr als Staatsgeheimnisse anzusehen“ seien. Am 18. April 1963 verlangte das Verteidigungsministerium vom Kanzleramt, der BND möge sich „vor Abgabe“ des Gutachtens mit der Hardthöhe abstimmen, damit „in der Hauptverhandlung durch die Sachverständigen“ des BND und des Verteidigungsministeriums „keine sich widersprechenden Gutachten erstattet werden“. Das Kanzleramt gab das rechtswidrige Ansuchen an den ihm unterstellten BND weiter. Zum Glück für die Redaktion lag das BND-Gutachten bereits bei Gericht. Es

wirkte entlastend, da der BND die Vorwürfe, das Magazin habe Geheimnisse verraten, nicht bestätigte. Die jetzt erfolgte Freigabe von Akten zur SPIEGEL-Affäre markiert eine Zäsur. Bislang hatte der BND erklärt, entsprechende Unterlagen nicht finden zu können.



SPIEGEL-Titel 48/1962



NRW-Ministerpräsidentin  
Hannelore Kraft

HARALD TITTEL / DAPD

MEDIENPOLITIK

## 1,6 Millionen für Journalismus-Stiftung

Die Landesregierung Nordrhein-Westfalens will für ihre geplante Journalismus-Stiftung kein Geld aus dem Landesetat verwenden, sondern Einnahmen aus dem öffentlich-rechtlichen Rundfunkbeitrag. Mit dieser Konstruktion soll einerseits die Staatsferne der Einrichtung gesichert werden. Andererseits würde sie dazu führen, dass künftig über die „Stiftung Vielfalt und Partizipation“ Presseverlage indirekt von der Abgabe für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk profitieren. Das geht aus dem Entwurf für ein neues Landesmediengesetz hervor, der am Montag veröffentlicht

werden soll. Geplant ist, dass aus dem Etat der Landesanstalt für Medien, der sich aus einem festen Anteil am Rundfunkbeitrag speist, jährlich 1,6 Millionen Euro an die Stiftung fließen. Sie soll mit dem Geld eine Professur für Lokaljournalismus, Recherchestipendien sowie Aus- und Weiterbildung von Medienschaffenden fördern. Anders als bisher bekannt soll das Land selbst zudem kein Gesellschafter der Stiftung werden. Die Landesanstalt soll das renommierte Grimme-Institut laut Gesetzentwurf künftig mit 850 000 statt bisher 550 000 Euro jährlich unterstützen.

RUNDFUNKBEITRAG

## NDR-Mitarbeiterin widerspricht ARD

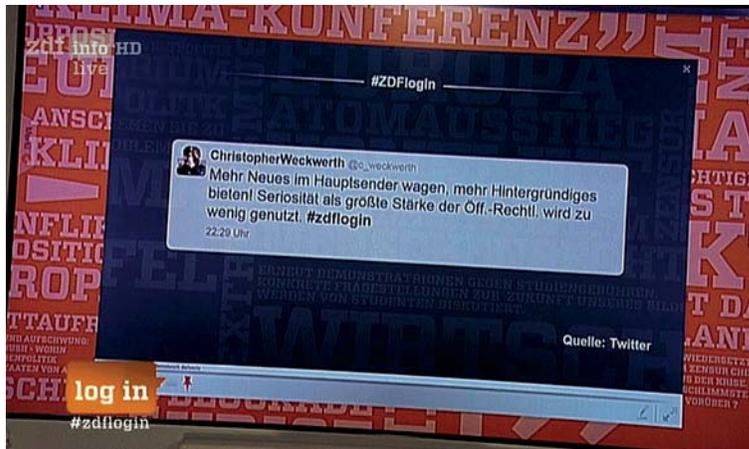
Der umstrittene Rundfunkbeitrag ist verfassungswidrig – zu diesem Schluss kommt ausgerechnet eine Mitarbeiterin der Hauptabteilung Finanzen des NDR. Anna Terschüren, 29, hat nebenberuflich eine Doktorarbeit über die „Reform der Rundfunkfinanzierung in Deutschland“ geschrieben. Ihr Urteil fällt vernichtend aus: Der Beitrag sei in vielerlei Hinsicht „gleichheitswidrig“; zudem verstoße er gegen die

Finanzverfassung. Sie hält die Haushaltsabgabe in Höhe von 17,98 Euro im Monat für eine Steuer. Denn: Sie werde „voraussetzungslos“ geschuldet, es gebe keine individuelle Gegenleistung für die Entrichtung, die Gruppe der Beitragszahler lasse sich nicht von der Allgemeinheit abgrenzen und habe keinen Sondervorteil. Ähnlich argumentieren auch der Staatsrechtler Christoph Degenhart sowie Jung-Jurist Ermano Geuer, der in Bayern Popular-Klage gegen den Rundfunkbeitrag einreichte. Wie Terschürens Expertise bei ihrem eigenen Arbeitgeber ankommt, ist bisher nicht bekannt. „Ich scheue die Auseinandersetzung nicht, die Arbeit ist wissenschaftlich profund“, sagt Terschüren.

ZUSCHAUER

# Allein mit Millionen

Durch soziale Netzwerke wie Twitter wird das einstige Wohnzimmergespräch übers Fernsehprogramm zum bundesweit geteilten Live-Gemeinschaftserlebnis. Ein neues Goldgräberfeld für die Werbewirtschaft.



Social-TV-Ereignisse „log in“ (ZDFinfo), Papstwahl (ZDF), „Berlin – Tag & Nacht“ (RTL II): Second Screen als neueste Verheißung der Branche

Die alte Dame konnte zuweilen recht ungnädig werden. „Ja, was redest du Depp denn da schon wieder? Und wie läufst du überhaupt herum?“ So brach es aus meiner Großtante heraus. Sie war bald 80 Jahre alt, etwas schwerhörig und lebte allein. Das TV-Gerät lief bei ihr praktisch ununterbrochen. Ich war vielleicht fünf Jahre alt und auf Besuch bei ihr, als ich merkte: Sie meint mit ihren Beschimpfungen gar nicht mich. Und dann wunderte ich mich: Warum spricht die Tante denn mit dem Fernseher? Der Mann da drin kann sie doch gar nicht hören. Niemand hört ihr zu.

Im Frühjahr 2013 liegen die Dinge anders. Es ist Sonntagabend, im Fernsehen läuft die ARD-Talk-Sendung von Günther

Jauch, und ein Mensch, der sich im Netz @Ostseeliebhaber nennt, übt sich in Stilkritik: „Also, die Hose von Bosbach geht mal gar nicht.“ Eine Person namens @Dr\_AMAZONE fordert: „Könnte mal jemand die Sendung moderieren, bitte?“ Und @KarlOtto3 analysiert trocken: „Der rote Faden der Sendung wurde vermutlich für Bosbachs Hose benötigt.“

Die drei brabbeln nicht einfach so vor sich hin, nein: Sie publizieren im Internet. Und mögen sie dabei womöglich auch einsam in ihrer Wohnung sitzen wie einst die Großtante vor 35 Jahren: Allein sind sie dabei nicht mehr.

Der Ostseeliebhaber, die wohl promovierte Amazone und der Mensch, der vielleicht Karl Otto heißt, teilen ihre Ansich-

ten zur Sendung auf dem Kurznachrichtendienst Twitter live mit potentiell jedem Internetnutzer der Welt. Die heimische Couch des deutschen TV-Zuschauers hat virtuell quasi bundesweite Dimensionen angenommen.

Auch der grüne Bundestagsabgeordnete Omid Nouripour sitzt an diesem Abend vor dem Bildschirm und hat als @nouripour eine Meinung: „Jauch verschenkt gerade die Debatte.“ Und es ist fast schon ein Wunder, dass seine Parlamentskollegin Dorothee Bär von der CSU diesmal nicht im Nachrichtenfluss mit schwimmt. Denn unter ihrem Twitter-Namen @DoroBaer lässt die Politikerin die interessierte Öffentlichkeit in hoher Frequenz an ihrer Befindlichkeit teilhaben –

egal, ob es gerade um Sahnebonbons geht, sie sich über ein Tor des FC Bayern freut oder Anna Loos im „Tatort“ mit neuer Haarfarbe auftritt.

Nur einen einzigen Bildschirm zu betrachten, das reicht vielen offenbar nicht mehr aus. Mit der wachsenden Verbreitung von Tablet-PCs und Smartphones steigt auch der Anteil jener TV-Zuschauer, für die das Internet ständig nur einen Handgriff entfernt liegt.

Ein Drittel aller Fernsehzuschauer im Alter von 14 bis 49 Jahren nutzt „häufig“ das Netz, während gleichzeitig das TV-Gerät läuft – so das Ergebnis einer Umfrage im Auftrag des ProSiebenSat.1-Werbevermarkters SevenOne Media. Schon jetzt versuchen viele Sender, Verlage und Firmen, diese wachsende Gruppe zu bedienen. Und natürlich auch, von ihr zu profitieren.

Auf einer eigens entwickelten Web-Applikation können zum Beispiel „Wetten, dass ..?“-Zuschauer ihre Tipps abgeben, Fotos aus dem Backstage-Bereich betrachten und sich mit anderen über die geschmackvolle Kleidung von Co-Moderatorin Cindy aus Marzahn unterhalten. Plattformen wie „Couchfunk“ organisieren Zuschauergemeinschaften. Auch SPIEGEL ONLINE begleitet den jeweils aktuellen ARD-„Tatort“ auf Twitter.

Dieser sogenannte Second Screen, der zweite Bildschirm, wird als neueste Verheißung für die Medienbranche gefeiert. Was sich da für Möglichkeiten auftun! Tja. Welche eigentlich?

Die vielbeschworene Interaktion findet jedenfalls weiterhin kaum statt. Das sogenannte Social TV beschränkt sich darauf, dass Zuschauer ihre mehr oder weniger originellen Ansichten mit anderen Zuschauern teilen.

Wer den „Tatort“ mit Twitter-Begleitung verfolgt, muss sich zwar nicht mehr einsam fühlen. Aber schnell stellt sich das mindestens ebenso unangenehme Gefühl ein, man habe sich eine vielköpfige Schulklasse ins Wohnzimmer geholt, und jeder dieser naseweisen Halbstarke versucht, den pfiffigsten Klassenclown zu geben. Doch der Mann im Fernsehen kann sie immer noch nicht hören – die Nachrichten, Pointen, Beschimpfungen verpuffen.

Versuchen die öffentlich-rechtlichen TV-Sender doch einmal, dieses noch immer irgendwie ominöse Konkurrenzmedium Internet ins Programm zu integrieren, wirkt das oft unbeholfen oder gar peinlich. Beim ARD-Talk „Hart aber fair“ etwa rattert die Mitarbeiterin Brigitte Büscher gegen Ende der Sendung Wortmeldungen von Zuschauern herunter, Moderator Frank Plasberg kommentiert gnädig: „Ich finde, unsere gesamten Zuschauer haben einen Applaus verdient, das ist jetzt mal für alle Meinungen und die Mühe, sie uns mitzuteilen.“ Weiter geht's mit seinen Moderationskärtchen.

Suche "#jauch"

- tobiasgillen** 4 Min  
Wenn ich mir die #Jauch-Tweets so ansehe, bin ich ja schon froh, um exakt 21:45 Uhr den Fernseher ausgeschaltet zu haben.
- randalekasper** 5 Min  
Ich habe nichts gegen Gott, Allah oder Jahuw etc. Aber was nervt sind deren Fanclubs. #Jauch
- alvar\_f** 5 Min  
Also quasi: „Der Islam verbietet, dass eine Frau unbedeckt in die Öffentlichkeit geht. Jetzt entscheide Du!“? #Jauch
- nouripour** 6 Min  
#Jauch verschenkt gerade die Debatte, weil er immer weiter wegführt von der realen Gefahr durch den Salafismus. Nur @abususu redet zur Sache
- HannaRosenblatt** 7 Min  
#jauch ich glaub ja Herr Jauch hat coole Comic Stripes auf seinen Karten... anders kann ich mir diese Nichtmoderation nicht erklären
- entropie42** 7 Min  
Der Islamist eiert bei der Frage nach dem Schwimmunterricht hilflos rum! #fail #jauch
- heiko** 8 Min  
thema ist: salafisten. diskussion dreht sich um: schwimmunterricht. #jauch
- Juekermann** 8 Min  
"Sind Sie der Moderator?" Ja, das ist bei #Jauch ja immer so ne Sache...
- feminsist** 8 Min  
#jauch Bosbach als bekennender Katholik beschwert sich über eine Geschlechtertrennung in "dem Islam". Der hat Nerven!

Das ZDF hielt es offenbar für nötig, seine Live-Reportage vom Petersplatz in Rom mit einem Laufband anzureichern, auf dem der überraschte Zuschauer noch einmal nachlesen konnte, was er sowieso gerade im Bild gesehen hatte: weißer Rauch, allerdings auf Englisch und direkt vom Twitter-Account des schauspielernden Schauspielersohnes Wilson Gonzalez Ochsenknecht: „white smoke!“

Der Medienwissenschaftler Dietrich Leder erkennt darin einen „doppelten Kottau“ des Fernsehens – zum einen vor allenfalls Viertelprominenten wie Ochsenknecht, zum anderen vor dem Begleitmedium Twitter. „An das Fernsehen glaubt man im Fernsehen weniger denn je“,

## Hintergrundrauschen

Nutzeraktivitäten in sozialen Netzwerken zu TV-Sendungen\*

Berlin – Tag & Nacht	RTL II	384 401
Köln 50667	RTL II	326 109
DSDS	RTL	147 052
Germany's Next Topmodel	ProSieben	127 510
Circus HalliGalli	ProSieben	92 146
GZSZ	RTL	50 495
Tatort	ARD	27 929
Privatdetektive im Einsatz	RTL II	25 365
Galileo	ProSieben	24 138
ZDF heute	ZDF	23 272

\* basierend auf Daten von Facebook, Twitter, Couchfunk, Zapitano; Zeitraum: 11. bis 17. März; Quelle: Goldmedia Social TV Monitor

schreibt Leder im Branchendienst „Funk-korrespondenz“.

Die geradezu verzweifelte Anbiederung an die Zweitschirmnutzer mag auch den Einfall der Jauch-Redaktion hervorgebracht haben, einen Spielfilm so zu gestalten, als liefe er auf einem abgefilmten Apple-Tablet. Belohnt wurde die drollige Mimikry vor allem mit Spott: „das nächste große Ding im Qualitätsfernsehen werden einspieler, in denen Hände auf einem iPad irgendwas rumschieben?“, schrieb süffisant der Twitterer @horsthundbrodt.

Dass es auch anders geht, beweist das ZDF mit „log in“, einer tatsächlich interaktiven politischen Talk-Sendung, die auf dem Digitalkanal ZDFinfo unter weitgehendem Ausschluss der Öffentlichkeit laufen darf. In der jüngsten Ausgabe am vergangenen Mittwoch stellte sich dort der Intendant Thomas Bellut Fragen von Zuschauern, die direkt aus dem Netz in die Sendung gereicht wurden. Es waren unbequeme Fragen zur mangelnden Finanztransparenz der Mainzer, zur mutlosen Programmierung des Hauptprogramms, zum Einfluss der Politik aufs Zweite und zur geplanten Einstellung des Spartenkanals ZDFkultur.

Bellut schlug sich tapfer. So sieht öffentlich-rechtliches Fernsehen aus, das seine Zuschauer ernst nimmt, beteiligt und dabei sogar noch aufklärt.

Leichter haben es da die Privatsender. Sie können den „zweiten Schirm“ ganz ohne lästigen Bildungsauftrag bespielen. Und das tun sie höchst erfolgreich: Die Agentur Goldmedia ermittelt regelmäßig die Top 20 jener TV-Sendungen, die in sozialen Netzwerken besonders beliebt sind. In die Liste verirrt sich selten mal ein öffentlich-rechtliches Format. In die Jahresbilanz 2012 schaffte es allein die ARD-„Sportschau“ auf Platz 15.

Mit weitem Abstand dominiert wird die Liste allerdings von dem RTL-II-Produkt „Berlin – Tag & Nacht“, einer seit 2011 durch den Vorabend mäandernden Seifenoper um eine fiktive Wohngemeinschaft in der Hauptstadt: billigst produziert mit Laiendarstellern und gemacht für Menschen, die sich nur zu gern eine Smartphone-App installieren, auf der sie dann mitverfolgen und kommentieren können, ob beispielsweise Joe und Peggy noch zusammen sind oder sich doch mal wieder trennen sollten.

Vorher müssen die Fans Namen, Geburtsdatum und Wohnort angeben – schon sind sie wunderbar erreichbar für zielgenaue Werbung.

Dabei ist diese Art der Bauernfängerei noch vergleichsweise harmlos. Unterhält man sich mit einem Branchen-Insider, der Sender in Sachen Second Screen berät und ausstattet, erfährt man von den wunderbaren Möglichkeiten, die die parallele Nutzung von Fernsehen und Internet in naher Zukunft bereithält. Technisch sei

TV-SHOWS

# Auf die Couch!

Wie ich mit dem Zusammenschnitt einer NDR-Sendung die falsche Debatte lostrat –  
Bilanz eines Betriebsunfalls / Von Stefan Niggemeier

es schon jetzt möglich, dass Apps über das Handy-Mikrofon den Umgebungston aufzeichnen und analysieren. So weiß das Gerät, welcher Sender gerade läuft – und kann die exakt zur Sendung und zum Zuschauer passende Werbung einblenden, direkt verknüpft mit einem Online-Shop, auf dem bereits die Daten des freiwillig belauschten Nutzers hinterlegt sind.

Der Druck auf den „Jetzt kaufen“-Button wird so einfach sein wie bisher das Zappen zu einem anderen Sender. Gerade hat der Insider noch von diesem Fortschritt geschwärmt, dann hält er inne: „Eigentlich schrecklich. Aber so wird es kommen.“

Ha, nicht mit mir, denkt sich da der aufgeklärte Konsument. Ich melde mich nirgends an, ich installiere mir sicher keine Abhör-App, und gegen aufdringliche Werbebotschaften bin ich sowieso immun.

Der Löwenanteil der Doppelnutzer von Fernsehen und Internet verhält sich genau so: Man surft ein wenig im Netz, wenn es auf der Mattscheibe gerade langweilig wird, checkt die Mails im Werbeblock, sieht nach, was die Freunde auf Facebook schreiben oder schaut geschwind auf Wikipedia, wie die Auflösung der Millionenfrage lautet. Da ist doch nichts dabei! Und ohne es zu bemerken, wird man genau so zum dankbarsten Ziel für Werbung überhaupt.

„Auch bei intensiver, konzentrierter Beschäftigung im Web werden TV-Inhalte unterbewusst verarbeitet. Studien zeigen, dass diese implizite Wahrnehmung in einem hohen Maß effektiv ist“, schreibt SevenOne Media aufmunternd an seine Kunden aus der werbetreibenden Wirtschaft.

Je weniger aufmerksam die Zuschauer das Geschehen auf dem Fernsehgerät verfolgen, je mehr sie sich ablenken mit dem, was sie im Internet tun, desto besser: „Denn Werbebotschaften dringen in diesen Situationen unter dem ‚Reaktanz-Radar‘ durch.“ Im Klartext: Spots, die man bei bewusster Betrachtung als nervende Wiederholung empfunden hätte, kriechen auf diese Weise unbemerkt ins Unterbewusstsein. Plötzlich hat man Hunger auf Chips, ohne zu wissen, weshalb.

Damit könnte nebenbei auch erklärt sein, wieso das Privatfernsehen heute so ist, wie es ist: eine Abfolge ständiger Wiederholungen der vermeintlich besten Szenen, nur unterbrochen von Appetitmachern für noch viel bessere Szenen, die angeblich gleich nach dem nächsten Werbeblock gezeigt werden.

Mit dem Second Screen als perfektem Ablenkungsinstrument scheint es gar nicht erwünscht, dass die Zuschauer das Programm aufmerksam verfolgen. Es soll nur im Hintergrund laufen, möglichst permanent. Fast möchte man sich wünschen, schwerhörig zu werden wie die alte Großtante. Aber die hatte ja auch noch kein Internet.

STEFAN KUZMANY

**D**as habe ich nicht gewollt. Das habe ich aber auch nicht kommen sehen.

Als ich Ende vorvergangener Woche einen Zusammenschnitt vom gescheiterten Gesprächsversuch zwischen Katja Riemann und dem Moderator Hinnerk Baumgarten in der NDR-Vorabendsendung „Das!“ online veröffentlichte, habe ich vielleicht einen kleinen medialen Schluckauf erwartet, ein gemeinsames Stöhnen und Staunen angesichts dieser Sternstunde missglückter Kommunikation. Stattdessen löste das Video einen gewaltigen und nicht enden wollenden Rülps aus.

Gut möglich, dass von dem schon in wenigen Wochen nichts übrig sein wird als ein neuer Schnipsel für die regelmäßigen Zusammenstellungen der größten TV-Aufreger, zusammen mit Klaus Kinski, Fritz Teufel, Karin Struck. Aber mit etwas Pech bleibt auch ein übler Geruch zurück.

Donnerstag, vorvergangene Woche. Die Schauspielerin Katja Riemann ist zu Besuch in der Sendung „Das!“, um für einen Kino- und einen Fernsehfilm zu werben. Gastgeber ist Hinnerk Baumgarten, der das Moderieren bei Hit-Radio Antenne Niedersachsen gelernt hat. Auf seiner offiziellen Facebook-Seite hat er sie, grammatikalisch verkorkst, angekündigt mit den Worten: „Katja Riemann heute abend auf dem Roten Sofa! Wir haben eine wunderbare Überraschung für Sie und außerdem sieht Ihr Sie mal mit völlig anderen Haaren!“

Als das Gespräch während der Sendung tatsächlich haarig wird, lauten die ersten Facebook-Kommentare: „Was für eine Hexe ...“ „Schmeiß sie raus! Die geht doch gar nicht! Dass du da so ruhig und freundlich bleiben kannst! Ganz große Bewunderung! Aahh vorbei ...!“

Auch auf den Facebook-Seiten von Katja Riemann und der Sendung gibt es Kommentare, aber der, den ich bemerke, stammt von einem NDR-Redakteur. Er hoffe, schreibt er auf seiner eigenen Facebook-Seite, dass man mit der Sendung nicht wieder auf der Titelseite der „Bild“-Zeitung lande. Eine Anspielung auf die schon legendäre

„Das!“-Sendung mit der offenbar betrunkenen Jenny Elvers-Elbertzhagen. Und ein guter Grund für mich, mir die Sendung nachträglich mal anzusehen.

Als ich es geschafft habe, den offenen Mund wieder zuzumachen, versuche ich, die Höhepunkte zusammenzuschneiden. Das gelingt nur bedingt. Die Sendung hat so viel schönes Schlimmes, dass ich nichts weglassen will: Da ist der locker-routinierte Plauderton, in dem der Moderator Riemann auf den Tod von Rosemarie Fendel anspricht, dieser „sehr, sehr sympathischen Frau, sehr, sehr sympathischen Schauspielerin“. Oder die Art, wie Riemann ihre Arme vor dem Körper verschränkt und einen äußeren und inneren Panzer aufbaut gegen die alles zersetzende Besinnungslosigkeit seines Geredes. Später ihre durchs Studio geisternden Blicke, als suche sie nach Hilfe, einem Ausgang oder wenigstens einem Hinweis, dass



Schauspielerin Riemann

DANIEL WODIESCH / SUCCOMEDIA

diese Situation nicht echt, sondern nur irgendeine Verlade ist.

Es ist mir nicht gelungen, das alles auf weniger als elf Minuten zusammenzudampfen. Das ist eine Länge, die sich – zugegeben – kaum als Zitat und damit zulässige Ausnahme vom Urheberrecht legitimieren lässt. Andererseits ist das Programm als öffentlich-rechtliche Sendung ja von mir bezahlt worden.

In der eigenen Version, die der NDR später in seiner Mediathek und die ARD auf YouTube veröffentlichte, fehlt der entscheidende Anfang der Sendung – die Vorstellung Riemanns mit den Worten: „Sie erkennen sie sofort an ihren tollen blonden Locken.“ Und die sichtbare Verstärkung Riemanns, als sie auf den Tod von Rosemarie Fendel reagieren soll.

Nach Auskunft des NDR fehlen diese erhellenden Szenen nicht aus Gründen der Peinlichkeit, sondern weil der Sender keine Internetrechte für die Filmausschnitte mit Rosemarie Fendel habe, und in solchen Fällen generell dazugehörige An- und Abmoderationen auch nicht mit in die Mediathek aufgenommen werden.

Die elf Minuten könnte man indes auch als einen Bildungsbeitrag rechtfertigen: als lehrbuchhafte Anschauung für jeden, der mit Kommunikation zu tun hat, und als Schulungsmaterial für Moderatoren zum Thema „Warum Gespräche entgleisen und welche Taktiken dafür sorgen, dass sie danach nie wieder in die Spur kommen“.

Am Freitagvormittag ist das Video und ein kurzer Eintrag dazu in meinem Blog online. Sie finden rasant Aufmerksamkeit. Große Online-Medien greifen den Fall auf. Am Freitagnachmittag bricht der Server unter dem Ansturm zusammen.

Doch der Zorn der meisten Kommentatoren im Netz richtet sich nicht gegen den Moderator und die Zumutung dieser Sendung und der Situationen, die sie produziert, sondern gegen die Schauspielerin. Nach Tagen, in denen ich noch versuche, die schlimmsten Beleidigungen in den Kommentaren unter dem YouTube-Video im Akkord zu löschen, kapituliere ich vor der nicht enden wollenden Schmutzwelle und schließe die Kommentarspalte.

Womöglich hat sich Katja Riemann den Ruf einer Zicke oder Diva und die Ablehnung eines Teils des Publikums selbst über die Jahre hart erarbeitet. Erschütternd ist aber, wie oft sich ein Kommentarmuster wiederholt, das von ihr fordert, ein Spiel mitzuspielen, das ihr nicht gefällt und kein gutes Spiel ist. Riemann hätte ja vorher wissen können, was für eine Sendung dieses „Das!“ ist, wie wenig Gehalt die Gespräche da hätten, was für ein Hansel der Moderator ist.

Wenn sie also hingeht, muss sie funktionieren. Viele Menschen sehen in Riemanns Verhalten nicht nur eine skandalöse Schlechtbehandlung des Moderators, sondern auch des Publikums.

Das ist doppelt schlimm. Weil es von den Gästen solcher Sendungen verlangt, die Zumutungen hinzunehmen und noch zum dümmsten Einspielfilm gute Miene zu machen. Und weil es den Fernsehmachern scheinbar recht gibt, die sich in der Regel große Mühe geben, dass in ihren Sendungen nichts passiert. Die alles dafür tun, dass ihr Programm in jeder Hinsicht reibungslos abläuft.

Mein YouTube-Zusammenschnitt der Katja-Riemann-Sendung hat inzwischen über 1,3 Millionen Abrufe; die offizielle NDR-Version über eine halbe Million. Auf die Quote der Fernsehsendung scheint die Aufmerksamkeit keinen Einfluss gehabt zu haben: Die Sendungen in dieser Woche lagen wieder bei 800 000 bis 900 000 Zuschauern.

Die „Das!“-Sendung mit Katja Riemann war aufregend, und das nicht nur, weil man sich über sie oder ihre Protagonisten empören konnte. Man wusste, wie in einem guten Krimi, tatsächlich nicht, was als Nächstes passieren würde. Raufen sich beide zusammen, oder gibt es einen großen Eklat? Was wird am Ende größer sein: seine Unfähigkeit, mit ihr ins Gespräch zu kommen, oder ihr Unwille, mit ihm ins Gespräch zu kommen? Wird einer frustriert das Studio verlassen: Sie? Er? Das Sofa?

Es war eine verstörende und entlarvende Sendung. Durch bloße Unfähigkeit gelang in ihr, wofür Charlotte Roche und Jan Böhmermann in ihrer kurzlebigen Talkshow auf ZDFkultur sich viel Mühe geben und Tricks einfallen lassen mussten.

Der Betriebsunfall auf dem Roten Sofa hätte die Sehnsucht wecken können nach einem Fernsehen, in dem etwas passiert, das sich selbst reflektiert, das kurz zur Besinnung kommt und fragt, was das eigentlich für ein plastischer Fließbandwahn ist, der da – nicht nur – an jedem Nachmittag und Vorabend in den vielfältig einfältigen dritten Programmen stattfindet. Stattdessen richtete sich der größte Teil der öffentlichen Diskussion auf die Frage, welche Drogen Frau Riemann genommen haben muss, um so aus der Rolle zu fallen.

Am folgenden Tag saß übrigens Veronica Ferres neben Hinnerk Baumgarten auf dem Sofa und ließ sich willig von ihm auffordern: „Wollen wir mal die Handlung (ihres neuen Films) so 'n bisschen ungefähr mal erörtern?“, und erzählte dann, dass sie, wenn es Zeitreisen gäbe, wie in dem Film, gern versuchen würde, den Tod ihrer Mutter zu verhindern. Schwer zu sagen, ob irgendjemand gemerkt hat, dass dieses Gespräch überhaupt stattgefunden hat. ◆



Tatort Rotes NDR-Sofa

# Den SPIEGEL für einen Freund, eine Prämie für Sie!



## Weber-Holzkohle-Kugelgrill „Bar B Kettle“

Eine runde Sache für jedes Grillfest! Porzellanemaillierter Deckel und Kessel mit zwei Duroplastgriffen und drei Lüftungsschiebern aus rostfreiem Aluminium am Kessel und einem am Deckel. Inkl. verchromten Grillrosts, Ascheschale, Deckelhaken und -griff mit Hitzeschutz sowie bruch- und wetterfester Räder. Grillfläche-Ø: ca. 47 cm, Maße (B x H x T): ca. 47 x 89 x 56 cm.

**Ohne Zuzahlung**

## Quinny-Zapp-Buggy „Rocking Black“

Dank des kompakten Faltsystems ist dieser Buggy optimal für den täglichen Einsatz in der Stadt oder auf Reisen geeignet. Mit feststellbarem Schwenkrad vorn sowie schmutz- und wasserabweisendem Bezug. Inkl. Sonnen- und Regenverdeck, Einkaufskorb und Adapter für alle Maxi-Cosi-Babyschalen. Maße zusammengefoldet (B x H x T): ca. 70 x 25 x 29 cm.

**Zuzahlung: nur € 29,-**



Lieferungspässe möglich

## iPad mini (16 GB) Wi-Fi oder Wi-Fi + Cellular – ohne Vertrag

Dünn wie ein Bleistift und nur halb so schwer wie der große Bruder: das iPad mini von Apple mit 7,9"-Touchscreen und Betriebssystem iOS 6. 16-GB-Flash-Speicher, FaceTime-HD-Kamera, Bluetooth 4 u. v. m. Schneller Internetzugang über Wi-Fi und wahlweise Cellular für unterwegs. In Weiß/Silber oder Schwarz/Graphit erhältlich. Maße (B x H x T): ca. 134,7 x 200 x 7,2 mm.

**iPad mini Wi-Fi: Zuzahlung: nur € 199,-**

**iPad mini Wi-Fi + Cellular: Zuzahlung: nur € 359,-**

**NEU**



**Telefon 040 3007-2700**  
Aktionsnummer SP13-116

**Fax 040 3007-857085**  
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

**www.spiegel.de/praemien**  
Weitere Prämien im Internet

**Coupon senden an:**  
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg



FRANKREICH

## „Ich bin zufrieden“

Edwy Plenel, 60, ehemals „Le Monde“-Redakteur und Begründer der Online-Zeitung „Mediapart“, zur Anklage gegen Ex-Präsident Nicolas Sarkozy

**SPIEGEL:** Am vergangenen Dienstag trat Budgetminister Jérôme Cahuzac zurück, am Donnerstag wurde Anklage gegen Sarkozy erhoben. Beide Affären wurden durch Mediapart-Recherchen aufgedeckt – zufrieden?

**Plenel:** Ich bin zufrieden, weil die Seriosität unserer Arbeit bestätigt wurde, weil die Unabhängigkeit von Justiz und Presse sich durchgesetzt hat. Aber beide Vorgänge zeichnen ein schlechtes Bild der Demokratie in Frankreich, damit kann man nicht zufrieden sein.

**SPIEGEL:** Am Anfang der Recherchen im Fall Sarkozy stand ein Diktatfon.

**Plenel:** Ja, 21 Stunden Gespräche, die der Butler von Madame Bettencourt mitgeschnitten hatte und in denen angedeutet wurde, dass es wohl illegale Geldgeschenke an Sarkozys Partei gegeben hatte. Wir hatten eine Kopie der Bänder, haben sie ausgewertet und anschließend mit den Angestellten der Milliardärin gesprochen, die von Dankesbesuchen Sarkozys im Hause Bettencourt berichteten. So begann das Ganze.

**SPIEGEL:** Was wirft die Justiz dem ehemaligen Präsidenten konkret vor?

**Plenel:** Wir wissen heute aufgrund von Gutachten, dass Madame Bettencourt 2007 nicht mehr im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte war. Der Vorwurf lautet deshalb, Sarkozy habe die geistige Schwäche der Erbin ausgenutzt, um sich von ihr teilweise seinen Wahlkampf finanzieren zu lassen.

**SPIEGEL:** Sarkozy streitet das vehement ab. Glauben Sie, dass es zum Prozess gegen ihn kommen wird?

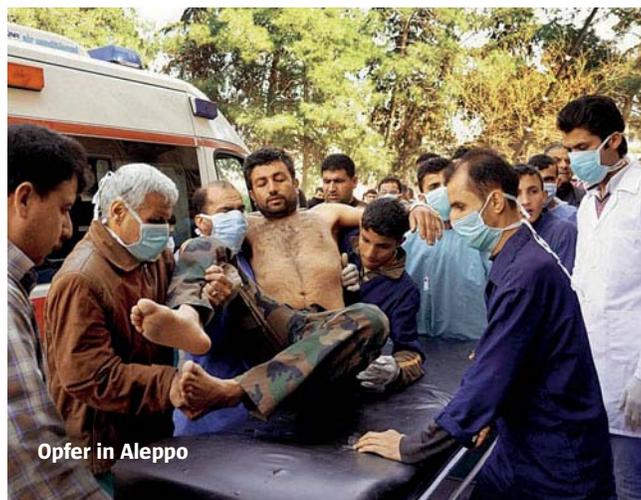
**Plenel:** Ich denke, er wird vor Gericht gestellt werden; sicher, seine Anwälte werden Berufung einlegen. Aber die ist nicht die einzige Affäre, dies Sarkozy in Schwierigkeiten bringen könnte. Da ist auch noch die „Karatschi“-Affäre um dubiose Wahlkampffinanzierung aus dem Jahr 1995,

und da ist die Frage, ob Sarkozy 2007 von Libyens Diktator Muammar al-Gaddafi Geld für seinen Wahlkampf erhielt.

SYRIEN

## Warnung auf Facebook

Auf einer Propagandaseite des syrischen Regimes ist erstmals der Einsatz von Chemiewaffen angekündigt worden: Alle Bewohner einer Region, „die vor Raketen mit chemischen Waffen gewarnt werden, werden gebeten, diese Region zu räumen oder sich beim Bürgermeister des Viertels Gasmasken zu besorgen“, schrieb das „Nachrichtennetzwerk der syrischen bewaffneten Streitkräfte“ am vergangenen Mittwoch auf einer Seite, die es bei Facebook eingerichtet hat. Die Streitkräfte würden einen Tag vor Einsatz eine entsprechende Warnung herausgeben, „um die Gesundheit jedes ehrbaren Zivilisten und Bürgers zu schützen. Ziel der chemischen Waffen ist es, die wahlhabenden Bewaffneten auszurotten



Opfer in Aleppo

GEORGE OURSIAN / REUTERS

und dabei nur geringstmögliche Schäden anzurichten“. Die Meldung stand mehrere Stunden auf der Seite, bevor sie wieder verschwand. Dass es sich um eine offizielle Mitteilung der Regierung handelt, sei unwahrscheinlich, so ein übergelaufener Beamter des Verteidigungsministeriums: „Dann wäre sie im Namen der ‚Syrischen Arabischen Armee‘ veröffentlicht worden.“ Die „bewaffneten Streitkräfte“ seien Schabiha, vorwiegend Alawiten, vom Regime aufgestellte Milizen. Ihrem Glaubensbruder Baschar al-Assad in religiöser Verehrung ergeben, werden sie häufig dort eingesetzt, wohin das Regime keine Soldaten mehr schickt, aus Furcht, diese könnten die Seiten wechseln. Für die Urheberschaft der Schabiha spreche auch der Schluss der Meldung, der einen ihrer Kampfrufe variiert: „Unser Löwe (Arabisch: Assad) hat uns die militärische Entscheidung versprochen. Und er hat damit begon-

nen ...“ Die Ankündigung bestätigt die Sorge westlicher Geheimdienstler, Assad bereite den Einsatz von Chemiewaffen vor. Nur passt sie nicht zur Propaganda des Regimes. Bislang beschuldigt Damaskus die Rebellen, Chemiewaffen zu nutzen – wie am vergangenen Dienstag nahe der Stadt Aleppo. Unklar ist weiterhin, ob dort überhaupt chemische Kampfstoffe freigesetzt wurden.

MEMOIREN

## Rommel auf Russisch

Vor drei Wochen erst, zu Stalins 60.

Todestag, feierte Russland wieder einmal enthusiastisch den Sieger im Krieg gegen Hitler-Deutschland. Was russische Verlage jedoch nicht daran hindert, weiterhin die Memoiren von Hitlers Generälen zu verbreiten. Als jüngstes Werk kamen jetzt in Moskau die Erinnerungen des späteren Generalfeldmarschalls Erwin Rommel „Infanterie greift an“ auf den Markt: ein Tagebuch aus dem Ersten Weltkrieg, in dem Rommel als Unteroffizier in Belgien, Frankreich, Rumänien und Ita-

lien diente. „Bestverkauftes Buch in diesem Monat“, wirbt eine Buchhandlung; ein „ausgezeichnetes Buch über militärischen Heldenmut“, verspricht der Verlag. Die einschlägigen Rommel-Biografien – vom „Wüstenfuchs“ bis



zum „Mythos Rommel“ – wurden schon früher ins Russische übersetzt. Das Interesse für deutsche Wehrmachtsgeneräle oder Politiker aus der Zeit des Dritten Reiches hatte in den neunziger Jahren einen ersten Höhepunkt erreicht – damals wurden die Erinnerungen von Josef Goebbels, Außenminister Joachim von Ribbentrop und

Hitlers Chefarchitekten Albert Speer gedruckt. Auch die Memoiren von Generalfeldmarschall Erich von Manstein fanden 2009 guten Absatz.



G.M.B. AKASH / PANOS PICTURES

## Protest in Pink

Der Vater ihrer Nation, Mahatma Gandhi, predigte den gewaltfreien Widerstand. Die Mitglieder der Gulabi Gang haben andere Methoden: In ihrem Kampf gegen Kinderheirat, gegen prügelnde Ehemänner und korrupte Beamte setzen sie auf direkte Konfrontation. Notfalls verleihen die Frauen in den pinkfarbenen Saris ihren Forderungen auch mit Bambusstöcken Nachdruck, die übli-

cherweise von Polizisten getragen werden, und suchen Männer, die ihre Frauen schlagen, zu Hause auf. Rund 20 000 Inderinnen haben sich inzwischen der Bewegung in Uttar Pradesh, einem der ärmsten Bundesstaaten im Norden des Landes, angeschlossen und kämpfen gemeinsam für Frauenrechte und soziale Gerechtigkeit.

KUBA

## Fatale Vertuschung

Bis zu tausend Menschen könnten in den vergangenen Monaten auf der Karibikinsel an Cholera erkrankt sein. Laut Informationen ausländischer Botschaften bestehe weiterhin Ansteckungsgefahr. Die kubanischen Behörden aber verharmlosen das Risiko: Sie meldeten nur einmal Mitte Januar über die Parteizeitung „Granma“ 51 Ansteckungen in Havanna und gaben Entwarnung, die Übertragungsphase sei „praktisch abgeschlossen“. Ärzten und Angehörigen wurde untersagt, die Cholera beim Na-

men zu nennen, Todesfälle wurden verschwiegen. Denn die Touristen, die der staatsgelenkten Mangelwirtschaft im vergangenen Jahr etwa 2,5 Milliarden Dollar einbrachten, sollen nicht abgeschreckt werden. Augenzeugen berichteten jedoch, dass das Tropen-Krankenhaus in Havanna zeitweise komplett überlastet gewesen sei: Es habe zu wenig Toilettenräume, Betten und Halterungen für Infusionen gegeben. Auch Salz- und Zuckerlösungen sowie Antibiotika für die an sich einfache Behandlung hätten nicht ausgereicht. Diese Mängel will das Castro-Regime, das sein Gesundheitssystem stets als revolutionäre Errungenschaft feiert, nicht einsehen. Im vorigen Sommer war die

Cholera seit Jahrzehnten zum ersten Mal im besonders rückständigen Osten der Insel wieder ausgebrochen. Bereits damals sei die Bevölkerung nicht hinreichend über Hygienevorkehrungen aufgeklärt, die Versorgung mit sauberem Trinkwasser nicht verbessert worden, kritisierte jüngst der „Council on Hemispheric Affairs“. Der kubanische Journalist Calixto Ramón Martínez Arias, der über einen Blog von der Cholera-Epidemie berichtet hatte, wurde vor sechs Monaten nahe des Flughafens von Havanna verhaftet. Er wollte herausfinden, wo Medikamentenlieferungen der Weltgesundheitsorganisation gelandet waren. Anfang März ist er in den Hungerstreik getreten.



BEN  
ZYGIER

AUSTRALIAN

9 DEC 1976

M

18 FEB 2005

18 FEB 2015

**DER AUSWEIS** von Ben Zygier, der sich auch Ben Allen und Ben Alon nennt. Australier dürfen jährlich den Namen wechseln.

NAHOST

# Der Spion in Zelle 15

Der Mossad-Agent Ben Zygier wird erhängt im Gefängnis aufgefunden, der Fall macht weltweit Schlagzeilen. Nun erweist sich: Aus dem Zionisten war ein Abtrünniger geworden, der Informationen an die Hisbollah verriet.

Die Wärter finden den Mossad-Agenten um 20.19 Uhr, leblos an einem feuchten Laken hängend. Der Stoff ist am Fenster über der Toilette der Gefängniszelle festgeknotet.

Die Zelle, in der Ben Zygier stirbt, ist in zwei Bereiche unterteilt: ein Bett, eine Sitzecke, eine Kochnische, daneben ein separater Duschaum mit Toilette. Drei Kameras überwachen die Räume, aber keinem der Sicherheitsmänner fällt auf, dass Zygier seit rund einer Stunde kein Lebenszeichen mehr von sich gibt. Als die Wachleute ihn finden, ist sein Körper bereits einige Grad abgekühlt. Es ist ein unwürdiger Tod für einen Zionisten, der ausgezogen war, die Zukunft seines Landes zu sichern. „Unser Job war es, ihn zu isolieren, nicht, ihn am Leben zu halten“, wird später ein Aufseher sagen.

Das Ajalon-Gefängnis, in dem Zygier inhaftiert ist, liegt in Ramla, einem Vorort von Tel Aviv. 700 Gefangene, 260 Wärter, es ist eine der am besten gesicherten Haftanstalten des Landes. Wer hier im

Hochsicherheitstrakt einsitzt, darf nicht in die Synagoge und den Fitnessraum mit dem Boxsack und den Turnmatten.

Zelle Nr. 15, in der Ben Zygier stirbt, ist Staatsfeinden aus dem eigenen Land vorbehalten. Jigal Amir, der Mörder des früheren Premiers Jitzchak Rabin, hat hier gesessen. Staatsfeind, das ist die Bezeichnung, mit der auch Zygier, den sie hier „Sieger“ aussprechen, in die Geschichtsbücher Israels eingehen könnte.

Gut zwei Jahre ist der Tod des Gefangenen mittlerweile her, doch erst jetzt sickern bruchstückhaft Informationen durch. Der Fall macht weltweit Schlagzeilen, die Regierungen in Israel und Australien müssen sich rechtfertigen. In Tel Aviv wird die Affäre zum Staatsgeheimnis, die Behörden verhängen eine Mediensperre, die erst vor kurzem gelockert wurde. Um Zygiers Schicksal ranken sich Verschwörungstheorien, bis hin zu der Behauptung, er sei ermordet worden.

Erstmals lässt sich nun beschreiben, was wirklich zur Inhaftierung des Agenten

führte. Monatelang recherchierte ein SPIEGEL-Team aus Deutschland, Israel und Australien, es führte Interviews mit früheren Freunden und Geschäftspartnern, Mitarbeitern mehrerer Nachrichtendienste und Regierungen. Die Recherchen zeigen: Ben Zygier wurde – wohl ungewollt – zu einem der schillerndsten Spione in der Geschichte Israels, verantwortlich für die Verhaftung mehrerer libanesischer Zuträger, die den Mossad mit Informationen belieferten. Er tat, was bislang kein israelischer Agent in diesem Schattenkrieg der Geheimdienste im Nahen Osten getan hat: Er kooperierte mit den Todfeinden.

Zygiers Geschichte ist die eines jungen Mannes, der davon träumt, ein Held zu werden und sich um jeden Preis beweisen will; der am Ende versagt und offenbar keinen anderen Ausweg sieht, als sich das Leben zu nehmen.

Nichts deutet auf dieses dramatische Ende hin, als der junge Ben Zygier im Südosten Melbournes aufwächst. Sein Vater Geoffrey steht in dem Ruf, ein kon-

servativer Jude zu sein, er führt eine Müli-Firma und engagiert sich in der Gemeinde. Ben Zygiel besucht die besten jüdischen Schulen der Stadt und schließt sich der linken zionistischen Jugendorganisation Haschomer Hazair an.

Nach dem Schulabschluss 1993 beginnt er ein Jurastudium an der Monash Universität und kündigt an, nach Israel ziehen zu wollen. „Es hat mich nicht sehr überrascht, dass er den Mumm hatte, etwas Größeres im Leben zu versuchen, als nur Anwalt in einer Melbournner Kanzlei zu werden“, erzählt Carolyn Creswell, eine Freundin der Familie und Englischlehrerin von Zygiel, australischen Reportern.

1994 macht er seinen Traum wahr und zieht nach Israel, in den Kibbuz Gazit, er will herausfinden, ob dieses Land seine neue Heimat werden kann.

Der Kibbuz liegt im Norden, eine von Eukalyptusbäumen gesäumte Straße windet sich durch die Hügel Galiläas nach Gazit. Etwa 500 Menschen leben hier, fla-

mord, murmelt er. Zygiel sei doch nicht lebensmüde gewesen, im Gegenteil. Leiton sagt, er könne sich den Freund nicht in einer Hochsicherheitszelle vorstellen.

Und als Mossad-Agenten? Leiton schluckt. Und schweigt.

Ben Zygiel habe vom Zionismus geschwärmt, erinnert sich Lior Brand, der zusammen mit ihm und Leiton im Kibbuz lebte. Clever, gebildet und weltgewandt sei Zygiel gewesen. Und bereit, Israel zu verteidigen, koste es, was es wolle.

Er hätte der perfekte Mann für den Mossad sein können.

Der Geheimdienst führt seit Jahrzehnten einen Schattenkrieg gegen seine Gegner, die drohen, Israel auszulöschen. Mossad-Agenten haben 2008 in Damaskus den Hisbollah-Kommandeur Imad Mughnija getötet und 2010 in Dubai den Hamas-Mann Mahmud al-Mabhuh; sie ermorden iranische Nuklearwissenschaftler und sabotieren Verstecke der libanesischen Hisbollah. Für diesen Krieg, der

der renommiertesten Kanzleien des Landes. Tatsächlich hat er sich auf die Anzeigen des Mossad hin beworben und sich sicherheitshalber auch per Fax an das Verteidigungsministerium gewandt.

Zum Auswahlverfahren gehören nicht nur Recherchen bis weit in die Familienhistorie hinein. Kandidaten werden auch von Psychologen befragt. „Wir wollen keine mental instabilen Personen“, sagt einer der Ärzte, die für den Mossad solche Tests durchführen. Und Moti Kfir, ein ehemaliger Ausbilder des Geheimdienstes, ergänzt: „Unsere Leute sollen Eigeninitiative zeigen, aber nicht aggressiv sein, mutig, aber nicht ohne Furcht, aufgeschlossen, aber verschwiegen.“

Bei einer der Übungen muss der Mittelpunkt eines Kreises mit geschlossenen Augen markiert werden. Das ist unmöglich, wer es trotzdem schafft, hat geblinzelt. Man erkennt, wie ehrlich der Kandidat ist. Am Ende des Auswahlverfahrens wartet zudem ein Lügendetektortest.



**DER MOSSAD-CHEF** Meir Dagan führt den Geheimdienst bis Anfang 2011. In seine Amtszeit fällt die Einstellung von Zygiel.



**DAS GRAB** auf dem Melbournner Friedhof. Die Inschrift lautet: „Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens“.



**DER GEGNER** Hassan Nasrallah: Den Hisbollah-Chef würde der Mossad gern beseitigen, daher rekrutiert er Spione im Libanon.

che Häuser mit Ziegeldächern ducken sich in den Schatten des Bergs Tabor. Im Büro der Molkerei steht Daniel Leiton, 40, ein Mann mit kräftigen Händen und australischem Akzent. „Ben war ein unglaublicher Mensch“, sagt Leiton. Fröhlich, freundlich, warm sei er gewesen. Einer seiner besten Freunde.

Ben Zygiel und Daniel Leiton lernen sich Ende der achtziger Jahre in Melbourne kennen, die beiden sind noch Teenager, aber schon Zionisten. Für seinen Freund sei früh klar gewesen, dass er Alija machen wolle, sagt Leiton. Alija, der Aufstieg, so nennen Juden in der Diaspora die Rückkehr ins Heilige Land.

Daniel Leiton ist dabei, als Ben Zygiel seine israelische Partnerin heiratet, er kennt die Familie gut. Zuletzt trifft er den Freund Anfang 2010 in Melbourne, kurz vor dessen Verhaftung.

Hat er sich seltsam benommen, wirkte er angespannt, besorgt?

Nein, sagt Leiton. Zygiel sei wie immer gewesen. „Unvorstellbar“ sei der Selbst-

keinen Anfang und kein Ende hat, braucht der Mossad steten Nachwuchs.

Anfang des Jahrtausends schaltet der Geheimdienst erstmals Anzeigen unter eigenem Namen. „Der Mossad ist offen – nicht für alle, sondern für einige wenige. Vielleicht für dich“, heißt es in der Kampagne für „den Job deines Lebens“.

Männer wie Ben Zygiel, Staatsangehörige eines unverdächtigen Landes, die unbeobachtet reisen können, sind für den Mossad Gold wert. In Australien ist zudem ein Gesetz in Kraft, wonach Bürger ihren Namen mehrmals ändern und einen neuen Pass beantragen können. Zygiel verfügt nach Angaben der australischen Regierung über drei Pässe, er reist mal als Ben Allen, mal als Ben Alon.

Der junge Australier pendelt zwischen Israel und Australien. In Melbourne hat er sein Jurastudium abgeschlossen und bei einer Anwaltskanzlei angefangen. Mitte 2003 kündigt er seinen Job und zieht nach Tel Aviv. Er beginnt als Trainee bei Herzog, Fox & Neeman, einer

Im Dezember 2003 ist es so weit. Zygiel hat alle Prüfungen bestanden, der Mossad verordnet ihm ein knapp ein Jahr dauerndes Training, das auch aus dem Fälschen von Dokumenten sowie dem Erlernen von Manipulationstechniken besteht.

Anfang 2005 schickt ihn der Geheimdienst nach Europa, zu seinem ersten Einsatz. Zygiel soll Unternehmen infiltrieren, die mit Iran und Syrien handeln. Sein Ziel: eine Firma in Italien.

Die Italiener beliefern iranische Unternehmen, es ist eine perfekte Tarnung, um Kontakte nach Iran aufzubauen und mögliche Informanten anzuwerben. Das Unternehmen ist nicht eingeweiht; Zygiel heuert in der Buchhaltung an. „Uns war bald klar, dass er darin keine Erfahrung hatte“, sagt der Unternehmenschef bei einem Treffen in London im März 2013. „Aber er war so talentiert, dass er sich die Fähigkeiten bald angeeignet hatte.“

Zygiel steigt schnell auf, er verhandelt bald direkt mit den Kunden. Der Firmen-

chef erinnert sich, dass der Australier meist der Erste unter den Mitarbeitern war. „Wofür andere einen Tag brauchten, das hatte er bis 11 Uhr erledigt.“ Aber der Chef beobachtet auch ein anderes Phänomen: Zygier verliert schnell das Interesse an Dingen, er wirkt unmotiviert und verprellt Gesprächspartner. Beinahe springt einer der wichtigsten Kunden ab. „Wir mussten uns deswegen Ende 2006 von ihm trennen“, sagt der Firmenchef. Zygier habe gelassen reagiert.

Ähnlich läuft es bei weiteren Firmen. Von Italien schickt ihn der Mossad nach Osteuropa, aber immer passt irgendetwas nicht. Zygier kann nicht liefern, jedenfalls nicht genug. In der Mossad-Zentrale bei Tel Aviv ist man enttäuscht und ruft ihn im Sommer 2007 zurück.

Er sei „weder besonders schlecht noch besonders gut gewesen, sondern mittelmäßig“, sagt ein mit dem Fall vertrauter Sicherheitsbeamter. Aus dem Agenten im Außeneinsatz wird ein Schreibtischmann.

ist ein Schock für viele Libanesen. Nicht nur, dass Homsî seiner Gemeinde jahrelang als Bürgermeister vorstand. Er gilt auch als Kriegsheld, weil er während des libanesischen Bürgerkriegs gegen Israel kämpfte. Seine Anhänger können kaum glauben, was die wochenlangen Verhöre zutage fördern: dass Homsî seit 2006 als Spion für den Erzfeind tätig war und dafür etwa 100 000 Dollar kassierte.

Der Mossad führt Homsî unter dem Decknamen „Indianer“. Und wie wichtig er ist, zeigt ein Detail aus seiner Vernehmung: Er habe versucht, den Israelis Zugang zu dem im Versteck lebenden Hisbollah-Chef Hassan Nasrallah zu ermöglichen. Damit hätte er womöglich den Weg für ein weiteres Attentat geebnet.

Die Anklageschrift enthüllt, wie aufwendig der Mossad die Anwerbung seiner Informanten im Ausland vorbereitet. Ein Chinese namens „David“ stellt sich bei Homsî als Mitarbeiter des Pekinger Rathauses und Vertreter einer chinesischen

Übermittlung von Nachrichten ist. Alle fünf Tage, heißt es in der Anklage, habe der Spion Berichte nach Tel Aviv gesendet. Die Ausrüstung wird bei seiner Festnahme im Mai 2009 gefunden. Homsî, sagt der Chef des libanesischen Inlandsgeheimdienstes, sei einer der wichtigsten Fänge, die seine Behörde je gemacht habe; der Angeklagte wird zu 15 Jahren Haft mit Schwerstarbeit verurteilt, allerdings später amnestiert.

In jenem Frühjahr 2009 heben die Libanesen gleich mehrere israelische Spionageringe im Libanon aus, unter den Festgenommenen ist auch Mustafa Ali Awadeh, Deckname „Zuzi“, ein weiterer Maulwurf bei der Hisbollah.

Es ist für Israel der größte nachrichtendienstliche Rückschlag in der Region seit Jahrzehnten. In der Mossad-Zentrale ist die Ratlosigkeit groß: Wie haben die Libanesen die Spione aufgespürt?

Dann geht im Mossad-Hauptquartier ein Hinweis aus dem Libanon ein: Die



**DER SPION** Mustafa Ali Awadeh, Deckname „Zuzi“, wird aufgrund von Zygiers Verrat 2009 verhaftet (Das Foto stammt aus einem Video von der Festnahme.). Er sollte Informationen über die Hisbollah liefern.



**DER INDIANER** nennt der Mossad den libanesischen Kriegshelden Siad al-Homsî. Auch er wird 2009 enttarnt, er benutzte Spionagetechnik.

Der Mossad gliedert sich in mehrere große Abteilungen. „Keshet“ heißt eine, Hebräisch für Regenbogen, sie ist zuständig für Abhöraktionen und Observationen. Die nach der antiken Stadt benannte „Caesarea“-Einheit ist der schlagende Arm, der Attentate auf fremdem Boden ausführt. Die größte Abteilung heißt „Tsomet“, das hebräische Wort für Kreuzung, hier werden Spione geführt und Informationen ausgewertet. Dort arbeitet Zygier.

Ehemalige Mossad-Leute beschreiben die Arbeit für Tsomet als bürokratisch, mit den Routinen einer Behörde. Anders als früher, als Tsomet in kleine Einheiten gegliedert war, sind den Mitarbeitern heute viel mehr Informationen zugänglich. Das macht anfällig für Verrat, wie der Mossad bald spürt.

In den frühen Morgenstunden des 16. Mai 2009 stürmen libanesischen Spezialeinheiten das Haus von Siad al-Homsî im Bekaa-Tal und holen den damals 61-Jährigen aus dem Bett. Der Haftbefehl lautet: Agententätigkeit für Israel. Der Zugriff

Firma vor, die Geschäftsverbindungen knüpfen wolle. Bei einem Treffen im Libanon lädt David dann Homsî nach Peking ein, zum Besuch einer Messe. Die Einladung ist angeblich direkt von der chinesischen Regierung ausgestellt. Weitere Treffen in Bangkok folgen, die Chinesen ködern den Libanesen mit einem monatlichen Lohn von 1700 Dollar. Und dann beginnen sie, Fragen zu stellen: Was wisse er, Homsî, über drei israelische Soldaten, die seit dem Krieg 1982 im Libanon vermisst würden, bei dem Homsî auf Seiten der Araber gekämpft habe?

„Dies ist der Moment, in welchem dem Angeklagten bewusst wird, dass er es mit Israelis zu tun hat, die für den Mossad arbeiten und die nichts mit Import-Export-Firmen oder mit Suchdiensten nach Vermissten zu tun haben“, heißt es in der Anklageschrift.

Der Mossad rüstet Homsî mit einem Computer samt präpariertem USB-Stick sowie einem Gerät aus, das aussieht wie eine Stereoanlage, aber ein Sender zur

Hisbollah rede intern über einen Mossad-Agenten, der sich derzeit in Australien aufhalte. Es dauert nicht lange, bis klar ist, um wen es sich handeln muss: Zygier.

Der Australier, frustriert von seiner Schreibtischarbeit, hat darum gebeten, seinen Masterabschluss in Management nachholen zu dürfen. Der Geheimdienst zahlt sogar das Gehalt weiter. Im Oktober 2008 schreibt sich Zygier unter dem Namen Ben Allen erneut an der Monash Universität von Melbourne ein. Er erzählt, er habe in Genf für eine Unternehmensberatung gearbeitet, für die er immer mal wieder in die Schweiz müsse. Das erklärt seine vielen Reisen.

An einem Sonntag im Oktober 2009 geht bei dem SPIEGEL-Mitarbeiter Jason Koutsoukis, der damals als Nahost-Korrespondent für die Zeitungen „The Age“ und „Sydney Morning Herald“ arbeitet, eine verschlüsselte E-Mail ein, die offenbar von einem Mitarbeiter der australischen Regierung stammt. „Geheimdienst-

liche Ermittlungen haben zu einem israelischen Agenten australischer Herkunft geführt, der derzeit in Australien lebt“, heißt es in der E-Mail. Es gebe den Verdacht, dass der Agent „an einer Mossad-Operation auf australischem Boden beteiligt ist“. Es folgt ein Hinweis auf die Firma, für die Ben Zygiar 2005 gearbeitet hatte. Offensichtlich wird er bereits seit einiger Zeit von den Australiern beobachtet.

Koutsoukis ruft Zygiar Anfang Dezember 2009 an und konfrontiert ihn mit den Vorwürfen. „Das ist komplett Phantasie“, antwortet dieser, dann legt er auf. Ein paar Wochen später, Mitte Januar 2010, kommt es zu einem weiteren Gespräch.

„Mir liegen Informationen vor, wonach Sie für ein Unternehmen in Italien gearbeitet haben. Können Sie sagen, was Sie dort getan haben?“, fragt Koutsoukis.

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden“, entgegnet Zygiar. „Sie müssen mich verwechseln.“

Zehn Tage später verhaftet der israelische Inlandsgeheimdienst Ben Zygiar, nachdem der Mossad ihn in die Zentrale

Der Kontakt zwischen Zygiar und der Hisbollah währt über Monate – und irgendwann ist nicht mehr klar, wer genau hier wen als Quelle führt. Der Libanese lockt Zygiar, er fordert Beweise, dass der Australier wirklich dem Mossad angehört. Den Ermittlungen zufolge liefert Zygiar von da an Interna aus Tel Aviv, auch solche, die Spionageringe um Siad al-Homsi und Mustafa Ali Awadeh betreffen, die beiden Top-Informanten des Mossad im Libanon, die daraufhin enttarnt werden.

Bei seiner Festnahme finden die Ermittler bei Zygiar eine CD mit weiterem Geheimmaterial, das offenbar aus der Tsomet-Abteilung stammt, so sagen es israelische Beamte, die Einblick in die Ermittlungen haben. Zygiar hat es wohl nicht mehr übergeben können.

Tel Aviv, Anfang März 2013. „Zygiar wollte etwas erreichen, das er nicht bekam“, sagt ein hochrangiger Regierungsbeamter, der mit den Ermittlungen vertraut ist. „Und dann geriet er auf eine abschüssige Bahn. Er ist an jemanden geraten, der sehr viel professioneller war als er selbst.“ Zygiar habe die rote Linie

Samkeit. Der Mossad habe „einen großen Fehler begangen“, ihn zu rekrutieren, das könne er dem Dienst nicht verzeihen.

Nach seiner Verhaftung wollen die Geheimdienste ein Exempel statuieren, zehn Jahre im Gefängnis soll Zygiar mindestens verbüßen, so signalisieren sie es seinen Anwälten. Während Zygiar in Untersuchungshaft sitzt, im Sommer 2010, wird seine zweite Tochter geboren. Die Familie erhält die Erlaubnis, ihn zu besuchen. Am 15. Dezember 2010 darf Zygiar noch einmal mit seiner Mutter Louise telefonieren. Wenige Stunden später ist er tot.

Was das wahre Motiv für seinen Freitod ist, lässt sich nur erraten. Verletzter Stolz? Scham? Rache? Die Eltern könnten diese Fragen beantworten, aber sie



**DAS GEFÄNGNIS** in Ramla ist für Schwerverbrecher gebaut. Hier erhängt der Agent sich in einer Spezialzelle, in der vor ihm der Mörder von Jizchak Rabin saß.

**DER VERRÄTER** Ben Zygiar wanderte nach Israel aus und ging zur Armee. Der Mossad machte mit seiner Rekrutierung einen großen Fehler, sagt ein Freund.



einbestellt hatte, um über die eingegangene Warnung aus Beirut zu sprechen.

Die Geschichte, die durch die internen Ermittlungen offengelegt wird, erschüttert den Mossad schwer. Demnach hat ihr Agent, offenbar frustriert über die Rückschläge und die empfundene Degradierung, auf eigene Faust versucht, neue Quellen zu finden – vermutlich, um sich damit zu rehabilitieren und zu beweisen, wie gut er ist. Aus den Ermittlungen geht hervor, dass Zygiar bei mehreren Vernehmungen einräumt, sich vor seiner Abreise nach Australien unautorisiert mit einem Hisbollah-Anhänger in Osteuropa getroffen zu haben, um ihn als Informanten anzuwerben.

Was Zygiar damals nicht weiß: Der Hisbollah-Anhänger meldet das Treffen nach Beirut – und beginnt ein doppeltes Spiel. Er suggeriert, sich auf eine Zusammenarbeit einzulassen, stimmt aber jeden seiner Schritte mit dem Geheimdienst der Hisbollah ab. Sogar Hassan Nasrallah selbst soll eingeweiht gewesen sein.

überschritten und sei auf die dunkle Seite gewechselt.

Auch die australische Regierung eröffnet eine Untersuchung. Wenn es stimmt, dass Zygiar seinen Pass „für die Arbeit des israelischen Geheimdienstes genutzt“ habe, dann werfe dies „signifikante Fragen auf“, heißt es in einem Bericht des Außenministeriums.

Es ist in der Vergangenheit vorgekommen, dass israelische Informanten die Seiten wechselten. Aber nie hat ein hauptamtlicher Mitarbeiter des Mossad so gehandelt wie Ben Zygiar. Für Israel ist es eine bittere Niederlage, für die Hisbollah einer der seltenen Fälle, bei denen sie ihrem jüdischen Gegenüber überlegen war. Zygiars Verrat trifft den Mossad hart, auch weil er Zweifel an der Integrität der eigenen Leute nährt – und an der Art, wie der Dienst seine Mitarbeiter auswählt.

Lior Brand, einer der Freunde aus dem Kibbuz Gazit, glaubt, der Agent sei der Aufgabe einfach nicht gewachsen gewesen. Die Lügen, das Schweigen, die Ein-

schweigen. Geld, sagen übereinstimmend alle Beteiligten, habe keine Rolle gespielt.

Nachdem die israelischen Sicherheitsbehörden Zygiars Leichnam freigegeben haben, lädt die Familie zur Beerdigung auch Daniel Leiton aus dem Kibbuz Gazit ein. Er kommt zum Friedhof und fragt, warum Zygiar, erst 34 Jahre alt, gestorben sei, aber niemand antwortet. Er liebe Israel, sagt Leiton. Aber hier sei etwas fürchterlich schiefgelaufen.

Auf dem schwarzen, polierten Grabstein haben die Eltern eine Inschrift gravieren lassen: „Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.“ Beigesetzt wird er auf dem jüdischen Friedhof von Springvale.

In Australien, nicht in Israel.

RONEN BERGMAN, JULIA AMALIA HEYER, JASON KOUTSOUKIS, ULRIKE PUTZ, HOLGER STARK



**Video: Jason Koutsoukis über den Kontakt zu Ben Zygiar**

spiegel.de/app132013agent oder in der App DER SPIEGEL

# 5 x erleben, 2 x bezahlen!

Für Sie zu Ostern, 5 x den digitalen SPIEGEL mit über 60% Ersparnis testen!



**Der digitale SPIEGEL. Die neue Art zu lesen.**

Der digitale SPIEGEL lässt Sie so tief in ein Thema einsteigen, wie Sie möchten.

**DER  
SPIEGEL**

## Ihre Vorteile im Überblick:

- ✓ 5 x den digitalen SPIEGEL für nur € 8,-. Sie sparen über 60 %
- ✓ Noch vor Erscheinen der Print-Ausgabe, immer schon sonntags ab 8 Uhr
- ✓ Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.
- ✓ Optimiert für Windows 8, Android, iPad/iPhone, Kindle, Blackberry 10 und PC/Mac

## So einfach geht's:

- ▶ Angebot sichern
- ▶ Kostenlose App DER SPIEGEL installieren
- ▶ Einmal anmelden und auf jedem Ihrer Geräte lesen

**Jetzt das digitale SPIEGEL-Osterangebot sichern:**  
**[www.spiegel.de/ostern](http://www.spiegel.de/ostern) oder Telefon 040 3007-4848**

MALI

# „Ich habe das Land gerettet“

Selbstkritik ist nicht Sache Amadou Sanogos, der vor einem Jahr den Putsch anführte. Nun redet der Hauptmann über seinen Staatsstreich, die französische Intervention und den Krieg gegen die Islamisten.



EMILIE REGNIER / DER SPIEGEL

*Amadou Sanogo, 40, sagt von sich, er sei nur ein einfacher Soldat. Doch inoffiziell ist er der starke Mann im Land, seit er Ende März 2012 einen Staatsstreich anzettelte. Er stürzte die gewählte Regierung, setzte die Verfassung außer Kraft und übergab auf internationalen Druck die Macht an eine Übergangsregierung. In den Wochen darauf übernahmen Islamisten die Kontrolle über den Norden Malis. Der bis dahin instabile, aber demokratische Staat ist seither in Gefahr, zu einem neuen Somalia zu werden. Trotzdem sieht Sanogo sich am liebsten in einer Rolle: der des Helden.*

**SPIEGEL:** Herr Sanogo, bereuen Sie, Ihr Land vor genau einem Jahr mit dem Putsch ins Chaos gestürzt zu haben?

**Sanogo:** Was sagen Sie da? Ich habe das Land gerettet! Wir standen damals kurz vor dem Abgrund.

**SPIEGEL:** Aber erst nach Ihrer Machtübernahme errichteten die Islamisten im Norden ein Terrorregime und führten die Scharia ein. Das können Sie doch nicht gewollt haben?

**Sanogo:** Die malische Armee war schon vorher von aufständischen Tuareg-Kämp-

fern überrannt worden, deshalb habe ich eingegriffen. Diese Armee ist ein Desaster, absolut erbärmlich. Es fehlt ihr an Ausrüstung, sie ist schlecht ausgebildet und korrupt. Wir haben Offiziere ohne jede Schulbildung. Ein verwundeter, einfacher Soldat kann auf der Straße sterben, ohne dass jemand hilft, während der Sohn eines Generals nach Deutschland geflogen wird und in ein erstklassiges Krankenhaus kommt, bloß weil er Kopfschmerzen hat.

**SPIEGEL:** Sie selbst wurden in den USA ausgebildet.

**Sanogo:** Ich war auf der Infanterieschule, habe verschiedene militärische Lehrgänge durchlaufen und auch als Dolmetscher gearbeitet. Amerika ist ein großartiges Land mit einer tollen Armee. Ich habe versucht, all das, was ich dort gelernt habe, hier umzusetzen.

**„Das alte Regime war krank, nun ist es tot. Ich habe ihm dabei geholfen, schneller zu sterben.“**

**SPIEGEL:** Wie passt dazu Ihr Staatsstreich?

**Sanogo:** Staatsstreich ist kein schönes Wort. Ich sage lieber: Ich habe eine notwendige medizinische Operation vorgenommen. Der frühere Präsident Amadou Toumani Touré hat nicht eingesehen, dass das Land krank war und geheilt werden musste. Doch ein Patient, der sich weigert, Medizin zu nehmen, stirbt. Und das ist in Mali geschehen: Das alte Regime war krank, nun ist es tot. Ich habe ihm dabei geholfen, schneller zu sterben, um einen Neuanfang zu ermöglichen.

**SPIEGEL:** Was war denn diese Krankheit?

**Sanogo:** Touré war kein Demokrat. Er stand schon vor den Wahlen als Präsident fest und hat die Abstimmung manipuliert. Wo gibt es denn so etwas? Also habe ich ihn gestürzt, einen Übergangspräsidenten berufen, und jetzt warten wir auf wirklich demokratische Wahlen.

**SPIEGEL:** Das stimmt so nicht ganz. Die Beteiligung war zwar niedrig, Beobachter haben die Wahl aber als fair beurteilt. Aber bitte erzählen Sie uns doch: Wie geht denn eigentlich so ein Putsch?

**Sanogo:** Das verrate ich nicht. Vielleicht rede ich später einmal darüber, jetzt kann

ich nur so viel sagen: Jeder Putsch ist anders. Es gibt kein Patentrezept.

**SPIEGEL:** Sie haben es trotzdem nicht geschafft, den Norden von den Islamisten zu befreien. Daher sind seit zweieinhalb Monaten französische Truppen im Land, jetzt wird auch die deutsche Bundeswehr malische Soldaten ausbilden.

**Sanogo:** Die Franzosen sind willkommen, die Deutschen auch.

**SPIEGEL:** Das sahen Sie nicht immer so.

**Sanogo:** Glauben Sie nicht den Medien. Ich freue mich über die ausländischen Soldaten, und dass sie der ehemaligen Kolonialmacht angehören, stört mich nicht. Hauptsache, die Islamisten sind weg. Allein hätten wir das nie geschafft.

**SPIEGEL:** Wie gefährlich sind die Islamisten für Mali und die ganze Region?

**Sanogo:** Brandgefährlich. Diese Kerle kamen aus allen möglichen Ländern, um hier eine Basis zu bilden. Die wollten von Mali aus in aller Ruhe Angriffe auf Europa vorbereiten. Darum ist der Kampf gegen den Terrorismus eine internationale Angelegenheit – und nicht nur ein malisches Problem.

**SPIEGEL:** Die Islamisten haben sich aus den Städten in die Wüste zurückgezogen. Wie lange werden die Kämpfe andauern?

**Sanogo:** Der Konflikt ist noch längst nicht beendet. Deshalb müssen die fremden Truppen im Land bleiben. Denn würden sie abziehen, ginge doch alles von vorn los. Unsere Armee schafft es nicht, dieses riesige Gebiet ohne Hilfe zu kontrollieren. Und die Truppen der Westafrikanischen Wirtschaftsgemeinschaft Ecowas können es auch nicht allein.

**SPIEGEL:** Der Norden ist schon seit Jahrzehnten ein Unruheherd.

**Sanogo:** Stimmt, die Tuareg rebellieren ständig. Sie haben das in den sechziger Jahren getan, 1990 und 2007. Diesmal aber kam eine Form des Terrorismus dazu, die neu ist. Vor allem hatten die Islamisten Waffen und jede Menge Geld. Beides kommt ganz bestimmt nicht aus Mali, sondern aus dem Ausland. Unsere Sorge ist, dass es Schlafzellen gibt, die sich in Ländern wie Niger zurückgezogen haben und nur darauf warten, wieder zuzuschlagen.

**SPIEGEL:** Gibt es für Sie Unterschiede zwischen Tuareg und Terroristen?

**Sanogo:** Wenn sich ein Tuareg einer islamistischen Gruppe anschließt, ist er ein Terrorist. So einfach ist das.

**SPIEGEL:** Im Juli soll ein neuer Präsident gewählt werden. Werden Sie den Sieger akzeptieren, oder droht ein neuer Putsch?

**Sanogo:** Wenn die Wahlen korrekt durchgeführt werden, halte ich mich raus.

**SPIEGEL:** Sie treten nicht an?

**Sanogo:** Ich habe keine politischen Ambitionen, und ich werde nicht kandidieren. Aber wenn ich es täte, hätte ich gute Chancen, zu gewinnen: Ich bin nämlich sehr beliebt in der Bevölkerung.

INTERVIEW: THILO THIELKE



Volksdeputierter Pachomow als Mäzen 2011, als Leiter eines Hilfskonvois für Südossetien 2008:

AFFÄREN

## Der Stolz Russlands

Ein korrupter Jungstar der Regierungspartei endet tot in einem Zementfass. Der Mord offenbart den Filz von Politik, Wirtschaft und Unterwelt, der das Land unter Präsident Putin prägt.

**B**evor Michail Pachomow in einem Metallfass landet, die Knochen zerbrochen, der Körper im Zement, vergnügt er sich noch einmal. Es ist der Abend des 12. Februar, und Pachomow geht ins Marengo, sein Lieblingsrestaurant in Lipezk, einer Industriestadt 370 Kilometer von Moskau entfernt. Es liegt zwischen dem Kino Himbeere und dem Stripclub Anzündlerin, der Rindfleischsalat trägt den Namen Camorra.

Pachomow, 36, kommt ausnahmsweise ohne weibliche Begleitung, sagt eine Kellnerin, und nachdem er das Lokal verlassen hat, zerren ihn drei Männer in ein Auto. Als er unterwegs zu fliehen versucht, schießen sie auf ihn, dann fahren sie Richtung Moskau und liefern den Verletzten bei ihrem mutmaßlichen Auftraggeber ab. Von diesem wird Pachomow in einem eiskalten Keller eingekerkert und gefoltert.

Nachdem er gestorben ist, steckt sein Peiniger die Leiche in eine Tonne mit Zement, umwickelt diese mit Plastikfolie und versteckt sie in einer feuchten Garage. Dort findet die Polizei sie wenig später.

Sieben Stunden und eine Säge brauchen die Ermittler, um Michail Pachomow freizulegen, den Lokalabgeordneten, Unternehmer und Jungstar der Putin-Partei.

Es kommt nicht nur eine Leiche zum Vorschein, sondern ein ganzes System, ein Netzwerk aus Politik, Wirtschaft und Unterwelt, zusammengehalten von Korruption in Milliardenhöhe. Die Geschichte des Michail Pachomow zeigt ein Russland, in dem ein Mafioso erst zum Unternehmer und dann zum Politiker wird, ausgezeichnet mit dem Orden „Stolz Russlands“.

Nach seinem Tod widmet die Regierungszeitung „Rossijskaja gaseta“ Pachomow einen überaus großen, freundlichen Nachruf – ohne seine kriminelle Vergangenheit zu erwähnen. Ein Musterpolitiker war er, ja, allerdings in einem anderen Sinne, als es die Lobeshymnen nahelegen.

In den neunziger Jahren war Pachomow an einem Raubüberfall auf ein Lebensmittelgeschäft beteiligt. Nur sein Vater, ein bekannter Theaterregisseur, bewahrte ihn mit einem gekauften Psychiater-Gutachten vor dem Gefängnis.



SNEILIANA KOSCHIKAROVA / GORODIAS.RU

„Jeder kann mitschreiben an der Geschichte“

„Pachomow gehörte zur Mafia, zur Lipezker Bruderschaft. Sein Tod ist die logische Folge seiner Karriere. Er hat zu viele Menschen betrogen“, sagt der einstige Polizeioberst Sergej Waletow, der als Chef der Abteilung Organisierte Kriminalität gegen Pachomow ermittelte. „Die Verbrecher sind an die Macht gekommen, und Pachomow ist nicht der einzige Politiker, der sein Geld auf kriminelle Weise erworben hat.“

Das Stadtparlament von Lipezk, in dem die Putin-Partei über 31 von 33 Sitzen verfügt, führt ein dubioser Unternehmer, der sein Vermögen mit Wodka und billigen Staatskrediten gemacht hat. Mit ihm verbundene Firmen sollen in einen Korruptionsskandal verwickelt sein, bei dem es um 800 Millionen Euro geht. Die Fahnder verdächtigen unter anderem eine einstige Landwirtschaftsministerin.

Nach der Ermordung ihres Volksdeputierten schreiben die Menschen aus Lipezk sich in lokalen Internetportalen den Hass von der Seele. „Ein Hund verdient einen Hundetod“, ist da zu lesen. Oder auch: „Ich hoffe, Pachomow ist nicht der Letzte.“

Da sprechen einerseits die Neider, aber auch jene, die den oft obszön zur Schau gestellten Lebensstil der Neureichen verabscheuen. Von Menschen wie Michail Pachomow eben, der im Rolls-Royce durch die Stadt fährt, während seine Frau in einem protzigen, mit Kristallglas bestückten Mercedes herumkurvt.

Wie Pachomow reich wurde, hat der Inlandsgeheimdienst FSB bereits im Herbst 2010 recherchiert, das Dossier liegt dem SPIEGEL vor. Demnach besticht Pacho-

mom Richter und ergaunert sich staatliche Bauaufträge. Etwa, indem er sich mit dem Direktor der Lipezker Sonderwirtschaftszone, Sergej Krassowski, zusammennut, der an Pachomows Firmen einen staatlichen Millionenauftrag zum Bau von Fernwärmeleitungen vergibt. Allem Anschein nach sichert der Direktor sich selbst dabei großzügige Rückzahlungen.

Zusätzlich erhöht Pachomow seinen Gewinn, indem er die Firmen prellt, die er mit der Ausführung der Bauarbeiten beauftragt hat. Einen Teil der Gelder aus dem Staatsauftrag überweist Pachomow auf Konten im Ausland.

Seinem Kompagnon Krassowski bezahlt er zudem Managementkurse in London. Als dieser daraufhin im Sommer 2009 nach Moskau umzieht und zum Direktor der Staatsfirma Mosoblkommunalstroj befördert wird, schantzt er seinem Partner Pachomow weitere Aufträge zu. 30 Millionen Euro etwa, für den Bau von Kinderspielplätzen im Gebiet Moskau.

Das Umland der Hauptstadt ist wohlhabend, dort gedeiht die Vetternwirtschaft. Da gibt es den Sohn des obersten Strafverfolgers Russlands, der in Geschäfte mit illegalen Casinos verwickelt sein soll. Oder einen Vizegouverneur, der seiner Frau ungeniert kommunale Liegenschaften in Milliardenhöhe übertragen und zudem 70 Millionen Euro aus dem Budget abgezweigt haben soll. Als das 2008 herauskommt, setzt er sich nach Amerika ab. Und wird danach, trotz Haftbefehls, beim Skifahren mit dem Chef des Kreml-Sicherheitsdienstes gesichtet.

In diesem Umfeld, in dem Ämter vor allem Pfründen bedeuten, hoffen Pachomow und Krassowski auf fette Geschäfte. Es schadet nicht, dass Krassowski mit der Schwester von Jewgenij Charitonow verheiratet ist, einem Vizeminister des Gebiets Moskau.

Auch Michail Pachomow erkennt wohl, dass, wer wirklich reich werden will in Russland, auf der großen politischen Bühne mitspielen muss. Er organisiert in Lipezk den Wahlkampf für Wladimir Putin und seine Partei Einiges Russland, ganz im amerikanischen Stil: Er heuert Cheer-



PICTURE ALLIANCE / DPA

**Zementfass von Pachomow**  
Leiche in sieben Stunden freigelegt

leader-Mädchen mit kurzen Röcken und Trommeln an, lässt teure Werbespots im Fernsehen laufen und verschenkt T-Shirts. So zieht er im Jahr 2010 ins Stadtparlament von Lipezk ein – und um ein Haar auch in die Staatsduma in Moskau.

Pachomow inszeniert sich als Patriot. Er tritt für die Rechte verstrahlter Arbeiter in Tschernobyl ein, leitet einen Hilfskonvoi nach Südossetien im August 2008 und spendet für die Restaurierung alter Klöster. Bei Wahlkampfauftritten ruft er der Menge zu: „Jeder kann mitschreiben an der Geschichte seines Landes.“

Auch er ist jetzt ein Teil dieser Geschichte. Aber anders, als er das damals meinte. Schuld daran sind ausgerechnet die Kinderspielplätze. Um seinen Gewinn zu steigern, kauft Pachomow billiges Gerät aus China, das jedoch so mangelhaft ist, dass es zu zahlreichen Unfällen kommt. Mehrere Kinder sterben. Der Betrug fliegt auf, und seine käuflichen Helfer Sergej Krassowski und Jewgenij Charitonow verlieren ihren Job.

Die beiden sinnen auf Rache, sie fordern 61 Millionen Euro von Pachomow. Doch der gibt nicht nach, und so beschließen sie, ihn entführen zu lassen. Es ist Charitonow, der seinen einstigen Kompagnon in dem Fass mit Zement eindeckt. Weil die Entführer kurz darauf bei einer Polizeikontrolle auffallen, werden die Hintermänner des Mordes schnell identifiziert. Wenige Tage später werden die beiden festgenommen.

Der spektakuläre Mord kommt zu einer Zeit, in der Präsident Wladimir Putin seine sinkende Popularität mit einer Anti-Korruptions-Kampagne aufpolieren will. Woche für Woche darf sich die Kreml-nahe Presse an immer neuen Enthüllungen weiden: Politiker werden an den Pranger gestellt, weil sie sich teure Villen im Ausland oder Luxuswohnungen im Zentrum von Moskau leisten, obwohl ihre Gehälter dafür nicht ausreichen.

Dafür opferte Putin jüngst sogar seinen allzu geschäftstüchtigen Verteidigungsminister, einen Gefolgsmann, der ihm als Chef des Steuerdienstes geholfen hatte, den Ölbaron Michail Chodorkowski in Lagerhaft zu nehmen.

Eine riskante Strategie ist das, weil jeder neue Skandal das Vertrauen der Bevölkerung in den Staat und in Putins Machtzirkel weiter untergräbt. Und ein Mordkomplott unter korrupten Mitgliedern seiner Partei, das wirft erst recht kein gutes Licht auf den Präsidenten.

Michail Pachomow jedenfalls ist auf dem Friedhof von Lipezk in guter Gesellschaft. Neben ihm sind Politiker, Unternehmensführer und Unterweltgrößen beerdigt, die unheilige Dreifaltigkeit im Putin-Russland. Man erkennt sie leicht: Die Grabmäler der Herren aus der Halbwelt sind die größten und teuersten.

MATTHIAS SCHEPP



Fußball spielende junge Männer in der Rocinha

RAFAEL SANCHEZ FABRES

BRASIL IEN

# Bibi Perigosa und der Koksbaron

Fabiana Escobar war mit einem Drogenboss verheiratet; er organisierte den Handel in der Favela Rocinha, sie sortierte das Geld und gab es aus. Inzwischen hat die Polizei den Slum in Rio de Janeiro befriedet. Der Gangster sitzt in Haft – und seine Frau packt aus.

Sie nennen sie Bibi Perigosa, hier, in der Rocinha, einer der größten Favelas von Rio de Janeiro. Bibi, die Gefährliche. Sie zählte das Geld, das ihr Mann, der Drogenboss, nach Hause brachte, meist in Säcken, umgerechnet etwa 270.000 Euro jede Woche. Sie war dabei, als seine Gang Schnellfeuerwewe aus Paraguay kaufte und ließ sich von ihm erzählen, wie Diebe und Verräter lebendig in Brand gesteckt wurden. Als sie erfuhr, dass ihr Mann eine Geliebte hatte, zertrümmerte sie deren Schönheitssalon.

Einmal ließ sie sich mit einer vergoldeten Maschinenpistole fotografieren; auf einem anderen Bild umarmt sie ihren Ehemann, in dessen Hosenbund Pistolen und Granaten stecken.

Doch diese Zeiten sind vorbei, Bibi Perigosa ist jetzt nur noch Fabiana Escobar, so heißt sie bürgerlich. Ihr Ex-Mann sitzt seit fünf Jahren im Gefängnis, und sie schlägt sich so durch. Doch statt zu schweigen, redet sie, auch weil sie will, dass es anderen Frauen besser ergeht.

Denn es gibt Tausende junge Mädchen in den Armenvierteln Brasiliens, die sich an Macht, Geld und Ansehen der Drogenbosse berauschen. Die Rolle der Frauen in den Gangs werde unterschätzt, sagt die Ex-Kommissarin Marina Maggesi. Sie seien ein wichtiger Bestandteil der Organisation, und sie werden immer öfter auch als unauffällige Kuriere eingesetzt.

Allein in der Stadt Rio ist die Zahl der weiblichen Gefangenen zwischen 2007 und 2012 um 66 Prozent gestiegen. Im gesamten Bundesstaat sind derzeit über 1700 Frauen inhaftiert – die meisten wegen Drogenhandels.

Dunkle Stiegen führen in Escobars Haus. Von der Dachterrasse hielten früher die Späher der Drogengangs nach der Polizei und rivalisierenden Banden Ausschau. Unten, im Wohnzimmer, stehen rosafarbene Möbel aus Kunstleder und ein Schminkspiegel, auf dem roten Sofa zerkaut ein Pitbullwelpen ein Stofftier.

Fabiana Escobar, 35, trägt einen Jeansrock, Bluse, schwarze Leggings und auf

den Armen immer noch Liebeschwüre für ihren Ex-Mann, für Saulo de Sá Silva, 37, lange rechte Hand des am meisten gefürchteten Drogenbosses von Rio: Antônio Francisco Bonfim Lopes, genannt Nem. Nem herrschte über die Rocinha, und Saulo de Sá Silva war sein Stellvertreter. Ein Mann mit dunklem Haar, weichem Gesicht und Brille, zu dem der Spitzname Koksbaron so gar nicht passen mag.

15 Jahre lang war Bibi, die Gefährliche, mit Saulo, dem Koksbaron, verheiratet. Es fing an wie so oft, mit großer Liebe und kleinem Geld. Sie war 17, wollte Sozialarbeiterin werden, träumte von Kindern und einem Häuschen. Er war 19, Postbote und wollte schnell reich werden. Er begann zu dealen. Die Polizei sagt, er habe mit seinen Briefen auch Drogen ausgetragen. Vor acht Jahren kam er ins Gefängnis, sagte nach wenigen Tagen das Lüftungsgitter seiner Zelle auf und floh. Die Familie, inzwischen mit zwei Kindern, schlüpfte in der Rocinha unter, mit deren Drogenboss Saulo befreundet war.

Dort stieg das Paar ein ins große Drogengeschäft, dort wurde Fabiana zu Bibi Perigosa, zur Gangsterbraut. Ihr Ehemann manage das Geschäft, sie half bei den Abrechnungen. „Es war fast wie in einem normalen Unternehmen.“

Die Rocinha war Nems privates Königreich. Eine Stadt in der Stadt, ein gigantisches Labyrinth aus bunten Hütten und Häusern, die wie Waben an den Hängen kleben. Über 80 000 Menschen leben hier, zwischen Strand und Urwald, an einem der schönsten Orte von Rio.

Nems Gang nannte sich „Amigos dos Amigos“, Freunde der Freunde. Er hatte 500 Mann unter Waffen, viele davon eher noch Kinder; er versorgte halb Rio mit Kokain und entschied über Leben und Tod. Es war ja auch sonst keiner da, keine Polizei, keine Armee. Nems Leute waren die einzige Ordnungsmacht. Wenn ein Einwohner bestohlen wurde, suchte er Hilfe bei den Drogenbossen. „Einem Jungen, der einen Ventilator gestohlen hatte, wurde zur Strafe die Hand mit Benzin übergossen und angesteckt“, erzählt Escobar. „Anschließend gaben sie ihm einen Eimer, um das Feuer zu löschen“. Der Eimer war mit Benzin gefüllt.

Und Bibi Perigosa war in diesem Reich die Königin. Sie kaufte Goldschmuck, Kleider, einen Flachbildfernseher, ein Strandhaus, ein Auto. Sie mietete einen Hubschrauber, der für ihren Mann Saulo Rosenblätter über der Favela abwarf. Bei den Partys in der Favela, genannt Baile Funk, die vor allem den Drogenverkauf ankurbeln sollten, thronte sie in ihrer Loge hoch über der Tanzfläche und ließ gegrillte Langusten und Champagner aus Edelrestaurants kommen. Saulo kaufte ein teures Motorrad, auf dem sie nachts durch die Gassen der Favela rasten.

Auch die anderen Drogenhändler lebten im Überfluss. Sie kauften die neuesten Fitnessgeräte aus den USA, bauten Swimmingpools und Heimkinos. Drogenboss Nem hielt sich einen kleinen Privatzo mit Tukanen, Affen und Alligatoren.

Doch nun ist der Krieg vorbei, das Königreich verloren. Die Rocinha wurde befriedet. Im November 2011 besetzten Soldaten und Polizisten das Viertel. Sie hatten sich angekündigt, sie wollten Kämpfe vermeiden. Tatsächlich fiel kein einziger Schuss. Danach hissten sie die brasilianische Flagge, um zu zeigen: Wir haben das Gelände unter Kontrolle. Vor einigen Monaten eröffnete der Gouverneur eine Polizeiwache auf dem Gipfel und ließ 80 Überwachungskameras installieren. 700 Polizisten patrouillieren Tag und Nacht.

Insgesamt 40 strategisch wichtige Favelas will die Regierung bis zur Fußball-Weltmeisterschaft im nächsten Jahr zurückerobern, die Rocinha war Nummer 28. Es ist ein gewagtes Spiel mit offenem Ausgang, doch bislang scheint die Strategie aufzugehen. Morde und Überfälle

sind drastisch zurückgegangen, die befriedeten Slums blühen auf, der Immobilienmarkt boomt. Im vergangenen Jahr gab es im gesamten Bundesstaat Rio 4041 Morde, so wenige wie noch nie seit 1991.

Der Drogenhandel allerdings geht weiter, meist per Telefon. Und viele einstige Bosse sitzen im Knast. Nem flüchtete 2011 aus der Rocinha, bei einer Straßenkontrolle in einem vornehmen Viertel wurde er festgenommen, er hatte sich im Kofferraum eines falschen Diplomatenwagens versteckt. „Die Polizei hat ihm seinen Lebensraum entzogen“, sagt die einstige Drogenlady. Die Mitglieder seiner Bande zerstreuten sich, einige gingen in noch unbefriedete Favelas, andere haben umgesattelt auf legale Jobs oder Auto-



**Gangsterbraut Escobar 2006**

„Für uns war es reines Geschäft“

diebstähle. „Ohne Favela sind die Gangster wie Fische ohne Wasser“, sagt Escobar.

Ihr Motorrad hat ein Dieb mitgehen lassen. Den Goldschmuck haben die Polizisten eingesteckt, als sie ihr Haus durchsuchten. Der Flachbildfernseher ist verschwunden, das Auto verrostet, das Strandhaus für wenig Geld verkauft. Und Saulo sitzt im Gefängnis von Bangu im Westen der Stadt, dort sind die gefährlichsten Gangster von Rio inhaftiert. Anfangs besuchte sie ihn regelmäßig, jeden Donnerstag fährt ein Kleinbus mit den Frauen der Drogenbosse zum Knast.

„In Wirklichkeit haben wir ein Jammerleben geführt“, sagt Escobar. „Immer war ich auf der Hut, immer auf der Flucht.“ Saulo konnte das Armenviertel nie verlassen. „Einmal stand er oben auf der Terrasse unseres Hauses, blickte aufs

Meer und weinte. Der Strand war so nah und doch unerreichbar.“

Wenn die Frauen der Drogenbosse nicht im Gefängnis landen, enden sie oft einsam und verbittert. Ihre Männer suchen sich eine neue Geliebte, sie sterben bei einer Schießerei oder sie werden verhaftet. Doch Fabiana Escobar will nicht verbittert sein, sie will sich vor allem an ihrem Ex-Mann, dem Koksbaron, rächen.

Neulich ging sie in ein Liebesmotel und tanzte halb nackt vor der Webcam, alle konnten es im Netz sehen. „So stelle ich Saulo vor seinen Freunden bloß.“ Vor allem rächt sie sich jedoch, indem sie über das Geschäft der Drogenbosse redet.

Sie erzählt, wie Saulo eine elektronische Buchhaltung einführte und den Dealern Alkohol während des Drogenverkaufs verbot. Kommuniziert wurde über das soziale Netzwerk Orkut. Die Kokapaste brachten nach ihren Schilderungen Kuriere aus Bolivien und Paraguay, Saulo richtete Labors ein, wo sie den Rohstoff zu Kokain verarbeiteten. Bald versorgte die Gang Dutzende Favelas mit dem Rauschgift. „Die Rocinha wurde ein Großmarkt für Kokain.“ Sie habe nie Drogen genommen, beteuert Fabiana Escobar. „Für uns war es reines Geschäft.“ Als Komplizin sieht sie sich nicht: „Ich stand zu Saulo, weil er mein Mann war.“

Gewalt hätten sie verabscheut, versichert Escobar. Allerdings kaufte das Paar dafür ziemlich viele Waffen: eine Bazooka, Schnellfeuer- und Sturmgewehre. Ständig waren sie auf der Hut vor der Polizei oder verfeindeten Drogengangs. Wenn Fabiana Escobar schlief, standen fünf Leibwächter vor der Tür, trotzdem schreckte sie bei jedem Geräusch auf. „Wir hatten Spitzel, die Bescheid sagten, wenn die Polizei eine Razzia plante.“ Einmal türmte sie über die Dächer, während Polizisten ihr Haus stürmten.

„Wir wollten in kurzer Zeit möglichst viel Geld zusammenkriegen, um uns ein neues Leben aufzubauen“, sagt sie. Und Saulo versprach, bald sei es so weit: „Such schon mal ein Haus am Strand.“ Sie kaufte eine Villa im Nordosten, am Meer. Doch wenige Tage später klopfte die Polizei an die Tür. „Beim Hauskauf musste ich meine Steuernummer angeben, so haben sie uns gefunden“, sagt Escobar.

Saulo de Sá Silva wurde verhaftet, sie wurde verhört und wieder freigelassen. Ein Dealer bot ihr an, ein Kokainlabor aufzubauen, aber sie lehnte ab, sie will mit Rauschgift nichts mehr zu tun haben.

Stattdessen eröffnete sie eine Boutique, aber die Leute haben nicht mehr so viel Geld wie früher, als der Drogenhandel noch blühte. Sie musste schließen, die Räume hat sie an einen Schönheitssalon verpachtet. Das Geschäft wird gerade renoviert, aber über dem Eingang prangt noch der alte Name: „Danger Girls.“

JENS GLÜSING

DEBATTE

# Der vergebliche Traum

Ein Waffenstillstand zwischen Kurden und Türken garantiert noch keinen Frieden in Anatolien.

Von Bejan Matur

**W**ie geht es jetzt weiter? Wie realistisch ist der Traum des inhaftierten Kurdenführers Abdullah Öcalan von einem Waffenstillstand zwischen Kurden und Türken, vom Abzug der bewaffneten Kräfte und von einer gemeinsamen Zukunft in einer neuen, demokratischen Republik? Wenn die Rechte der Kurden und ihr Status als gleichberechtigte Bürger des Landes anerkannt sind, ist das Problem doch gelöst, oder?

Ich denke, dieser Traum wird sich nicht so einfach verwirklichen lassen. Denn bei der Kurdenfrage geht es nicht nur um kulturelle Rechte und staatsbürgerliche Gleichstellung. Wir Kurden haben als verspätetes Volk die Bühne der Geschichte betreten. Es geht daher in diesem Konflikt vor allem um die Geburt einer Nation, die grundlegende Sehnsucht nach Zugehörigkeit zu einer bestimmten geografischen Region, in der man geboren wurde, und nach politischer Selbstbestimmung. Ohne dieses Anliegen zu verstehen, kann man die Kurdenfrage nicht verstehen.

Die verbotene Kurdische Arbeiterpartei PKK entstand aus dem Verlangen nach Inbesitznahme dieses Gebietes, aus dem Wunsch, über die eigene Natur und Geografie zu bestimmen. Auch wenn sie sich international über eine marxistisch-sozialistische Ideologie definierte, war die PKK immer eine Organisation auf der Suche nach den eigenen Wurzeln, nach einer staatlichen Neugeburt. Es ist deshalb nicht nur eine historische, sondern auch eine existentielle Notwendigkeit, dass der einmal abgeschossene Pfeil wirklich ins Ziel trifft.

Die PKK hat gute Gründe, in diesen Wochen und Monaten mit dem türkischen Staat zu verhandeln. Die Gewalt hat inzwischen ihre Funktion verloren, es erscheint sinnvoller, in der politischen Arena zu wirken. Aber diese pragmatischen Gründe können das tiefe Bedürfnis des kurdischen Volkes nach einem konkreten Rahmen für die ersehnte Kontrolle über ihr Gebiet nicht befriedigen. Das ist auch so bei anderen verspäteten Nationen im modernen Europa. Schottland oder Katalonien wollten erst aus ihren übergeordneten Staatsverbänden ausscheiden, nachdem diese unter das größere Dach der Europäischen Union geschlüpft waren.

Nehmen wir einmal an, die Kurden wollten tatsächlich gemeinsam mit den anderen Völkern des Nahen Ostens eine de-

mokratische Union Anatolien-Mesopotamien mit offenen Grenzen erschaffen, wie es Abdullah Öcalan offenbar vorschwebt. Könnten sich denn die Türken damit abfinden?

Heute legen sogar assimilierte Kurden ein radikales kurdisches Bewusstsein an den Tag. Und genau dieses starke Selbstbewusstsein ist das eigentliche Problem für die Türken. Schließlich hat heutzutage kaum einer von ihnen mehr etwas dagegen, dass die Kurden ihre eigene Sprache sprechen und für sie die gleichen Rechte gelten.

Aber wenn es um die Kontrolle einer Region geht, sieht die Sache anders aus. Die kurdische Forderung nach einem besonderen Status wird nach wie vor von einer Mehrheit der Türken strikt abgelehnt.

Ich denke, dass wir deshalb auch nicht von echten Verhandlungen zwischen dem türkischen Staat und der kurdischen PKK sprechen können, es fehlt das direkte Gegenüber der beiden Seiten, es fehlt ein Rahmen für die Verhandlungen, es fehlen die Garantiemächte, es fehlt eine ausgearbeitete Choreografie.

Es sieht so aus, als habe der türkische Staat nach 30 Jahren Kampf gegen seine größte Minderheit noch immer Probleme, das kurdische Volk als eigenständiges Subjekt wahrzunehmen. Deshalb versucht die Regierung immer wieder, Fortschritte auf Nebengleisen zu erreichen.

Es gibt keine andere Erklärung dafür, warum sie die Verhandlungen über die Medien und die im Parlament in Ankara

vertretene Kurdenpartei BDP abwickelt. Die BDP kann aber nicht auf Augenhöhe verhandeln und ist nur ein Überbringer der Nachrichten von der türkischen Seite.

Daher brauchen die Verhandlungen über die Kurdenfrage in dieser aktuellen Phase, wie bei allen Konflikten, eine dritte, schlichtende Kraft. Ohne diese kann es keine grundsätzliche Lösung geben.

Es ist deshalb an der Zeit, sich an die einst enge Verbundenheit zwischen der Türkei und Europa zu erinnern. Im Verhandlungsprozess mit den Kurden könnte diese Freundschaft nun getestet werden.

*Die kurdische Dichterin und Schriftstellerin Bejan Matur, 44, wurde in der Türkei für ihr Werk mehrfach ausgezeichnet. Sie lebt in Istanbul.*



Demonstrierende Öcalan-Anhängerinnen in Istanbul

„Wir Kurden haben als verspätetes Volk die Bühne der Geschichte betreten.“

# Rechts die Arbeit, links das Vergnügen.



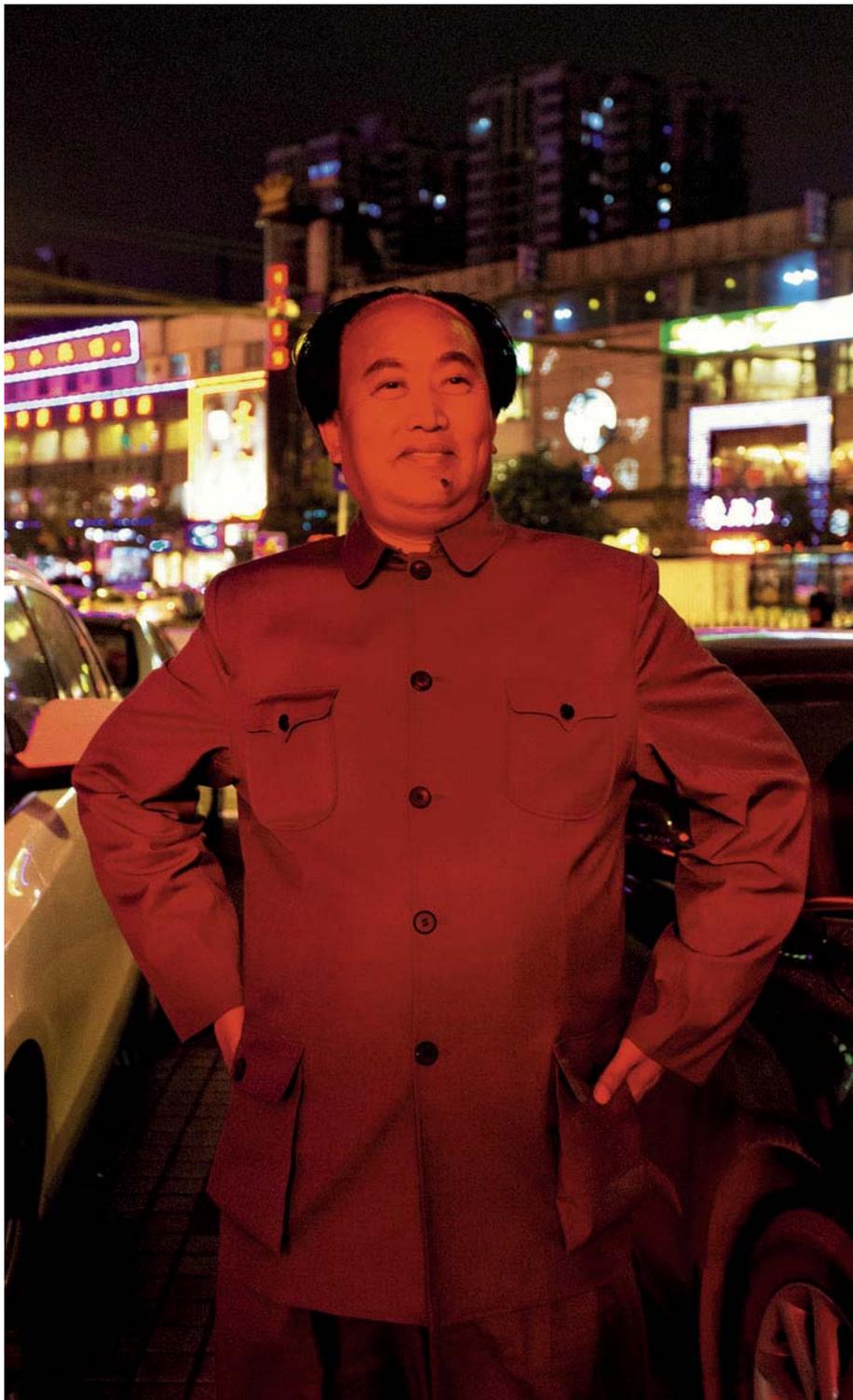
Samsung ATIV Smart PC

 Windows 8

CHINA

# Maos Disneyland

Mit einer Mischung aus Patriotismus und Ferienlaune will die KP das Volk für sich gewinnen. Der rote Tourismus soll die Sinnkrise übertünchen, und der Wirtschaft tut er auch noch gut.



Wu Yongtangs Trumpf ist sein Muttermal. Es ist am Kinn gewachsen, fast an der gleichen Stelle wie bei Mao Zedong. Wu zupft am Pflaster, zieht es vorsichtig ab, tastet mit der Fingerkuppe über den Schorf. Er war beim Arzt, um das Mal verkleinern zu lassen. Jetzt hat es genau die gleiche Größe wie das von Mao. Wu ist glücklich. Er sieht aus wie Mao, er spricht wie Mao, und vielleicht bringt ihn das Muttermal sogar ins Kino. Es gibt Bedarf an Mao-Doppelgängern in China, gerade jetzt. Wu Yongtang sagt: „Die Menschen haben tiefe Gefühle für den Vorsitzenden.“

Die ganze Saison hindurch hat Wu Yongtang auf der Freilichtbühne in Yan'an den Mao gegeben, im „heiligen Land der chinesischen Revolution“, wie es im örtlichen Museum heißt. Yan'an war Endpunkt des Langen Marsches und Hauptquartier der Kommunistischen Partei in der Provinz Shaanxi. Jetzt spielen sie hier jeden Vormittag das Stück „Die Verteidigung von Yan'an“ mit falschen Panzern und echten Pferden. Am Ende stürzt sogar ein Modellflugzeug vom Himmel, und die Menschen auf den Tribünen reißen die Handy-Kameras hoch.

„Roter Tourismus“, so nennt die Regierung das, es ist ihre Antwort auf die Sinnkrise des chinesischen Volkes, auf eine gewisse Leere und Entfremdung. Denn woran soll man in China heute noch glauben? Wen interessiert noch Ideologie? Die KP beschloss, die eigene Geschichte zu inszenieren. Überall im Land wird nun an die Revolution erinnert, die Chinesen sollen wissen, wer ihr Land groß gemacht hat. Eine „Nationale Koordinationsgruppe für den roten Tourismus“ wurde eingerichtet, „Konferenzen für den roten Tourismus“ wurden einberufen, selbst ein Mitglied des Politbüros war dabei.

Eines aber ist anders als bei früheren Kampagnen: Diesmal sollen die Chinesen Spaß haben mit ihrer Partei. Sie sollen sich vergnügen im Freizeitpark Kommunismus. Deshalb können sie jetzt in Maos Geburtsort Shaoshan fettiges Schweinefleisch essen, Maos Lieblingsgericht. Sie können in Ruijin aus dem Brunnen trinken, den Mao angeblich grub, oder sich im „Kulturpark der Achten Marscharmee“ mit Gewehrtrappen in eine Achterbahn setzen, im Kampf gegen die Japaner. Sogar „Nationale Rote Spiele“ gab es schon, mit Disziplinen wie „das Blockhaus stürmen“ oder „Granatenwurf“. Parteischulen und Unternehmen schicken ihre Leute auf Bildungsreise, über eine halbe Milliarde „rote Touristen“ zählte China allein im Jahr 2011.

Auch der Unternehmer Wu Ning ist mit einer Reisegruppe gekommen, er hat den anderen Herrn Wu, den falschen Mao, nur knapp verpasst, im Winter machen die Bühnen-Revolutionäre Pause. Die Lokalregierung von Shanghai hat Wu

FOTOS: JONATHAN BROWNING / DER SPIEGEL

**Mao-Doppelgänger Wu:** Wen interessiert noch Ideologie?

Ning nach Yan'an eingeladen, zusammen mit Forschern, Ärzten, Lehrern. Fünf Tage lang, von 8.30 bis 18 Uhr, geht es für den Kapitalisten um den „Geist von Yan'an“ und Maos Weisheiten.

Welches Zitat Maos ihm am besten gefällt? Wu Ning lächelt und schluckt und schweigt, es fällt ihm einfach keine gute Antwort ein. Er ist 42 Jahre alt, Generaldirektor einer Firma für Biotechnologie. Er trägt einen feinen englischen Mantel, besitzt zwei Smartphones und zwei Abschlüsse aus Großbritannien. Er ist kein Mann für Mao-Zitate. Aber das kann er hier schlecht sagen, nicht in Yan'an. Wu Ning sagt: „Mao ist Geschichte.“

Vormittags sitzen sie in langen Reihen in der China Executive Leadership Academy, einer der wichtigsten Kaderschulen des Landes. Nachmittags müssen sie friedlich auf bunten Plastikhockern ausharren bei der Open-Air-Vorlesung über die Gründungsmythen der KP.

Sie werden zur Höhlenwohnung von Mao chauffiert, um zu erfahren, wie revolutionärer Geist in Kargheit wuchs. Ein Holzbett, eine Waschschüssel, ein Schreibtisch, so haben Chinas Kommunisten mal angefangen.

Heute treffen sich die Parteifunktionäre von Yan'an im Fünfsternehotel, sie tagen im Konferenzsaal und entspannen sich in der Lobby. Die Bar wirbt auf Leuchttafeln für die „Freude am Luxus“ und ein „Rotweingefühl“. Auch für Wu Nings Reisegruppe ist die einzige Entbehrung: kein Karaoke am Abend.

Zu viel Kommerz sei das hier in Yan'an, finden viele in Wus Gruppe: Mao als Scherenschnitt, Mao als Wandteppich, Maos weißes Pony, lebensgroß, in Plüsch, für 6800 Yuan, umgerechnet rund 840 Euro. Und vor Maos Höhlenwohnung zwängen sich dickliche Parteikader für 15 Yuan in Uniformen der Roten Armee und fummeln an ihren Plastikpistolen herum, zum Foto-Shooting.

„Ich brauche nur den Oberkörper“, ruft einer, der Nike-Turnschuhe zum Revolutionsjäckchen trägt. „Du musst die Parteilinie mit Gefühl anfassen“, ruft ein anderer und dirigiert seinen Freund vor der Kamera. So geht das den ganzen Tag im sozialistischen Disneyland.

Wu Ning sagt, er finde das alles „sehr seltsam“ und auch „lustig“. In seiner Gruppe wollte keiner ein Kostüm leihen. Nur einer setzte sich eine Mao-Mütze auf.

Der Wirtschaft aber tut die Volkserziehung gut. Millionen Jobs wurden durch „roten Tourismus“ geschaffen, verkündete die Parteizeitung, Tausende Kilometer Autobahn und neue Flughäfen gebaut.

Demnächst sollen Patrioten sogar in die Wüste fliegen: zum Ort, an dem China 1964 seine erste Atombombe testete.

10 000 Yuan, gut 1200 Euro, bekommt Schauspieler Wu Yongtang im Monat für seine Auftritte als Mao, dazu einen Bonus, weil er jeden Tag spielt.

Schließlich kann ihn niemand so schnell ersetzen, knappes Angebot, hoher Preis, so läuft das selbst auf dem Mao-Markt, auch wenn Wu nicht gern über Geld redet. Er sagt lieber: „Mao erscheint in meinen Träumen. Das heißt, er will, dass ich ihn spiele.“

Sein Leben lang ist Wu, 56 Jahre alt, immer nur der Fahrer gewesen, in der Armee, in der Fabrik. Bis er die Rolle seines Lebens fand. Zwei andere Mao-Bewerber stach er beim Vorstellungsgespräch aus, sie kamen kaum über 1,70 Meter, zu klein für den Großen Vorsitzenden.

Seitdem läuft Wu jeden Tag zum Friseur, einmal Mao, zehn Yuan. Er raucht



**Kostümierte Touristen in Yan'an: Spaß haben mit der Partei**

wie Mao, die Zigarette vorn zwischen Zeige- und Mittelfinger geklemmt. Und er geht wie Mao, langsam und bedächtig, die Hände auf dem Rücken verschränkt, Brust raus, Kreuz gerade, Blick nach vorn, und wenn es nur ein paar Meter quer durchs Restaurant sind, zur Toilette.

Wu zimmert sich seinen Mao zurecht, über das, was nicht in sein Bild passt, schweigt er. Dabei erinnert er sich noch genau, wie es war, als Kind in den sechziger Jahren, als Mao das Land in die Hungersnot trieb. Er weiß noch, wie ihm der Blick schwamm vor Schwäche, wie er Baumrinde aß und Wurzeln.

„In der Mao-Ära waren die Menschen arm, doch im Geiste reich“, so sieht Wu das heute. Wenn er als Mao auftritt, sammeln sich die Alten um ihn. Es sind die Enttäuschten, die sich aufregen über die neue Ungleichheit und die korrupten Beamten. Sie bitten um Autogramme, laden ihn zum Essen ein. Wu ernährt sich von der Nostalgie der Chinesen.

70 Prozent der Politik Maos waren gut, 30 Prozent schlecht, das hat die KP als offizielle Linie ausgegeben. Zur Identität der Partei gehört nun einmal der Staatsgründer: Maos Bild ist auf den Geldscheinen, sein Porträt hängt am Eingang der Verbotenen Stadt in Peking.

Natürlich kam auch die Kulturrevolution bei der Vorlesung in der Kaderakademie nicht vor. Selbst innerhalb der Reisegruppe haben sie nicht darüber gesprochen. „Wir alle denken, dass die Kulturrevolution schlecht war. Das müssen wir nicht diskutieren“, sagt Generaldirektor Wu. Er hält sich ohnehin nicht mit der Vergangenheit auf.

Er will wissen, wie sich die Regierung die Zukunft der Hightech-Branche vorstellt. Nachdem er tagsüber die Geschichte der Partei von 1935 bis 1948 in sein Notizbuch eingetragen hat, emsig und gehorsam, plaudert er beim Abendessen mit Shanghai-Regierungsbeamten über seine Firma und die Politik. Ein paar Männer aus seiner Reisegruppe sind jetzt neue Geschäftsfreunde.

Wenn Wu jemanden verehrt, dann ist es der Reformler Deng Xiaoping. Ihm habe er sein Unternehmen zu verdanken. „Deng gab unserer Generation die Chance, sich zu entwickeln“, sagt er. Parteimitglied ist Generaldirektor Wu nicht.

Der Schauspieler Wu Yongtang aber sagt: „Ich habe eine große Verantwortung, das Image des Vorsitzenden Mao zu schützen.“ Die Rolle ist auch eine Bürde. 2010 musste sich Zhang Tielin, der Mao im Fernsehen spielen sollte, von chinesischen Bloggern beleidigen lassen, weil er die britische Staatsangehörigkeit angenommen hatte. So einer, fanden manche, dürfe nicht als Gründer der Volksrepublik auftreten. Die staatliche „China Daily“ bestimmte, dass kein Mao-Darsteller einen Skandal am Hals haben darf.

Wu Yongtang übt noch für die Karriere beim Film. In der Winterpause schlägt er sich mit Hochzeiten durch. Alle paar Tage ruft ein Brautpaar an, um Mao als Event zu buchen. Dann verkleidet er sich, liest die Heiratsurkunde vor und stellt sich auf für ein gemeinsames Foto. Er sagt, die Leute würde ihn wegen der „guten Atmosphäre“ bestellen.

In Yan'an, vor dem Eingang zur Revolutionsgedenkstätte, steht jetzt ein alter Mann mit einer Laute. Früher war er Bauer, einer von denen, die Mao befreien wollte. Heute ist er Bettler. Er lebt von den Mao-Touristen.

SANDRA SCHULZ



# Herr der Lüfte

**GLOBAL VILLAGE:** Ein Jurist aus Virginia will die Vereinigten Staaten zur drohnenfreien Zone machen.

Das Lebensmotto John Whiteheads besteht aus einem Wort: „No“. Es steht gerahmt auf seinem Schreibtisch, es ist das Wort, das er am liebsten benutzt. Whitehead ist das personifizierte Nein. Vor allem, wenn es um staatliche Einmischung geht. Er hat Republikaner verteidigt, die sich in ihren religiösen Rechten von den Behörden beschränkt fühlten. Er stand Linken zur Seite, denen die Anti-Terror-Schnüffelei unter George W. Bush nicht passte. Und als im Januar ein Mann es für eine gute Idee hielt, auf einen Baum zu klettern und von dort Barack Obamas Amtseinführung zu stören, focht der Rechtsanwalt dessen Festnahme umgehend an.

Whitehead ist Präsident des von ihm gegründeten Rutherford Institute in Charlottesville, Virginia, das sich der Verteidigung der bürgerlichen Freiheit verschrieben hat. Er kämpft für das Recht der Machtlosen, den Mächtigen etwas Mühe zu bereiten. Egal, welcher Überzeugung sie auch sind. Es ist eine undankbare Mission, sein Hauptquartier besteht aus wenigen Büroimmern mit Blick auf einen Parkplatz. Whiteheads Ehefrau erledigt das Sekretariat. Gerade liest sie das neueste Buch ihres Mannes Korrektur, „Regierung der Wölfe“, es soll bald im Kleinverlag SelectBooks erscheinen.

Es mussten erst Drohnen fliegen, damit Whitehead, 66, endlich eine breite Öffentlichkeit erreichte. Der Bürgerrechtler hält triumphierend ein Blatt Papier in die Luft, eine Resolution des Stadtrats von Charlottesville, zwei Autostunden südwestlich von Washington. Dieser beschloss vor einigen Wochen, den Einsatz unbemannter Flugkörper innerhalb der Gemeinde zu untersagen. „Drohnen stellen eine ernsthafte Gefahr für die verfassungsmäßigen Rechte aller Amerikaner dar“, heißt es in dem Beschluss. „Polizeibehörden im ganzen Land haben den Einsatz dieser Technologie ohne jede Vorgabe des Gesetzgebers begonnen.“

Zwei Jahre lang hat Whitehead die Stadträte dafür mit E-Mails und Anrufen bombardiert. Dabei fliegen bislang keine Drohnen in Charlottesville. Fraglich ist

zudem, was das Verbot bringt. Denn wollte die Polizei sie zur Detektivarbeit einsetzen, könnte die Flugaufsicht die Wünsche der Stadtoberen ohnehin ignorieren.

Doch vielleicht geht das bald nicht mehr so leicht. Der Rechtsanwalt steht mit seinem Beschluss an der Spitze einer ungewöhnlichen Allianz von Linken und Rechten, deren Mitglieder nur eines verbindet: die Furcht vor den unheimlichen Flugobjekten, die Friedensnobelpreisträger Obama fast siebenmal so häufig wie sein Vorgänger auf mutmaßliche Terror-

bereits erproben. Oder gar ins heimische Schlafzimmer spähen.

„Gibt man dem Staat eine neue Technologie, wird er sie auch gegen seine Bürger einsetzen“, warnt Whitehead. Er hat gerade einen Artikel zum Science-Fiction-Kinohit „Minority Report“ veröffentlicht, darin haben die Behörden perfekte Überwachungsmechanismen entwickelt. „Der Film spielt im Jahr 2054“, sagt er, „aber unsere Realität ist fast so weit.“

So heizt der Jurist den „kollektiven Aufschrei“ gegen Drohnen („The New Republic“) an. Als sich der mordende Ex-Polizist Chris Dornier in Kalifornien versteckte, sorgten sich Kommentatoren rechter Internetseiten vor allem, dass der Flüchtige per Drohne gesucht werden könnte. Kongressabgeordnete haben ein Gesetz eingebracht, das Überwachungsflüge ohne Haftbefehl verbieten soll. Städte von Buffalo bis Portland wollen ähnliche Beschlüsse wie Charlottesville erlassen.

Und um dem Senat die Zustimmung zum neuen CIA-Chef John Brennan zu erleichtern, musste das Weiße Haus vor einigen Wochen Auskünfte zu möglichen Drohneneinsätzen gegen Amerikaner zugestehen. Trotzdem hielt der konservative Senator Rand Paul eine zwölf Stunden und 52 Minuten lange Rede, um Brennans Ernennung zu verhindern – und vor der Allzeitüberwachung zu warnen.

Die Angst vor den Drohnen eint das sonst so gesplante Land. Dabei sehen Experten die unbe-

mannen Flugkörper made in America als weltweiten Verkaufsschlager, ein Milliardengeschäft. Die Hersteller halten Bedenkträgern wie Whitehead daher vor, sie gefährdeten amerikanische Arbeitsplätze.

Der Anwalt blickt zum Bürofenster. „Ob sie mich schon ausspähen?“ Vielleicht mit einer Minidrohne, die sich im Körper einnistet? So etwas, raunt er, sei möglich in Amerika, wo der „militärisch-industrielle Komplex“ das Sagen habe und die Behörden einst gar den Bürgerrechtler Martin Luther King abgehört hätten.

Es ist dasselbe Land, das John Whitehead auch John Whitehead sein lässt.

GREGOR PETER SCHMITZ



Rechtsanwalt Whitehead

„Ob sie mich schon ausspähen?“

risten feuern ließ. Ausgerechnet in Amerika, das Drohnen im globalen Krieg gegen den Terror in Afghanistan, Pakistan, im Jemen und bald auch in der Sahara einsetzt; ausgerechnet im Bundesstaat Virginia, von wo aus Drohnenpiloten zahlreiche der weltweiten Killerflüge steuern. Ausgerechnet hier also wollen sie nicht einmal unbewaffnete Aufklärungsflugkörper am Himmel dulden.

Whitehead ist seitdem zum gefragten Kronzeugen für Gegner der lautlosen Killer geworden, aber auch für all jene, denen vor dem Gedanken graust, Drohnen könnten bald nach Verbrechern im eigenen Land suchen, wie es Dutzende Städte

3,05 € FÜR  
CA. 100 KM.  
DA IST  
PARKEN  
FAST  
TEURER



ecoup!

## Klein ist groß. Der neue eco up!

Dank alternativem Erdgasantrieb nur noch 3,05 €<sup>1</sup> pro 100 km zahlen.

Der neue eco up! tankt nicht nur Benzin, sondern auch umweltschonendes Erdgas. Mit einem CO<sub>2</sub>-Ausstoß von durchschnittlich nur 79 g/km erreicht er den Bestwert in seiner Fahrzeugklasse. Und das bei einer Reichweite von bis zu 600 km. Dafür sorgen wir nicht nur mit vielen hochmodernen Technologien, sondern vor allem mit einer Haltung für verantwortungsvolle Mobilität: „Think Blue.“ sagen wir bei Volkswagen dazu. Erfahren Sie mehr und folgen Sie uns unter [www.volkswagen.de/thinkblue](http://www.volkswagen.de/thinkblue). Für weitere Informationen zum Thema Erdgas fragen Sie doch einfach mal Ihren lokalen Erdgasanbieter.



Sieger in der Kategorie  
„Umwelt und Innovation“

Think Blue. **ERDGAS** 

Kraftstoffverbrauch in kg/100 km (in m<sup>3</sup>/100 km): 3,6 (5,5) (innerorts)/2,5 (3,8) (außerorts)/2,9 (4,4) (kombiniert), CO<sub>2</sub>-Emissionen in g/km: kombiniert 79. <sup>1</sup>Bei einem Basispreis von 1,05 €/kg und einer Tankfüllung von 11 kg Erdgas. Abbildung zeigt Sonderausstattung gegen Mehrpreis.



Das Auto.

Auf seinen Feldzügen legte er zehntausende Kilometer zurück. Jetzt ist er Ihnen ganz nah.

 NATIONAL GEOGRAPHIC



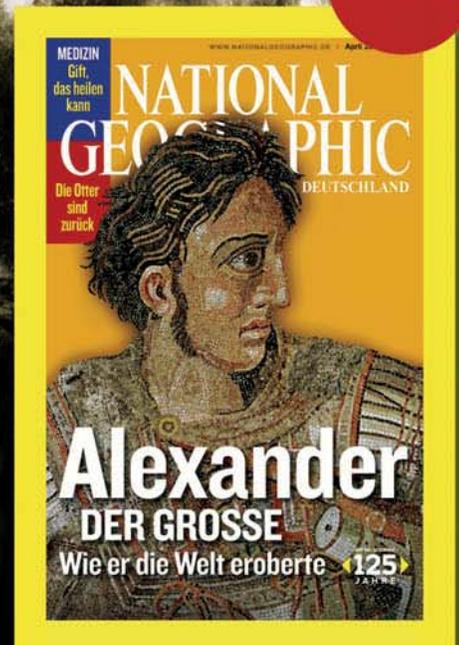
NATIONAL GEOGRAPHIC

125  
JAHRE

Alexander der Große:  
Superheld der griechischen Antike.

Weitere Reportagen: Gift, das heilen kann und Fischotter, fast ausgerottet, jetzt sind sie zurück.

Abenteuer von Welt.





Woods, Vonn

TIGER WOODS / DPA

STARS

## „Aus der Schmutzdecke“

Amerikanische Medien bezeichnen die beiden als „neues Powerpärchen des Sports“ oder einfach nur als „Liger“ – eine Kreuzung der Namen Lindsey und Tiger. Selbst die „New York Times“ ist gebannt von der „knisternden Einzigartigkeit“ der Liebesbeziehung zwischen der Skifahrerin Lindsey Vonn, 28, und dem Golfspieler Tiger Woods, 37. Vorige Woche gaben beide Sportler bekannt, dass sich aus einer Freundschaft „etwas mehr“ entwickelt habe und sie nun offiziell ein Paar seien. Vonn und Woods sind die Besten der Welt in ihren Sportarten – und die Bestvermarkteten. Ihre Bezie-

hung, glaubt der Londoner Sportrechtshändler Philipp Grothe, dürfte dem Wettbewerb der beiden noch einmal zusätzlichen Schub verleihen: „Eins plus eins ist drei.“ Imagemäßig hingegen, sagt Steve Helling, der für das „People“-Magazin arbeitet und eine Biografie über den Golfer geschrieben hat, werde Tiger Woods „mehr von dieser Liaison profitieren. Lindsey Vonn ist für ihn eine Chance, aus der Schmutzdecke herauszukommen“. Vor gut drei Jahren war Woods, damals mit einem früheren Model verheiratet, wegen zahlreicher Affären in die Schlagzeilen geraten. Er ließ sich scheiden und wegen Sexsucht therapieren, mehrere Sponsoren kündigten daraufhin seine Werbeverträge. „In den Staaten hat er immer noch einen miesen Ruf, alle machen Witze“, erklärt Helling, „deswegen muss sich Vonn jetzt rechtfertigen. Viele junge amerikanische Mädchen wollen von ihr wissen, wie sie mit einem Betrüger zusammensein kann.“

TRAINER

## „Hohes Risiko, schlechte Bezahlung“

Hockey-Bundestrainer Markus Weise, 50, über die Arbeitsbedingungen seiner Kollegen in Amateursportarten

**SPIEGEL:** Sie haben beim Deutschen Hockey-Bund einen Vertrag bis 2016 unterschrieben. Viele der 2000 hauptamtlichen Amateursporttrainer in Deutschland erhalten nur Kurzzeit-Engagements. Wird die Arbeit von Übungsleitern hierzulande nicht gewürdigt?



Weise

KAI GRIEßNER/PICTURE ALLIANCE/DPA

**Weise:** Der Beruf des Trainers ist in Deutschland wenig anerkannt und mit einem hohen Risiko verbunden. Unsichere Jobs, schlechte Bezahlung, kaum Chancen zur beruflichen Weiterentwicklung. Das macht erfolgreiches Arbeiten schwer.

**SPIEGEL:** Trotzdem hat der Deutsche Olympische Sportbund, der DOSB, ehrgeizige Ziele ausgegeben, allein 28 Goldmedaillen waren es für London.

**Weise:** In Deutschland klafft eine riesenlücke zwischen dem, was erwartet wird, und dem, was man bereit ist zu investieren. Entweder schrauben wir unsere Ansprüche herunter, oder wir stecken statt 150 Millionen mehrere Milliarden

Euro in den Breiten- und den Leistungssport.

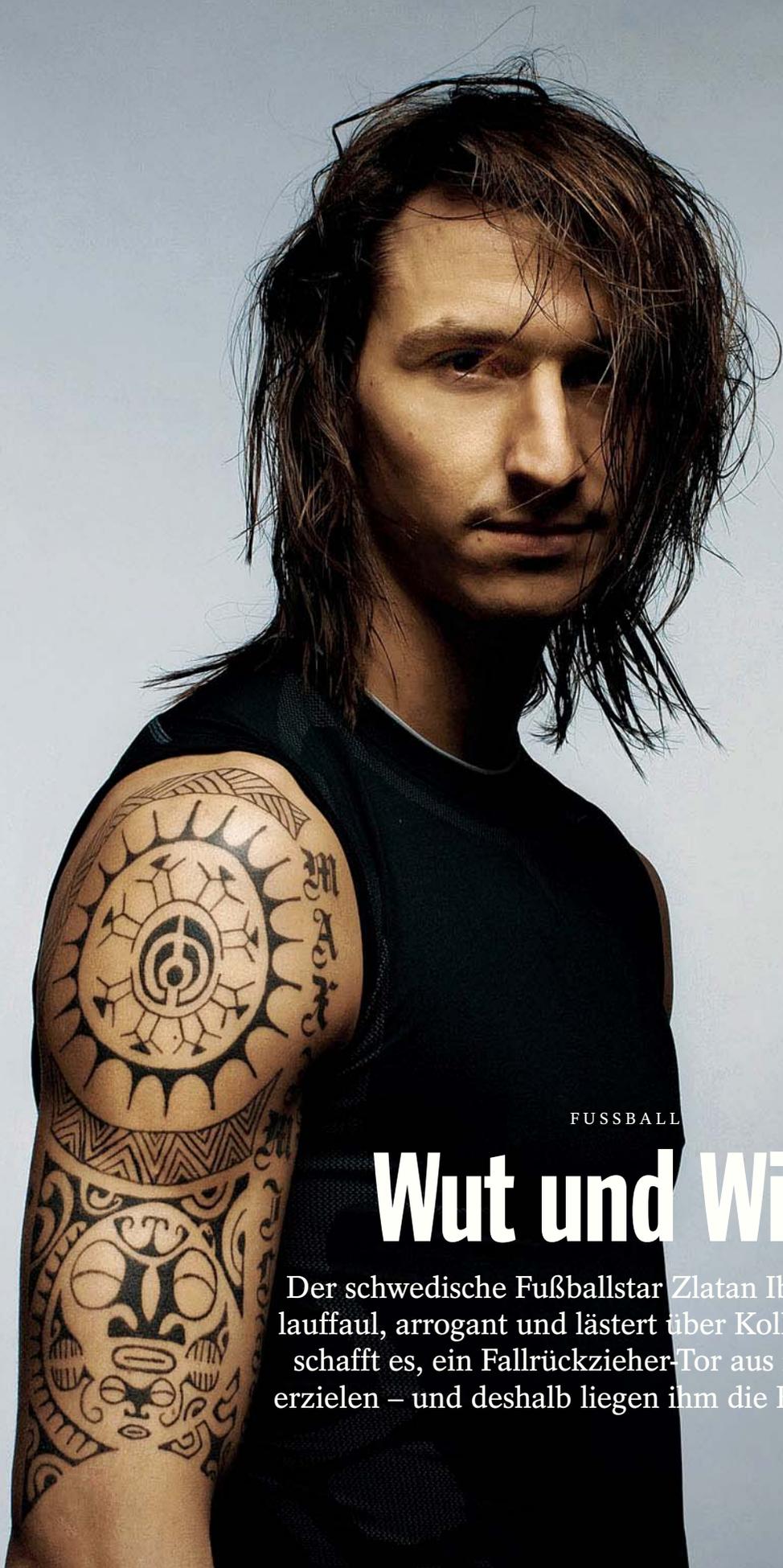
**SPIEGEL:** Seit 2005 verspricht der DOSB unbefristete Verträge und eine angemessene Bezahlung für Trainer. Warum bewegt sich nichts?

**Weise:** Dem DOSB fehlt es in der Politik an Durchschlagskraft. Jedes Jahr einen Trainerpreis zu vergeben ist gut und schön. Aber unsere Arbeitsbedingungen verbessern sich dadurch nicht.

**SPIEGEL:** Deutsche Trainer wandern ins Ausland ab, weil sie dort wesentlich mehr verdienen können. Droht bald ein Trainermangel im Land?

**Weise:** Viele Studenten, die Talent zum Trainer haben, gehen uns nach der Uni verloren, weil ihnen der Job zu perspektivlos ist. Diejenigen, die ihn trotzdem machen, müssen schon verückt sein.

Idol Ibrahimović



FUSSBALL

# Wut und Wille

Der schwedische Fußballstar Zlatan Ibrahimović ist lauffaul, arrogant und lästert über Kollegen. Aber er schafft es, ein Fallrückzieher-Tor aus 25 Metern zu erzielen – und deshalb liegen ihm die Fans zu Füßen.

In den nächsten Minuten werden auch David Beckham und Ronaldo lernen, wie groß der große Zlatan Ibrahimović wirklich ist.

Beckham macht den Anfang. Er steht allein im Mittelkreis des Prinzenparkstadions in Paris. Er hat vor ein paar Tagen einen Vertrag bis zum Saisonende bei Saint-Germain unterschrieben, dem steinreichen Hauptstadtclub, bei dem sich Scheichs aus Katar eingekauft haben. Heute steht Beckham zum ersten Mal im Kader und zeigt sich seinem Publikum. Er lächelt und winkt in den Nachthimmel.

Die französischen Fans klatschen, als hätte wieder mal ein Spanier das Tennisturnier von Roland Garros gewonnen.

Beckham tritt ab, es folgt Ronaldo. Der brasilianische Weltmeister, Weltfußballer, das Idol mit der Zahnücke. Ronaldo spielt schon lange nicht mehr, er ist als Gast ins Stadion gekommen. Auch er lächelt, winkt. Die Fans reagieren kaum, niemand interessiert sich für ihn.

Dann laufen die Mannschaften ein, und als der Stadionsprecher den Spieler mit der Rückennummer zehn begrüßt, wird klar, warum Beckham und Ronaldo an diesem Abend nur Statisten sind. „ZZZZZZlatan“, brüllt der Stadionsprecher. „Zlatan, Zlatan, Zlatan!“, brüllt der Prinzenpark. Männer reißen ihre Schals hoch, ziehen sich die Wollmützen vom Kopf, junge Frauen hopen aufgeregt auf der Stelle, Paare umarmen sich, Bier wird verschüttet.

Zlatan Ibrahimović hebt den Arm und nickt stumm. Seine Mitspieler drehen den Kopf zu ihm, wie zu einem Anführer. Es scheint ihn nicht zu stören, dass sich der Prinzenpark gerade in ein Meer von Erwartungen verwandelt hat. Erwartungen, die er erfüllen soll. Und erfüllen wird.

Wenn Lionel Messi der König unter den Fußballern ist, dann ist Zlatan Ibrahimović, 31, der Preisboxer. Ein technisch grandioser Spieler, bei dem die meisten Aktionen dennoch so aussehen, als käme ihm eine Brechstange ganz gelegen. Einwanderer- und Scheidungskind, der Vater war ein bosnischer Quartalstrinker, die überforderte Mutter eine Kroatian, die in Malmö, Südschweden, als Putzfrau schuffete, um die Familie durchzubringen. Ihr Sohn Zlatan war ein mäßiger Schüler, ein talentierter Fahrraddieb und rauer Straßenfußballer. Seine Vorbilder: Muhammad Ali, Jackie Chan, Mike Tyson, Bruce Lee.

Zlatan Ibrahimović, 1,95 Meter groß, fast zwei Zentner schwer, ein Kreuz so breit wie ein Autositz, ist vielleicht der arroganteste und unverschämteste Spieler des Planeten. Er macht sich lustig über Kollegen, Pep Guardiola, seinen ehemaligen Trainer beim FC Barcelona, der ihn rauswarf wegen seiner Überheblichkeit, beschimpft er als „Feigling“. Ähnlich ne-

gativ äußerte sich Ibrahimović auch über den Startrainer Louis van Gaal.

Zlatan Ibrahimović fährt einen von 399 existierenden Ferraris vom Typ Enzo, kassiert zwölf Millionen Euro im Jahr von Paris Saint-Germain und spielt die Saison seines Lebens. In 38 Pflichtspielen hat er 31 Tore erzielt. Vorigen November gelang ihm ein Treffer, den Fußballfans nicht vergessen werden. Ein Fallrückzieher aus 25 Metern im Länderspiel gegen England. Der Beweis, dass pures Selbstvertrauen Tore schießen kann, auch solche, die unmöglich erscheinen.

Der erste Angriffsversuch im Prinzenparkstadion. Saint-Germain, Tabellenführer, spielt gegen Olympique Marseille. Ibrahimović bekommt den Ball, läuft ein paar Meter, und statt abzugeben, was gut möglich wäre, rennt er lieber in einen der Verteidiger hinein. Der Angriff ist vorbei.



**Torschütze Ibrahimović\***  
*Pures Selbstbewusstsein*

Andere Stürmer würden jetzt aufspringen und möglichst schnell versuchen, den Fehler wiedergutzumachen oder wenigstens aus dem Abseits rennen.

Andere Stürmer.

Ibrahimović richtet sich erst mal die Stutzen und marschiert dann langsam bis zur Mittellinie. Sehr, sehr langsam, es gibt Menschen, die im Bademantel flotter Kippen holen gehen.

Man muss als Fan viel Geduld mit Ibrahimović haben. Die meiste Zeit hindurch steht er nur herum und ärgert sich, dass er nicht angespielt wird.

„Zlatan war nie der Beste von uns, er hatte vielleicht nur die meiste Wut“, sagt Elvir Hamzic, ein alter Kumpel von Ibra-

\* Bei seinem Fallrückzieher-Tor im Länderspiel Schweden gegen England am 14. November 2012.

himović. Sie sind zusammen in Malmö aufgewachsen. „Wir haben viel Scheiß gemacht früher“, sagt Hamzic. Dem Postboten das Rad geklaut, kleinere Ladendiebstähle. Sie seien eine Bande gewesen, die „entweder Mist machte oder Fußball spielte“. Migrantensöhne, Türken, Jugoslawen, Palästinenser, Polen. Sie waren nicht so reich, nicht so blond und nicht so brav wie die schwedischen Kids, aber sie waren fieser, gerissener – und bessere Kicker. „Wir haben sie fertiggemacht auf dem Platz“, sagt Hamzic.

Die Gegend hier heißt Rosengård, es gibt kaum eine schlechtere in Schweden. Über 80 Prozent Einwanderer, gut 60 Prozent haben keine Arbeit, viel Kriminalität, Drogen. Hamzic steht vor einem Bolzplatz, der jetzt „Zlatan Court“ heißt. Ein Sponsor hat ihn bezahlt. Ibrahimović war bei der Eröffnung dabei. Auf dem Boden sind seine Fußabdrücke in Zement gegossen, Schuhgröße 47. Ibrahimović ist siebenmaliger schwedischer Fußballer des Jahres. Hamzic dreht sich um und zeigt nach oben. „Da genau gegenüber von dem Platz hier, im fünften Stock, hat er gewohnt.“

Es ist ein massiver matschgelber Wohnblock, ein architektonisches Verbrechen, gemauertes Prekariat. Zlatans Eltern trennen sich, bevor er zwei Jahre alt ist. Die erste Zeit verbringt er bei der Mutter, später findet die Polizei in der Wohnung Diebesgut, der Vater bekommt das Sorgerecht. Eine Halbschwester ist schwer drogenabhängig. Der Vater, bosnischer Muslim aus Bijeljina, einer Stadt, die im Krieg von den Serben überrannt wurde, arbeitet als Hausmeister und ertränkt die Erinnerungen an früher in Dosenbier.

Er ist kein guter Vater, kauft nicht ein, verschläft ganze Nachmittage, interessiert sich nicht für Zlatans Noten. Aber er schlägt seinen Sohn nicht und gibt ihm das Gefühl, jederzeit für ihn durchs Feuer zu gehen. Das reicht. Bis heute lässt Ibrahimović nichts auf seinen Vater kommen. Er trägt seinen Namen als Tätowierung auf dem rechten Arm. Den seiner Mutter auf dem linken. Sie hat ihn früher regelmäßig mit dem Holzlöffel verprügelt.

Ibrahimović und seine Kumpel fangen schon früh an, im Verein zu spielen. Er bleibt aber nirgendwo lange. Er ist zu eigensinnig, zu aufbrausend, zu wenig Schweden, zu sehr Balkan. Der erste Verein, bei dem er sich wohl fühlt, heißt FBK Balkan, keine zehn Minuten von dem Ort entfernt, wo Hamzic jetzt steht. Während in den schwedischen Clubs Eltern am Spielfeldrand stehen, die ihre Söhne anfeuern, kommen beim FBK Balkan selten Väter vorbei, und wenn, dann pöbeln sie herum. Zlatans Welt.

Hamzic, Ibrahimovićs Freund, hat heute eine Bar in Malmö. Auch er hat es raus

aus Rosengård geschafft. Er liebt es, im Internet zu surfen und sich anzuhören, wie sein alter Kumpel Zlatan Schiedsrichter oder Reporter anpöbelt. Es ist der Sound von Rosengård, den er dann hört. „Zlatan ist da draußen und sagt den schwedischen Kids von damals: ‚Ihr könnt mich mal!‘“

Für Elvir Hamzic ist Ibrahimović immer noch ein Teil der Gang.

Paris Saint-Germain führt 1:0 im Prinzenparkstadion. Ein Eigentor. Es ist ein typisches Ibrahimović-Spiel, das heißt, er spielt kaum mit. Es gibt von ihm kein Pressing, er stellt kaum Passwege zu, er arbeitet nicht nach hinten. In seiner Zeit bei Ajax Amsterdam vor gut zehn Jahren sagte ihm die niederländische Stürmerlegende Marco van Basten einmal, ein Angreifer müsse sich seine Kraft für die entscheidenden Momente aufheben und sie nicht mit Abwehrarbeit verschwenden. Auf keinen anderen Rat scheint Ibrahimović je mehr gehört zu haben. Gegen Marseille ist er schon genervt, wenn es eine Ecke für den Gegner gibt. Dann muss er den ganzen Weg in den Strafraum zurücklaufen. 50 Meter. Eine Zumutung.

„Er war früher ein anderer Spieler“, sagt Hasse Mattisson. „Er war noch eigensinniger.“

Mattisson ist ein kräftiger, sportlich gebauter Mann in einem guten Anzug, der etwas spannt. Er steht 20 Autominuten von Rosengård entfernt in einem großen Autohaus. Er arbeitet hier als Verkäufer. Die Fähre nach Travemünde fährt unweit von hier ab. Mattisson war Ibrahimovićs Mannschaftskapitän beim Malmö FF. 1999 war das. Es war Ibrahimovićs erste Station als Profi, er war noch nicht volljährig.

„Normalerweise ist es so, dass man als Spieler, der von der Jugend hochkommt, erst mal die Klappe hält und das macht, was man gesagt bekommt. Zlatan, nun ja, er war anders“, sagt Mattisson.

Die Mannschaft merkte schnell zwei Dinge: Dieser Junge will unbedingt gewinnen – und er legt sich mit jedem an, der dabei im Weg steht. Gegner, Fans, Mannschaftskameraden, Schiedsrichter. Bis heute ist das so. In seiner Biografie, die in Schweden ein Bestseller ist, schreibt Ibrahimović: „Wenn ich verärgert bin, ist das kein Problem. Okay, vielleicht mache ich etwas Dummes und hol mir eine rote Karte, aber meistens ist das ein gutes Zeichen. Meine ganze Karriere ist darauf aufgebaut, zurückzuschlagen.“

Hasse Mattisson spielte damals in Malmö im defensiven Mittelfeld, er war der Liebling der Fans, ein Vorbild, einer, der sich fürs Team aufopferte.

„Ich kam überhaupt nicht mit Zlatan klar“, sagt Mattisson. Er ist ein freundlicher Mann, dem es nicht leichtfällt, über den einstigen Kollegen zu sprechen. Ibra-

himović ist mit einer Art, Fußball zu spielen, groß geworden, die Mattisson verabscheut. Rau, egozentrisch. Für Mattisson wäre es leichter, wenn Gott Ibrahimović einfach mit Talent überschüttet hätte. Aber so ist es nicht. Es gibt Spieler, die bessere Anlagen haben als er, Messi, Xavi, Cristiano Ronaldo. Was Ibrahimović ausmache, seien dieser „Wille und die Wut“, sagt Mattisson.

Ibrahimović ist damit weit gekommen. Er hat bei den berühmtesten Clubs gespielt, darunter Ajax, Barça, Inter Mai-

land. Von 2004 bis 2011 wurde er mit jedem seiner Vereine Meister, allerdings wurden ihm zwei Titel mit Juventus Turin wegen eines Ligaskandals aberkannt. In der Saison 2011/2012 holte er keinen Titel, dafür wurde Ibrahimović Torschützenkönig in der italienischen Serie A.

Vielleicht ist Talent der einfachere Weg zum Erfolg, aber Ibrahimović hat bewiesen, dass es auch anders geht.

David Beckham steht seit einigen Minuten auf dem Platz, er ist eingewechselt worden. Paris führt immer noch 1:0. Das Spiel ist miserabel, langsam, zerfahren. Beckham versucht einen Außenristpass an der Strafraumgrenze. Er misslingt komplett. Trotzdem landet der Ball bei einem Mitspieler, der ihn vors Tor zieht. Ibrahimović bekommt irgendwie seinen Fuß dazwischen, das Ding ist wie durch ein Wunder im Tor.

Wenn man Ibrahimović nicht mag, möchte man sich jetzt am liebsten vor den Zug werfen. Er hat sich in 90 Minuten kaum bewegt, so gut wie nichts zustande gebracht, und am Ende macht er doch wieder sein Tor. „ZZZZZZlatan Ibrahimović“, hallt es durch den Prinzenpark.

Ein paar Tage nach der Partie sitzt Mino Raiola in der Lobby des Hotels Ambassador am Boulevard Haussmann. Er ist Ibrahimovićs Manager. Raiola erzählt von der schwierigen Kontaktaufnahme mit seinem Klienten.

„Ich glaube, das Erste, was ich ihm sagte, war, er solle sich ins Knie ficken.“

Mino Raiola hat nicht den besten Ruf in der Spielerberater-Branche, aber er ist eine große Nummer, er vertritt auch den italienischen Nationalstürmer Mario Balotelli. Raiola ist als Sohn italienischer Einwanderer in Haarlem, in der Nähe von Amsterdam, aufgewachsen. Er hat früher ein Restaurant geführt und ein bisschen was „mit Import/Export gemacht“, wie er sagt. Anfang der Neunziger holte ihn dann der Präsident des HFC Haarlem, ein Stammgast in seinem Restaurant, als Sportdirektor in den Club. Seitdem ist Raiola im Fußball-Business.

Er wohnt mittlerweile in Monte Carlo, unweit des Casinos. Raiola hat einen riesigen runden Bauch. Seine Mutter wollte, dass er Anwalt wird, aber er brach das Studium ab. „Ich finde es besser, viel Geld zu verdienen und sich einen Anwalt zu kaufen“, sagt Raiola, macht eine



**Ibrahimović-Freund Hamzic in Malmö**  
„Wir haben sie fertiggemacht“



**Spielerberater Raiola, Klient Balotelli**  
Blondine im Sessel

Handbewegung und zeigt auf eine skandalös aussehende Blondine, die ihren Körper in einem der tiefen Sessel im Foyer parkt. „Darf ich vorstellen, das ist Rafaela. Sie ist auch Anwältin.“

Als Raiola vor zehn Jahren zugetragen wurde, dass sich Ibrahimović mal mit ihm unterhalten wolle, ließ er dem Spieler mitteilen, er solle ihn anrufen. Ibrahimović erklärte daraufhin dem Unterhändler, dass es umgekehrt zu laufen habe, Raiola, der Agent, habe sich bei ihm, dem Starspieler, zu melden. Daraufhin ließ wiederum Raiola dem Kicker ausrichten, er solle zum Teufel gehen.

Ibrahimović gefiel das. Ein Agent, der so mit ihm umgeht, würde auch vor den Vereinsbossen nicht zurückstecken.

Raiola ist mit zehn Prozent an allen Einnahmen von Ibrahimović beteiligt. Einen schriftlichen Vertrag zwischen ihnen gibt es nicht. Auch keine Kündigungsfrist. In ihrer gemeinsamen Zeit haben sie fünf Vereinswechsel abgewickelt, insgesamt lief dabei eine Transfersumme von über 160 Millionen Euro auf. Weltrekord.

Raiola ist der Erste, der nicht von Wut spricht bei Ibrahimović, sondern nur von Willen. „Der einzige Spieler, den ich kenne, der so hart trainiert wie Ibrahimović, war Pavel Nedvěd, sonst gibt es keinen anderen.“

Ibrahimović sei besessen davon, immer ganz oben mitzuspielen. Er hat zwei Söhne, Max und Vincent, seine Frau Helena liebe er abgöttisch. „Für die macht er alles“, sagt Raiola. Auch sie sei ein Grund, warum Ibrahimović in den vergangenen Jahren immer besser wurde.

Der wichtigste Trainer für Ibrahimović war Fabio Capello bei Juventus Turin. Der erkannte, dass der Stürmer vor dem Tor oft zögerte, weil er es gern schön machen wollte. Capello zwang ihn, sofort den Abschluss zu suchen. Kein Trick, keine Finte. Rücken zum Tor, Drehung, Schuss. Immer wieder. Hunderte Bälle in jeder Trainingseinheit, bis er sie blind in den Winkel zimmerte.

„Bei unserem ersten Treffen hielt ich Ibrahimović eine Liste mit seiner Torquote hin. Sie war schlechter als die der meisten europäischen Stürmer“, sagt Raiola.

Der Agent trichterte Ibrahimović ein, dass Geld nur über Tore kommt. Sie sind der Stoff, nach dem alle Vereine süchtig sind. Clubs sind bereit, jeden Preis für einen Stürmer zu zahlen, der verlässlich trifft. Man muss sich an keine Regeln halten, kann arrogant sein, kann die Fans verschrecken, kann Kollegen anpöbeln. Wenn man Tore macht, ist man immer im Recht.

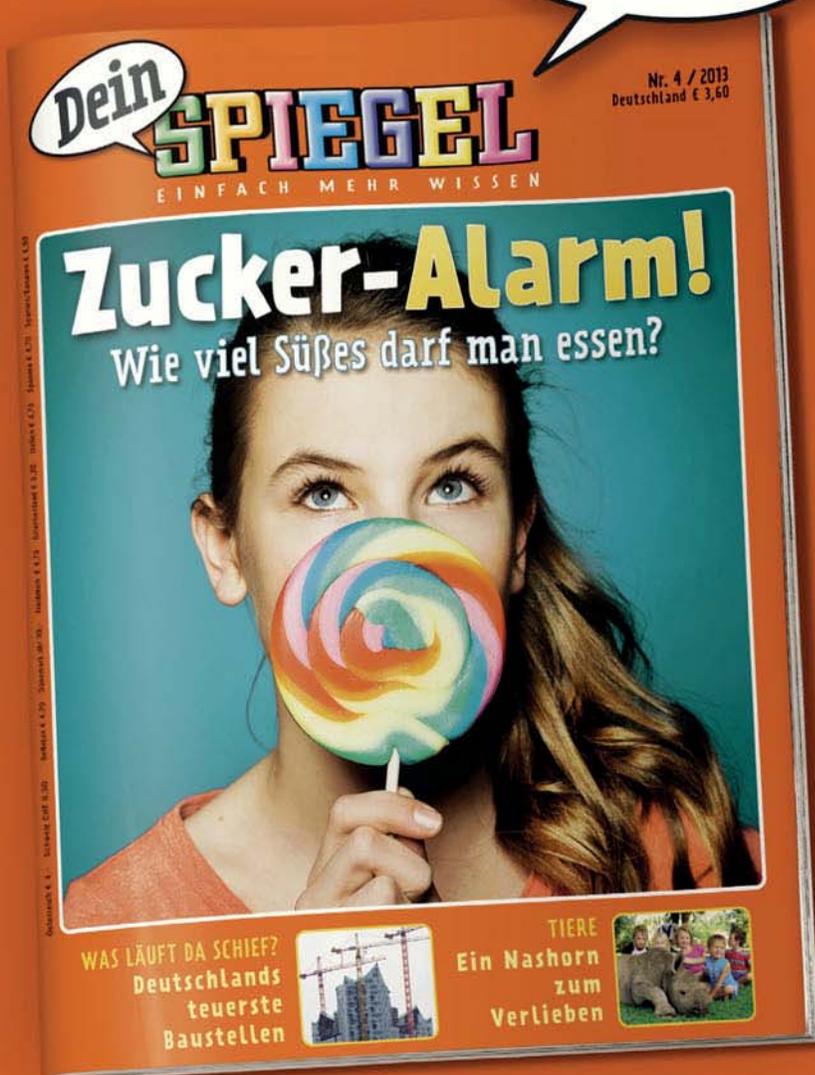
Paris Saint-Germain hat 21 Millionen Euro Ablöse für Ibrahimović bezahlt. Es gibt Stürmer, die würden an so einer Summe kaputtgehen. Ibrahimović nicht. Er liefert.

JUAN MORENO

Kinder

SPIEGEL-Leser wissen mehr.

Jetzt im Handel  
oder im Abo unter  
[www.deinspiegel.de/abo](http://www.deinspiegel.de/abo)



Das Nachrichten-Magazin für Kinder.

BERGSTEIGEN

# Happy in der Todeszone

Viele Everest-Alpinisten dopen, besonders beliebt ist ein Präparat gegen Höhenkrankheit. Die Pille erleichtert die Strapazen beim Aufstieg und macht euphorisch.

**B**ergsteiger sagen gern, dass Bergsteigen ehrlich und romantisch sei, weil der Mensch auf dem Weg zu den höchsten Gipfeln der Welt allein mit sich, nur mit seinen eigenen Kräften, die Gewalten der Natur bezwingen müsse, Wind und Eis, Schnee und Kälte. Wenn das stimmen würde, dann wäre Bergsteigen eins der letzten puren Abenteuer. Es ist aber nur die halbe Wahrheit.

Der Südtiroler Reinhold Messner war der erste Kletterer, der alle 14 Achttausender bezwang, er trug bei diesen Expeditionen kein Sauerstoffgerät, er schluckte nichts außer Aspirin, und er meint: „Es ist heute nicht mehr möglich zu sagen, wer im Himalaja wirklich Außergewöhnliches leistet – und wer Drogen nimmt und betrügt.“

Auch der Mount Everest ist keine dopingfreie Zone, und das liegt vor allem an einem Mittel, das man auf Rezept in jeder Apotheke bekommt. Oder in Nepal, wenn Mitte April die neue Klettersaison beginnt, problemlos am Straßenrand kaufen kann, als Pille oder als Injektionslösung, für ein paar Cent pro Dosis. Dexamethason, unter Bergsteigern kurz Dex genannt, ist ein entzündungshemmendes Cortisonpräparat, das Ärzte unter anderem verabreichen, um Einlagerungen von Flüssigkeit im Gehirn zu verhindern.

Eigentlich ist Dexamethason darum so etwas wie ein Rettungsseil für einen Bergsteiger, bei dem sich ein Ödem entwickelt. „Levanta muertos“, sagen spanischsprechende Alpinisten, weil es heißt, Dex helfe auch einem Toten wieder auf die Beine. Fast jeder, der im Himalaja unterwegs ist, hat die Arznei im Gepäck, auch die Stars der Szene, etwa die Österreicherin Gerlinde Kaltenbrunner und ihr Mann, der Deutsche Ralf Dujmovits.

Aber längst nicht alle Kletterer verwenden das Mittel nur im Notfall. Denn Bergsteiger wissen, dass Dex bereits während des Aufstiegs eine fast magische Wirkung erzielt. Die Substanz schützt vor der Höhenkrankheit, die schon ab 2500 Metern zuschlagen kann. Dexamethason lindert Atemnot, Schwindel und Übelkeit, gleichzeitig steigert es Wahrnehmung und Aufmerksamkeit. Es löst Glücksgefühle aus.

Der Amerikaner Peter Athans, der bisher siebenmal auf dem Gipfel des Everest stand, gibt zu, Dex präventiv genommen zu haben. „Kein Kopfweh zu bekommen, wenn du sonst schlimme Schmerzen ge-

Dujmovits. „Dieses Halbwissen ist gefährlich.“

Die Welt-Anti-Doping-Agentur verbietet Dex, weil es die Leistungsfähigkeit eines Athleten erhöht, aber die Regeln des internationalen Sports gelten nicht im Himalaja. Es gibt keine Dopingfahnder, im Basislager sammelt niemand Urinproben.

In den fünfziger Jahren fingen Kletterer an, Amphetamine zu schlucken, Pervitin zum Beispiel, ein Medikament, das deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg nahmen, um ihre Angst zu dämpfen und die Konzentration zu erhöhen. Später experimentierten die Alpinisten mit Steroiden.

Ralf Dujmovits sagt, als er vor zwei, drei Jahren Expeditionsleiter war, sei jeder dritte Kletterer mit Viagra angekommen, weil es den Lungsdruck senkt. Er hat den Kram haufenweise entsorgt. Kein Mittel aber sei beliebter als Dex, sagt Robert Schoene, einer der führenden Höhenmediziner in den USA.

Dabei kann es fatal sein, Dex vorbeugend zu nehmen. „Es gaukelt Sicherheit vor“, sagt Dujmovits. Wer das Mittel nämlich im Körper hat, der merkt vielleicht erst, dass ihn eine akute Höhenkrankheit mit Hirnödemen erwischt hat, wenn es zu spät ist. „Wer Dex schon beim Aufstieg nimmt, der kappt im Prinzip sein Rettungsseil“, sagt LuAnne Freer, Gründerin der Notfallklinik am Everest.

Am 17. Mai 2009 trat ein damals 27-jähriger Versiche-

runkskaufmann aus Seattle in die Notaufnahme im Basislager, Jesse Easterling sprach wirres Zeug, er zappelte, er wusste seinen Namen nicht, er hatte Ausschlag an den Armen, hatte Angst, er konnte nicht schlafen. Er war bis zu diesem Tag zur Akklimatisierung auf 7200 Metern gewesen. Der Arzt fand heraus, dass Easterling auf kaltem Entzug war, er hatte vier Wochen lang Dex genommen, in einer Dosierung, die normalerweise Patienten mit Hirntumor im Endstadium bekommen: dreimal am Tag, gespritzt oder als Tablette. Easterling wurde nach Katmandu geflogen und kam auf die Intensivstation.

Noch heute, vier Jahre danach, leidet er an den Folgen. Manchmal zittern seine Hände so stark, dass ihm das Essen von der Gabel fällt. „Während des Entzugs kam es mir vor, als hätte ich einen Finger in die Steckdose gesteckt“, sagt er. „Mein komplettes Nervensystem wurde gebrochen.“ Easterling ist nach wie vor auf Medikamente angewiesen. „Die Leute müssen eins wissen“, sagt er: „Dex kann dich umbringen.“

MAIK GROSSEKATHÖFER



Kletterer auf dem Mount Everest: „Vorgegaukelte Sicherheit“

habt hast – das fühlt sich gut an“, sagt er im Magazin „Outside“. Es sei, als würde man plötzlich aufhören, mit seinem Schädel gegen eine Wand zu hämmern. „Das Zeug putscht dich auf. Du fühlst dich, als hättest du dir einen Schuss gesetzt.“

Diese Eigenschaften sind es, die Dex auf dem Weg zum Gipfel so beliebt machen. Eric Johnson, Notarzt im Basislager des Everest, würde sich wundern, sagt er, wenn weniger als die Hälfte aller Bergsteiger auf den letzten zwei Etappen kein Dex nehmen würden.

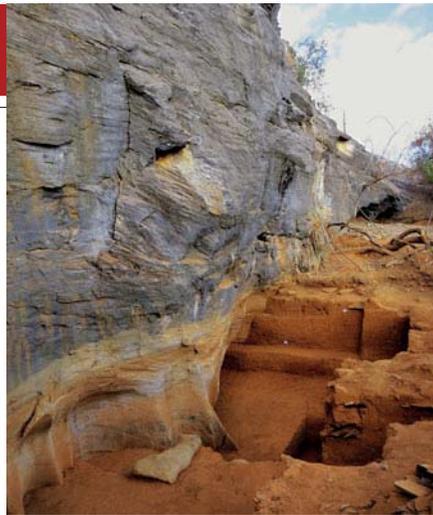
Es gibt rund hundert Firmen in Nepal, die Expeditionen auf den Mount Everest organisieren, im Frühjahr des vergangenen Jahres versuchten 683 Kletterer, den Berg zu bezwingen, die Tour kostet bei renommierten Anbietern etwa 35 000 Dollar. Wer so viel Geld zahlt, möchte auch oben ankommen, und wenn eine Pille die Chance erhöht, das zu schaffen, dann ist die Versuchung groß. „Da gehen die Leute also zum Hausarzt, sagen, sie wollen in den Himalaja, lassen sich was gegen Durchfall verschreiben, noch ein Antibiotikum und Dexamethason“, sagt



## ARCHÄOLOGIE

## Frühe Brasilianer

Unter Archäologen ist heftig umstritten, wann Menschen erstmals den amerikanischen Kontinent besiedelten. Französische Forscher stützen nun den Verdacht, dass es, abweichend von der Lehrmeinung, Vorgänger der 13 000 Jahre alten Clovis-Kultur gab. Eine Gruppe um die Geochronologin Christelle Lahaye und den Archäologen Eric Boëda wird in der kommenden Ausgabe des „Journal of Archaeological Science“ über Funde vom Toca da Tira Peia in Brasilien berichten. Am Fuß dieser steilen Felswand gruben die Forscher 113 Steinartefakte aus. Da in den Erdschichten keine organischen Reste erhalten waren, bestimmten sie das Alter der Werkzeuge über die natürlichen Strahlungsschäden in den Quarzkristallen. 15 der Werkzeuge stammen demnach aus einer mehr als 22 000 Jahre alten Schicht – und sind damit deutlich älter als Artefakte, die die Clovis-Kultur hinterlassen haben



Ausgrabungsstätte am Toca da Tira Peia

könnte. Es gibt allerdings auch Kritik an dieser These: Der Archäologe Gary Haynes von der University of Nevada gibt zu bedenken, dass die Fundstelle an einem steilen Kliff liege. Somit könne es sich auch um natürliche Abspaltungen von herabgefallenen Steinen handeln – und nicht um von Menschen hergestellte Werkzeuge. Auch die Datierungsmethode sei riskant: Schwankungen der Bodenfeuchte könnten die Messergebnisse des Forscherteams verzerrt haben.

## GESUNDHEIT

## Viel Wind ums Rad

Kann der Infraschall, der von Windrädern ausgeht, Kopfschmerzen, Schlafstörungen oder Schwindel verursachen? Der Medizinpsychologe Keith Petrie und seine Kollegen an der University of Auckland, Neuseeland, sind der Frage nachgegangen. Die Forscher zeigten 27 Studenten ein Video zum sogenannten Wind-Turbinen-Syndrom, in dem Betroffene ihre Leiden schilderten. Anschließend wurden die Teilnehmer Infraschall ausgesetzt – zumindest glaubten sie das. Tatsächlich beschallten die Wissenschaftler sie nur

die Hälfte der Zeit. Das Ergebnis: Die Probanden erlebten ebene Symptome, die sie aufgrund des Videoclips erwarteten – und zwar unabhängig davon, ob sie gerade beschallt worden waren oder nicht. Der Effekt ist vergleichbar mit einem anderen umstrittenen Leiden, der Elektrosensibilität. Auch hier reagierten Betroffene in einer Studie mit Symptomen, sobald ihnen vermittelt wurde, dass eine Mobilfunkstation in der Nähe aktiv war – selbst wenn diese ausgeschaltet war. Ihr Ziel sei es, den Betroffenen zu helfen, erklären die Forscher. „Wenn die Erwartungshaltung der Kern des Problems ist, wird es kaum nutzen, den Abstand zwischen Windrädern und Wohnhäusern zu vergrößern.“



## BIOTECHNIK

## „Ich sah ein Wunder geschehen“

Der australische Biologe Michael Archer, 68, über das Klonen eines ausgestorbenen Froschs

**SPIEGEL:** Im Rahmen Ihres Projekts Lazarus haben Sie Embryos des seit über 30 Jahren ausgestorbenen Südlichen Magenbrüterfroschs erschaffen. Wie?

**Archer:** Wir hatten Glück: Ein Kollege von mir hatte noch ein Exemplar in der Kühltruhe. Wir haben die toten Zellkerne des Froschs in die Zellen einer verwandten Art übertragen. Nach Dutzenden Versuchen sah ich, wie ein Wunder geschah. Die Eier fingen an, sich zu Embryonen mit Hunderten Zellen zu entwickeln, die allerdings bald darauf starben. Wir müssen die Technik noch verbessern.

**SPIEGEL:** Warum soll der Frosch wieder auferstehen?



Magenbrüterfrosch 1979

**Archer:** Wir sind moralisch verpflichtet, weil wir sehr wahrscheinlich schuld an seinem Aussterben sind. Außerdem ist das Tier etwas Besonderes. Es brütet seine Jungen im Magen aus. Dort schlüpfen die Kaulquappen, verwandeln sich in Frösche und werden ausgespuckt. Wie das Tier dafür sein Magenmilieu verändert, könnte für die Medizin interessant sein.

**SPIEGEL:** Hätte der Magenbrüter denn noch Platz auf der Erde?

**Archer:** Der Regenwald im Norden Australiens, in dem er lebte, ist noch da. Wir müssten nur aufpassen, dass er nicht wieder an dem Pilz erkrankt, der ihn 1979 verschwinden ließ.

**SPIEGEL:** Was, wenn es wirklich gelänge, den Frosch zurückzubringen?

**Archer:** Die Leute würden sehen, dass Aussterben nicht für immer sein muss. Die Klontechnik wird besser, von vielen Arten ist noch Erbgut vorhanden.



## Blitz im Feuer

Tagelang wartete der Fotograf, dann gelang ihm diese Aufnahme. Sie zeigt, wie ein Blitz die Aschefontäne des japanischen Vulkans Sakurajima durchzuckt.

MARTIN RIETZE / HGM-PRESS

### PSYCHIATRIE

## Wut macht Wahn gefährlich

Britische Forscher haben untersucht, wann psychisch Kranke gewalttätig werden. Der Psychiater Jeremy Coid und seine Kollegen von der Queen Mary University of London verfolgten dazu die Geschichte von 458 Patienten aus drei Innenstadtbezirken im Osten Londons. In den Jahren zwischen 1994 und 2000 hatten die Patienten eine erste psychotische Episode erlebt. Die Mehrheit der schizophrenen, depressiven oder manischen Studienteilnehmer war in den zwölf Monaten vor Diagnosestellung nicht als gewalttätig aufgefallen. Etwa 26 Prozent hatten minderschwere Vergehen begangen, dabei aber niemanden verletzt und keine Waffen benutzt. Rund zwölf Prozent der Patienten hatten sich schwerer Körperverletzungen schuldig gemacht. In mehr als der Hälfte dieser Fälle stellten die Forscher

einen eindeutigen Zusammenhang zwischen der Wut, die die Patienten bei der Tat empfanden, und ihren Wahnvorstellungen her. Vor allem drei Arten von Wahn waren häufig mit Gewaltausbrüchen verbunden: die Vorstellung, ausspioniert zu werden, verfolgt zu werden oder das Opfer einer Verschwörung zu sein. „Solange die Patienten nicht wütend werden, ist der Wahn hingegen nicht gefährlich“, resümiert Psychiater Coid. Auch Menschen, die in ihren Wahnvorstellungen zu Übermut, Sorge oder Angst neigten, zeigten keine erhöhte Gewaltbereitschaft. Weitere Ergebnisse der Studie: Vor allem jüngere Betroffene und solche, die Drogen konsumierten, neigten zu Gewalt. Die schweren Gewalttaten wurden überwiegend von Männern begangen, minderschwere dagegen auch von Frauen.

### MATERIALFORSCHUNG

## Leichtgewicht

Den zurzeit leichtesten Feststoff der Welt haben Polymer-Chemiker der Zhejiang-Universität von Hangzhou entwickelt. Sie stellten eine Art Schaumstoff aus Kohlenstoffnanoröhren und Graphenoxid her. Mit 0,16 Milligramm pro Kubikzentimeter ist das Eigengewicht des Schwamms nur knapp doppelt so hoch wie das von Wasserstoff, dem leichtesten aller Gase. Der Grundstoff Graphen, der aus einer Schicht Kohlenstoffatomen besteht, wurde von den russischen Forschern Andre Geim und Konstantin Novoselov erstmals hergestellt, die dafür 2010 den Nobelpreis erhielten.



SHAN HE / IMAGINECHINA / LAIF

Graphenschium

# Scheintod am Kreuz

Er zaubert, erweckt Tote und entkommt trickreich dem Marterholz auf Golgatha: Auch im Koran ist Jesus ein Held. Nun liegt eine Untersuchung über den islamischen „Issa“ vor – ein Buch über die gemeinsamen Wurzeln zweier Weltreligionen.

An einen „weit entfernten Ort“ hat sich die hochschwängere „Marjam“ geflüchtet. „Wehe mir!“, ruft sie halb verdurstet im Schatten einer Palme, als die Geburtswehen einsetzen. Plötzlich tut sich ein Bach unter ihr auf, Wasser sprudelt.

Das Wunder im Sandmeer aus Sure 19 schildert die Geburt eines Mannes, der – christlicher Überlieferung zufolge – zwischen Heu und Stroh zur Welt kam, unter Qualen starb und am dritten Tage wieder auferstand.

Nichts davon im Koran: weder Ochs, Esel noch Krippe. Auch Stiefvater Josef, der Zimmermann, wird nicht erwähnt. Dafür kann das Baby Jesus sofort sprechen (und seine Mutter vom Vorwurf der Hurerei entlasten). In Sure 5 lässt der wundertätige Mann einen Tisch mit Speisen vom Himmel schweben. Zudem formt er Vögel aus Ton und erweckt sie zum Leben.

Das Neue Testament kennt diese Geschichten nicht.

Woher stammen sie? Was wusste Mohammed von der Bibel? Wie verliefen die geistigen Pfade von Jerusalem nach Mekka?

Das sind die Fragen, die den Berliner Religionsforscher und Theologen Martin Bauschke seit 20 Jahren beschäftigen. Nun hat er ein erstaunliches Buch zum „koranischen Jesus“ vorgelegt\*.

Daran, dass der Prediger aus Nazaret auch im alten Arabien verehrt wurde, besteht kein Zweifel. Mohammed habe sich „fast durchgängig und in immer neuen Anläufen“ mit seinem Vorgänger aus Galiläa beschäftigt, schreibt Bauschke.

Und er liefert Beweise: 25-mal taucht Jesus als „Issa“ im Koran auf. Er tritt als „Gesandter Gottes“ auf, sogar als Messias und „kalima min Allah“ (Wort von Allah). Das Evangelium wird zwölfmal erwähnt und als „Licht und Rechtleitung“ gelobt. Sure 19 dreht sich vor allem um Maria und ihren Sohn.

Wie ein rotes Band ziehen sich neutestamentliche Spuren durchs Offenbarungsbuch

der Muslime. Auch dort gibt es einen Engel Gabriel und das Jüngste Gericht.

Sogar die Geburt Christi soll Mohammed (um 570 bis 632 nach Christus) gefeiert haben. So jedenfalls lässt sich eine alte Überlieferung deuten, die auf seine Lieblingsfrau Aischa zurückgeht. Sie berichtete, dass der Gatte die Weihnachtsnacht mit langen Gebeten und Koranrezitationen durchwachte.

Und doch klingt in dem heiligen Buch aus dem Morgenland alles anders und wie verwandelt. Es ist, als wäre das Christentum als Treibgut im Sandmeer angekommen, um dort von einem Magier zu einer neuen, erhabenen Gotteslehre umgedeutet zu werden.

Arabien's Prophet habe sich massiv in die tobende Glaubensdebatte der Spätantike eingemischt und dabei ein „inspiriertes, schöpferische Originalität aufweisendes Werk“ hinterlassen, meint Bauschke. Der islamische Issa erscheine ihm „vertraut“ und gleichzeitig seltsam „fremd“.

## Woher wusste Mohammed von seinem Vorgänger aus Nazaret, Maria und der Kreuzigung?

200 Seiten lang führt der Forscher, der das Berliner Büro der Stiftung Weltethos leitet, den Leser an die verborgenen Wurzeln der beiden Weltreligionen heran. Die Gestalt Jesus sei „ein Schlüssel für den christlich-islamischen Dialog“, erklärt er. Leider habe im Westen kaum jemand Ahnung vom Thema.

Aber auch jenen jungen Muslimen, die an den – mittlerweile vier – deutschen Universitäten islamische Religionspädagogik studieren, empfiehlt er sein Buch als Lektüre.

Nur, woher wusste der Verkünder Allahs überhaupt von seinem Vorgänger aus Nazaret, von Maria und der Kreuzigung? Seine Heimat lag 3000 Kilometer vom Zentrum des christlichen Weltreichs Byzanz entfernt.

Kamelhirten und Karawanenhändler hätten damals in Arabien gelebt, heißt es oft – angeblich allesamt rückständige Leute, die in Lehmhütten oder Zelten wohnten und heidnischen Riten und Götzenkulten anhängen.

Doch die Archäologie zeigt ein anderes Bild. Vom heutigen Jemen bis nach Bahrain standen Kirchen in der Wüste. Sanaa besaß im 6. Jahrhundert einen prachtvollen Dom. In der Oasenstadt Nadschran erhoben sich Klöster aus dem Sand.

Auf tausend Wegen drang die Lehre vom einzigen Gott auf dem Erdkreis voran. Die einen nannten ihn Jahwe, andere Herr, Deus, Allah oder – in Persien – Choda.

Die Frommen im Orient waren allerdings zerstritten. Das Frühchristentum glich einem Gärbottich, in dem alles brodelte. Es gab Gnostiker, Nestorianer, Miaphysiten, dazu Wallfahrer, Judasjünger oder verschrobene Einsiedler. Manche saßen in Erdlöchern und aßen nur grünes Kraut. Andere frohlockten den ganzen Tag. Hinzu kamen Sekten, die altarabischen Riten, etwa dem Umkreisen heiliger Steine, frönten.

Über diesem Gewimmel erhob sich die Staatskirche von Byzanz mit ihren prunkvoll gekleideten Patriarchen, die sich mit Bildern von Märtyrern und Heiligen umgaben und das Dogma der Dreifaltigkeit durchsetzen wollten.

Mohammed konnte diese weihrauchschwenkenden Popen offenbar nicht gut leiden. Er selbst trug ein einfaches Gewand, des Schreibens und Lesens war er nicht kundig. In Sure 9 wettert er gegen die „Schriftgelehrten und Mönche“, die sich „zu Herren an Gottes alleiniger Statt“ setzen würden.

Doch der lange Arm Ostroms reichte weit. Etwa zu der Zeit, als der Prophet zur Welt kam, fädelte der Kaiser von Byzanz gerade eine politische Intrige ein. Er versuchte, einen ihm wohlgesinnten Araber als „König in Mekka“ einzusetzen. Auf einem Esel mit goldenem Sattel ließ er den Mann herumreiten. Doch der Plan misslang.

Gleichwohl drang der Kreuzesglaube immer weiter Richtung Süden vor. Der

\* Martin Bauschke: „Der Sohn Marias. Jesus im Koran“. Verlag Lambert Schneider, Darmstadt; 200 Seiten; 29,90 Euro.



Reitende Propheten Jesus (l.), Mohammed\*: Fremd und gleichzeitig vertraut

Historiker Asraki erwähnt, dass es sogar in Mekka einen christlichen Friedhof gab. Die Kaaba, die um 605 nach einem Funkenflug abbrannte, sei nach dem Wiederaufbau mit „Bildnissen der Engel und Propheten“ geschmückt worden. Darunter hätten sich Darstellungen von Abraham sowie „der Mutter Maria mit dem Jesuskind auf dem Schoß“ befunden.

Welche Gotteskulte in dem schwarzen Würfel einst gefeiert wurden, weiß allerdings niemand.

Nach der Eroberung Mekkas im Jahr 630 nach Christus räumte der siegreiche Mohammed den Sakralraum leer. Nur die Madonna mit dem Knaben ließ er unberührt, erzählt Asraki.

Welche religiösen Informationen aber besaß er? Eine arabische Übersetzung der Bibel lag ihm nicht vor. Die entstand erst im 9. Jahrhundert.

Bauschke vermutet deshalb, dass der Araber seine Kenntnisse aus der „Evangelienharmonie“ des Tatian bezog. Das Buch war im Orient weitverbreitet. Es fasste die Texte von Matthäus, Markus, Lukas und Johannes zu einer Story zusammen und garnierte sie mit Abschnitten aus dem später verfassten „Nazaräerevangelium“.

Diese Fibel, so Bauschke, habe der Prophet bei „Schriftlesungen in Gottesdiensten“ gehört.

In Medina konnte sich der Religionsstifter dann zunehmend auch mit den Figuren des Alten Testaments vertraut machen. In der Oasenstadt lebten etwa 10 000 Juden, mit denen er in eine lebhafteste Debatte trat.

Zudem waren ihm offenbar einige „Apokryphen“ geläufig – jene Heilstexte, die die Staatskirche in Byzanz nicht in den Kanon aufnehmen wollte und verbot. Die Geschichte mit den tönernen Vögeln zum Beispiel steht in einem „Kindheits-evangelium“, das um 200 nach Christus ein gewisser „Thomas der Israelit“ geschrieben hat.

Das offiziell verfemte „Protevangeli-um des Jakobus“ findet im Koran ebenfalls ein starkes Echo. Das Werk ist ein einziger Lobgesang auf das Leben Marias – von einer Mädchenzeit als Tempeldienerin über die keusche Empfängnis bis hin zur entbehrungsreichen Flucht nach Ägypten.

Im Orient war das Preislied ungeheuer beliebt – nicht zuletzt deshalb, weil es jenen Leuten den Mund stopfte, die die Madonna ein Flittchen nannten und Zweifel an der Jungfrauengeburt schürten. Die Christen im Orient schwelgten geradezu in Marienfrömmigkeit. Manche sahen in der Frau sogar eine Göttin.

Dieser Glanz färbte in den Koran ab. „Marjam“ gilt dort als Ausbund an Tu-

\* Türkische Miniatur von 1579/80.



ATHAR HUSSAIN / REUTERS

**Koranschüler in Karatschi:** Ostern fällt für die Muslime aus

gend. „Gott hat dich erwählt und rein gemacht – er erwählte dich vor allen Frauen der Welt“, huldigen ihr die Engel in Sure 3.

Von einer Vergöttlichung der Madonna wollte Mohammed jedoch nichts wissen. Selbst den offiziellen Titel „Gottesgebäerin“ lehnte er schroff ab.

Damit aber war automatisch auch der Spross Marias betroffen und gleichsam herabgestuft. Auf dem Konzil von Nicäa 325 nach Christus hatte der Klerus Jesus per Federstrich zum „Sohn Gottes“ erklärt, der Vater im Himmel selbst habe ihn „gezeugt“.

Dagegen lief der Mann aus Mekka Sturm. In seinen Offenbarungen wird die Dreifaltigkeit als neue Form des Götzentums verdammt. Wie ein Leitmotiv durchzieht den Koran das Motto: „Es gibt nur einen Gott.“ Diesen Ewigen und allmächtigen Erbarmer mit Jesus auf eine Stufe zu stellen sei Frevel.

In Sure 19 kommt der ganze Groll gegen die Anhänger der Trinitätslehre zum Ausdruck: „Sie sprechen: ‚Der Erbarmer hat einen Sohn angenommen!‘ Da habt ihr etwas Furchtbares getan! Es zerbersten deshalb fast die Himmel.“

Für den Koran war Issa nur einer aus der großen Schar der Propheten, zu der auch Abraham und Mose gehörten. Er gilt als Mensch, als Kunder der Wahrheit und treuer „Knecht“ Allahs. Ein Götz aber ist er nicht.

Im Kern, so Bauschke, werde Jesus damit „zurück auf die Erde, zurück auf seinen Heimatboden“ geholt.

Zwar besitzt der christliche Heiland auch im Islam eine Sonderstellung. Schon in der Wiege habe er als einziger männlicher Säugling der Welt nie geweint, berichtet die arabische Tradition. Baby-schreien werde vom Teufel bewirkt – und der habe das Kind nie berührt. Im Koran heilt Jesus Blinde und erweckt sogar Tote, jedoch nur mit Gottes ausdrücklicher „Erlaubnis“.

### War Jesus nur ohnmächtig, als man ihn vom Marterholz nahm und ins Grab schleppte?

Den so umgedeuteten „rechtschaffenen“ und „gesegneten“ Vorgänger schätzte Mohammed hoch. „Ich bin unter allen Menschen derjenige, der dem Sohn Marias am nächsten steht“, soll er einmal gesagt haben.

Und trotzdem: Das Wunder der Auferstehung von den Toten, die große Transfiguration, lehnte er ab. Während die Bibel den Gemarterten mit Dornenkrone und durchbohrten Füßen sterben lässt, heißt es in Sure 4: Den Juden „kam es nur so vor“, als hätten sie den Herrn getötet. Anders gesagt: Das Sterben am Kreuz war nur ein Scheintod, eine Art optische Täuschung. Ostern fällt für die Muslime damit aus.

Was genau in Golgatha ablief, wird allerdings nicht verraten. Sure 3 erwähnt

nur knapp, dass Gott kurz vorm Ärgsten seinen Gesandten „hinwegnehmen“ und zu sich „erhöhen“ werde. Bauschke nennt den Vers dunkel.

Entsprechend eifrig mühten sich muslimische Kommentatoren, den Sinn der Worte zu fassen. Einige vermuteten, ein Doppelgänger und Ersatzmann sei gekreuzigt worden. Ibn Abbas (619 bis 688), ein Urvater der Koranauslegung, meinte, Jesus sei mit einem gewissen „Natjanus“ verwechselt worden. Andere tippten auf Judas.

Oder besaß der Messias nur einen Scheinleib, der sich in Luft auflöste? Eine weitere Fraktion sah es so: Der Mann war nur ohnmächtig, als man ihn vom Marterholz nahm und ins Grab schleppte. Helfer pflegten ihn gesund und verhalfen ihm zur Flucht nach Kaschmir.

Viele Varianten zu einem Mysterium, das auch zahlreichen Christen Kopfzerbrechen bereitet. Jesu körperliche Auferstehung von den Toten sei „Kern des christlichen Glaubens und gewiss sein radikalster Gedanke“, meint die US-Koptologin Elaine Pagels.

Einig sind sich die beiden Bruderreligionen nur darin, dass Jesus in voller Leiblichkeit in den Himmel aufstieg. Sowohl im Koran als auch im Neuen Testament kommt er dort unversehrt an. In der Bibel sitzt Christus am Ende „zur Rechten Gottes“ auf dem Thron.

Im Himmel Allahs dagegen bleibt der Rangunterschied gewahrt. Hier darf Jesus nur neben ihm stehen.

MATTHIAS SCHULZ



# Wir sind das **GE** in **GE**räuscharm,

weil unsere GENx-Triebwerke nicht nur weniger CO<sub>2</sub>, sondern auch weniger Lärm verursachen.

Unsere neuen GENx-Triebwerke verbrauchen deutlich weniger Kerosin und sind leiser im Vergleich zu den GE-Triebwerken, die sie ersetzen. Perfekt für die neuen Boeing 747-8-Maschinen der Lufthansa und ein weiterer Grund für unsere langjährige Partnerschaft.

Wir bewegen Deutschland: [www.ge.com/de](http://www.ge.com/de)

Wir sind das **GE** in **GE**rmany.



GE imagination at work

SPIEGEL - GESPRÄCH

# „Klare Grenzen und viel Freiraum“

Französische Kinder essen bei Tisch drei Gänge und lassen Erwachsene ausreden. Wie klappt das? Die amerikanische Autorin Pamela Druckerman hat nach Antworten gesucht.

*Druckerman, 43, ist freie Journalistin, die lang für das „Wall Street Journal“ arbeitete. Seit vielen Jahren lebt sie mit ihrem englischen Ehemann und drei Kindern in Paris. In ihrem jüngsten Buch beschreibt sie die Eigenheiten des französischen Erziehungsstils\*.*

**SPIEGEL:** Frau Druckerman, Sie sagen, Ihr Buch hätten Sie geschrieben, weil Ihre kleine Tochter im Restaurant mit Essen um sich geworfen hatte. Was war da los?

**Druckerman:** Wir waren im Sommerurlaub in Westfrankreich, die Kleine war andert-halb. Weil wir in einem Hotel wohnten, aßen wir mittags und abends auswärts. Bald merkten wir: Es ist die Hölle. Unsere Tochter schmiss mit Sachen um sich, krabbelte aus dem Hochstuhl...

**SPIEGEL:** So ist das eben mit kleinen Kindern beim Essen.

**Druckerman:** Das dachte ich auch. Aber es war nur mit unserem Kind so. Alle anderen Kinder, die französischen nämlich, saßen brav auf ihrem Stuhl. Sie hielten ganze Drei-Gänge-Menüs durch. Am Tisch dieser Familien herrschte ein freundlicher, entspannter Ton. Da habe ich mir gesagt: Das will ich auch. Ich will lernen, wie man seine Kinder so erzieht.

**SPIEGEL:** Sind französische Kinder wirklich braver?

**Druckerman:** Ja: Die Atmosphäre in den Familien ist ruhiger, beherrscher. Viele kleine Beobachtungen setzten sich zu diesem Eindruck zusammen.

**SPIEGEL:** Was für Eindrücke waren das?

**Druckerman:** In der Krippe zum Beispiel sitzen Zweijährige am Tisch und essen Salat, Hauptspeise, Käse und Obst. Wie geht das? Oder die Tobsuchtsanfälle. Ich habe hier in der Öffentlichkeit nie Tobsuchtsanfälle kleiner Kinder gesehen. Nur die meiner eigenen. Warum?

**SPIEGEL:** Vielleicht haben Sie eben ein besonders temperamentvolles Kind?

\* Pamela Druckerman: „Warum französische Kinder keine Nervensagen sind – Erziehungsgeheimnisse aus Paris“. Mosaik Verlag, München; 352 Seiten; 17,99 Euro. Das Gespräch führte die Redakteurin Kerstin Kullmann.

**Druckerman:** So habe ich es mir anfangs auch erklärt. Dass es in dem Kind selbst steckt, wie gut es isst, wie gut es schläft, wie geduldig es warten kann.

**SPIEGEL:** Aber inzwischen hat sich Ihre Meinung geändert?

**Druckerman:** Ja. Die Franzosen, so stellte ich fest, gehen davon aus, dass das richtige Verhalten durch Erziehung zu vermitteln ist. Für mich war das eine Verschiebung der Wahrnehmung. Ich verwendete die nächsten drei Jahre darauf, die Besonderheiten der französischen Erziehung zu erforschen. Ich habe systematisch Freunde und Bekannte befragt: „Wie bringt ihr die Kinder ins Bett? Wie macht ihr es beim Essen?“ Und ich habe mich mit Kinderärzten, Psychologen, Erziehungsexperten getroffen. Nach und nach habe ich dabei Muster erkannt.

**SPIEGEL:** Eine Studie, die Sie in Ihrem Buch zitieren, zeigt, dass Mütter in Columbus, Ohio, die Elternschaft als doppelt so anstrengend erleben wie Mütter in Rennes, Frankreich...

**Druckerman:** ... ja, Vater oder Mutter zu sein ist anscheinend für Amerikaner zur Belastung geworden. Studien zufolge werden amerikanische Paare mit Kindern unglücklicher. Diese Erkenntnis fällt in eine Zeit, in der sich ein neuer Standard in der Erziehung etabliert hat: der behütende, intensive Erziehungsstil.

**SPIEGEL:** Sie sprechen von „Helikopter-Eltern“, die ihre Kinder mit ihrer Fürsorge umkreisen wie Hubschrauber.

**Druckerman:** Das Phänomen ist etwa 20 Jahre alt, die erste Generation dieser Kinder wird gerade erwachsen. Jetzt startet die Debatte darüber: War das gut? Haben wir es mit unserer Sorge übertrieben? Für die Eltern lässt sich jedenfalls sagen: Diese Art zu erziehen ist kein Spaß.

**SPIEGEL:** Auch in Deutschland gilt vielerorts: Je mehr eine Mutter entbehrt, desto besser sorgt sie für ihre Kinder.

**Druckerman:** In Frankreich fände man diesen Gedanken absurd. Das Kind muss doch im Umkehrschluss annehmen, das Glück seiner Mutter hänge allein von ihm

selbst ab. Das erzeugt zu viel Druck auf beiden Seiten. Hier herrscht die Meinung: Eine unglückliche Mutter kann keine glücklichen Kinder erziehen.

**SPIEGEL:** Vielen Deutschen erscheint der Erziehungsstil der Franzosen als autoritär.

**Druckerman:** Das erlebe ich anders. Einfühlungsvermögen ist den Franzosen wichtig. Immer im Gespräch mit dem Kind zu bleiben, seine Gefühle zu verstehen, seine Erfahrungen zu begleiten.

**SPIEGEL:** Das werden deutsche und amerikanische Eltern kaum anders sehen.

**Druckerman:** Aber die Franzosen vergessen darüber nicht, wo ihre eigenen Grenzen liegen. Nur weil man dem Kind zuhört, muss man nicht tun, was es sagt. Wenn ein französisches Kind sagt: „Ich weiß, wir essen gleich zu Abend, aber ich will



## „Eine unglückliche Mutter kann keine glücklichen Kinder erziehen.“

Pamela Druckerman

trotzdem ein Pain au Chocolat“, dann antworten die Eltern: „Ich verstehe, dass dich das ärgert, aber nein, das geht nicht.“ Punkt. Keine weitere Diskussion.

**SPIEGEL:** Also doch autoritär.

**Druckerman:** Der Ton macht die Musik. Wichtig ist, dass die Eltern zuhören. Die französische Kinderärztin und Psychoanalytikerin Françoise Dolto hat in den Siebzigern den Erziehungsstil der Franzosen revolutioniert. Sie sagte: „Hört den Kindern zu. Nehmt ihre Wünsche ernst.“ Schon Babys seien in der Lage, zu kommunizieren und ihre Eltern zu verstehen. Dolto hat für die Emanzipation der Kinder gesorgt. Das beweist auch ein feiner Unterschied in der Sprache. Schimpft eine Mutter mit ihrem Sohn, sagt sie selten: „Schlag deinen kleinen Bruder

nicht.“ Sondern: „Du hast nicht das Recht, ihn zu schlagen.“ Sie behandelt ihre Kinder als eigenständige Subjekte mit Rechten und Pflichten.

**SPIEGEL:** Welche Rechte zum Beispiel?

**Druckerman:** Ein magisches Rezept französischer Erziehung ist für mich der „cadre“, der Rahmen. Das heißt, man gibt den Kindern klare Grenzen, aber innerhalb dieser Grenzen haben sie ihren Freiraum. Ein Beispiel: Es ist Zeit für die Kinder, ins Bett zu gehen. Sie müssen in ihrem Zimmer bleiben. Aber dort können sie noch ein Weilchen machen, was sie wollen. Das bedeutet: außen ein fester Rahmen, aber innen Freiheit. Beim Essen ist es ähnlich. Eine Regel vieler Eltern lautet: Du musst von allem probieren. Aber du musst es nicht aufessen.

**SPIEGEL:** Haben Sie die französischen Erziehungsrezepte mittlerweile an Ihren drei Kindern erprobt?

**Druckerman:** Zunächst einmal habe ich mich lange dagegen gewehrt. Es fing schon damit an, dass die Französinen kaum oder nur kurze Zeit stillen.

**SPIEGEL:** Was hatten Sie dagegen?

**Druckerman:** Wir Amerikaner behandeln das Stillen oft wie etwas Heiliges. Nicht zu stillen ist in etwa so schlimm, wie sein Kind nicht zu lieben. In Paris dagegen sieht man kaum Frauen, die ihr Kind in der Öffentlichkeit stillen. Und viele Ärzte raten, früh das Fläschchen zu geben.

**SPIEGEL:** Da leisteten Sie Widerstand.

**Druckerman:** Genau. Es gibt vieles, wofür Frankreich berühmt ist: das Essen, der



EMMANUEL PRADIN / WALL STREET JOURNAL

**Mutter Druckerman, Kinder:** „Bei Tisch sollten sie Hunger haben“

Wein, die Mode. Aber Erziehung? Davon hatte ich nie gehört. Es hat gedauert, bis es klick gemacht hat. Mein Schlüsselmoment war das Essen mit meiner Tochter im Restaurant.

**SPIEGEL:** Wie klappt es also, dass die Kinder so gut essen?

**Druckerman:** Die wichtigste Regel ist simpel: Bei Tisch sollten Kinder Hunger haben. Es gibt kaum Snacks zwischendurch. Und das Erste, was sie bei Tisch sehen, ist eine Vorspeise aus Gemüse. Also sind sie hungrig und sehen Gemüse. Irgendwann kapituliert da jedes Kind.

**SPIEGEL:** Meist gibt es in Frankreich drei Gänge zu essen. Uns Deutschen erscheint das ziemlich aufwendig ...

**Druckerman:** ... aber wichtig. Wobei es auf die Reihenfolge ankommt. Serviert man Nudeln mit Brokkoli, essen die Kinder nur Nudeln. Also trägt man nacheinander auf. Den Brokkoli als Vorspeise, und dann erst kommt das Hauptgericht.

**SPIEGEL:** Und das klappt?

**Druckerman:** Ja, wenn man konsequent bleibt. Die Gemüsevorspeise ist bei uns inzwischen ein „fait accompli“. Eine Broschüre, die die Regierung hier zum Thema Kinder und Essen verteilt, rät, viel mit den Kindern über das Essen zu sprechen. Nicht nur: „Schmeckt es?“ Man kann fragen: „Findest du das knusprig? Woran erinnert dich dieser Geschmack?“ Man kann Geschmacksspiele spielen: verschiedene Apfelsorten anbieten und das Kind herausfinden lassen, welche die süßeste und welche die sauerste ist.

**SPIEGEL:** Sie waren als Gast in der „commission menus“ von Paris. Dort werden die Menüs für die Krippen zusammengestellt. Was haben Sie erlebt?

**Druckerman:** Erst einmal dachte ich, die machen Witze. Da fielen Sätze wie: „Nein, nein, Tomaten hatten wir schon letzten Monat. Lasst euch was anderes einfallen!“ Ich habe an diesem Tag die Namen von mindestens 25 verschiedenen Gemüsesorten gehört. Erst als jemand fragte: „Sie essen den Spinat nicht, was sollen wir machen?“, habe ich gemerkt: Es geht wirklich um Kinder.

**SPIEGEL:** Und was kocht man da so?

**Druckerman:** Ein Menüvorschlag für Kitas lautete: Blaukrautsalat und „fromage blanc“, dann Seelachs in Dillsauce mit Biokartoffeln à l'anglaise. Der Käsegang war ein Coulommiers, ein brieähnlicher Weichkäse. Zum Dessert: Bio-Bratapfel. Eine Ernährungsberaterin empfahl Suppe aus grünem Salat. Man koche sie aber nur mit Kartoffeln, damit der Eigengeschmack des Salats gut herauskomme. Ich dachte: Ehrlich? Der Eigengeschmack des Salats? So weit gehen die da.

**SPIEGEL:** Sie schreiben, das häufigste Wort französischer Eltern laute: „Attends!“ – „Warte!“ Wie erzieht man Kinder zur Geduld?

**Druckerman:** Man übt sie. Endlos. Ein Beispiel: Wir unterhalten uns, ein Kind kommt, es unterbricht unser Gespräch, ich sage: „Warte, ich unterhalte mich gerade.“ Das Kind unterbricht wieder, ich sage das Gleiche. Noch mal und noch mal und noch mal. Man möchte meinen, das sei selbstverständlich. Ist es aber in vielen Familien nicht. Eine Studie rechnete kürzlich vor, dass amerikanische Eltern alle zwei Minuten von ihren Kindern unterbrochen werden.

**SPIEGEL:** Viele Eltern sträuben sich gegen den Gedanken, dass ihre Kinder nur still und artig sein sollen.

**Druckerman:** Es geht nicht um Artigkeit, es geht um Respekt. Andersherum gilt genauso: Man unterbricht sein Kind nicht ohne Not, zum Beispiel, wenn es spielt.

**SPIEGEL:** In Ihrem Buch schildern Sie ein berühmtes Experiment des Psychologen Walter Mischel. Er stellte kleine Kinder vor die Wahl: einen Marshmallow, der angeboten wird, gleich zu essen; oder ein wenig zu warten und dafür noch einen zweiten zu bekommen. Mischel traf die Kinder über Jahre immer wieder. Es zeigte sich: Diejenigen, die gewartet hatten, konnten sich besser konzentrieren und kamen in der Schule besser zurecht. Und noch mehr: Als Erwachsene waren sie sozial kompetenter, beruflich erfolgreicher und resistenter gegen Frust.

**Druckerman:** Interessant war, dass die Kinder, die warten konnten, nicht nur da saßen und ins Leere blickten. Sie beschäftigten sich. Sangen ein Liedchen, betrachteten ihre Zehen. Warten zu können, das muss man üben. Wir amerikanischen Übermütter haben Angst, unsere Kinder zu frustrieren. Die Franzosen denken: „Ein Kind, das Frust nicht aushalten kann, wird auf lange Sicht unglücklich.“

**SPIEGEL:** Sie schreiben auch darüber, dass kleine Kinder in Frankreich mehr im Haushalt helfen.

**Druckerman:** Ich kenne eine Zweijährige, die zum Essen die Blätter für den Salat zupft. Das fünfjährige Nachbarsmädchen mischt jeden Abend die Salatsauce. Die Ansicht der Eltern ist: In der Küche helfen, das verleiht den Kindern Selbstbewusstsein. Das ist etwas ganz anderes, als seine Kinder nur zu bedienen.

**SPIEGEL:** Was würde die Amerikanerin in Ihnen stattdessen gern tun? Die Kinder ins Zimmer schicken, ein Lernspiel machen lassen?

**Druckerman:** Wahrscheinlich. Der Fokus amerikanischer Eltern liegt weniger auf Autonomie. Sie sind sehr auf Sicherheit und Kontrolle bedacht, leiten ihre Kinder beim Spiel eher an, als sie zu ermuntern, etwas allein zu machen. Dabei zeigen Studien, dass Kinder, die im Haushalt mithelfen, lernen, ein aktiver Teil der Familie zu sein. Das fördert wesentliche Eigenschaften wie die Empathie.

**SPIEGEL:** Sehen Sie dennoch auch Vorteile in der amerikanischen Art zu erziehen?

**Druckerman:** Etwas mehr Zuversicht und Optimismus würde den Franzosen nicht schaden. Viele Kindergeschichten zum Beispiel enden traurig.

**SPIEGEL:** Zum Abschluss verraten Sie uns jetzt noch, wie es die „commission menus“ geschafft hat, den Kindern Spinat schmackhaft zu machen!

**Druckerman:** Oh, ganz einfach. Die Antwort lautete: „Macht Sauce béarnaise dran!“

**SPIEGEL:** Frau Druckerman, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

# Erleben Sie Indiras Welt



Kostenlose Kataloge:

00 800/24 01 24 01

(Gebührenfrei für D, A und CH)

[www.studiosus.com](http://www.studiosus.com)

Intensiverleben

# Studiosus

Windunfälle mit ultraleichten Lastwagen



September 2009 vor Sylt



Januar 2012 bei Burghausen

VERKEHR

## Flugangst im Lkw

Um die Autobahnmaut zu umgehen, schufen Konstrukteure einen neuen Typ Leichtbau-Lastzug. Er lässt sich billig betreiben, doch bei Sturm fällt er um.

Die Bahnverladung von Lastwagen ist verkehrspolitisch hoherwünscht; sie schont Straßen und Umwelt, obendrein gilt sie als ausgesprochen sicher. Als Fernfahrer in diesem Transportmodus tödlich zu verunglücken ist fast unmöglich. Einmal geschah dies vor dreieinhalb Jahren an der Küste Nordfrieslands.

Am 3. September 2009 wurde ein Lastzug auf dem Hindenburgdamm, der Sylt mit dem Festland verbindet, von einer Windböe aus dem Güterwagen geschleudert. Der Fahrer flog aus der Kabine in die Nordsee und erlag am Unfallort einer schweren Kopfverletzung.

Das Unglück am Wattenmeer ist das bislang folgenschwerste Beispiel einer Serie von Lkw-Unfällen, die sich sonst durchweg auf der Straße abspielen, aber immer die gleiche Ursache haben: Wind.

Wenn Tief „Xynthia“, Orkan „Ulli“ oder andere, namenlose Stürme übers Land fegen, finden sich in den Lokalzeitungen tags darauf häufig Bilder von Lastzügen, die seitlich liegend die Fahrbahn queren oder die Böschung hinabgepurzelt sind, samt Aussagen verdatterter Fahrer. „Mein Kollege sagte nur: ‚Jetzt hat’s unseren Hänger umgewedelt.‘ Da hab ich in den Rückspiegel gedeutelt und das Malheur gesehen“, gab Fernfahrer Roland Engels im März 2010 einem Lokalreporter zu Protokoll, nachdem „Xynthia“ seinen Lastzug bei Querfurt in Sachsen-Anhalt fast von einer Talbrücke geblasen hatte.

Der vorerst letzte von gut 20 bekanntgewordenen Windunfällen der vergangenen Jahre ereignete sich Ende Januar auf der B 95 bei Chemnitz. Ein grotesk verdrehter Lastzug mit flach liegendem Hänger und einem auf die Anhängerkupplung gebockten Zugfahrzeug blockierte stundenlang die Straße in beiden Fahrtrichtungen.

Flugangst geht um in der Transportbranche. Die Häufung von Sturmunfällen ist dabei nicht einer Zunahme der mittleren Windstärken geschuldet. Sie hat eindeutig mit der Konstruktion der Fahrzeuge zu tun: Die betroffenen Lkw sind durchweg Gliederzüge einer extrem leichten Bauweise, die in den vergangenen zehn Jahren zunehmend Verbreitung fand und erkennbar zu dem Zweck konstruiert wurde, die 2005 eingeführte Mautpflicht auf deutschen Fernstraßen zu unterlaufen.

Anders als in Österreich und der Schweiz, wo auch kleinere Lkw mautpflichtig sind, werden in Deutschland erst für Lastwagen ab zwölf Tonnen zulässigem Gesamtgewicht Gebühren erhoben. Die Nutzfahrzeugbauer reagierten auf diese Vorschrift wie Rennwagenkonstrukteure auf ihr Reglement: Sie reizten den Spielraum des Zulässigen aus und schufen

ein Lkw-Gespann, das in der Branche inzwischen als „Mautkiller“ bekannt ist und dessen Verhältnis von Masse und Volumen eher den Regeln des Luftschiff- als des Automobilbaus Rechnung zu tragen scheint.

Es hat die erlaubte Länge und Höhe üblicher Fernlastzüge – 18,75 mal 4 Meter – und sieht diesen auch täuschend ähnlich. Allein Lkw-Kundige erkennen an dem kleineren Fahrerhaus und dem filigranen Fahrgestell, dass hier ein Federgewicht im Gewand des Brummis steckt.

Als Zugfahrzeug dient ein konventioneller Verteiler-Lkw mit rund fünf Tonnen Leergewicht; die Innovation und das Problem zugleich stecken in dem Anhänger: Er ist fast so lang und ebenso hoch wie das Zugfahrzeug, hat aber ähnlich wie ein Wohnwagen oft nur eine zentrale Achse; er wiegt weniger als zwei Tonnen, kaum mehr als ein Standard-Pkw, bietet dem Wind aber eine seitliche Angriffsfläche von bis zu 30 Quadratmetern.

„Das ist ein Großsegel, keine Frage“, sagt Lars Meister, technischer Leiter bei Ackermann Fahrzeugbau in Oschersleben, einem der Hersteller der ultraleichten Transportvehikel. Der Ingenieur leugnet die Risiken nicht, hadert eher damit, dass die Debatte um diesen Fahrzeugtyp das Prinzip des Leichtbaus zu diskreditieren drohe.

Ackermann zählt zu den Pionieren in diesem Sektor, hat schon einen Auflieger-Prototyp aus Carbon-Verbundwerkstoff entwickelt und wirbt mit dem Motto: „Die neue Leichtigkeit aus Oschersleben“. Meisters Hauptanliegen ist die Verschlankeung schwerer Fernlastzüge. Der fluganfällige Mautkiller, so beteuert er, sei lediglich eine unrühmliche Facette einer grundsätzlich segensreichen Entwicklung: „Die Kunden treiben uns immer mehr dahin.“ Und der Gesetzgeber setzt diesem Treiben keine Schranken. Windempfindlichkeit ist in Europa kein Kriterium für die Typgenehmigung von Kraftfahrzeugen.



**Video: Zu leicht für die Straße**

spiegel.de/app132013lkw  
oder in der App DER SPIEGEL



Januar 2013 bei Chemnitz



Dezember 2011 bei Rohrdorf

Das Bundesverkehrsministerium sieht im Prinzip Mautkiller kein drohendes Massenphänomen und somit keinen Handlungsbedarf, die Autobahnmaut auf leichtere Lkw auszuweiten oder Fahrverbote bei Starkwind zu verhängen. Nur aus Gründen der Maut auf leichtere Lkw zu setzen könne für den Spediteur ohnehin „kaum zielführend“ sein, teilt die Behörde knapp mit.

Das Transport-Fliegengewicht darf im Idealfall gut fünf Tonnen Fracht aufnehmen, also nur rund ein Fünftel der Zuladung schwerer Lastzüge. Es eignet sich deshalb nur für wenige Produkte aus dem Warenkorb der Logistik: Isoliermaterialien, leere Plastikcontainer und dergleichen. Leere Glasflaschen sind schon zu schwer.

Dennoch mehren sich solche Leichtgewicht-Transporter auf deutschen Straßen. Ihre Anzahl lässt sich nicht genau ermitteln, da dieser Gespanntyp in der Zulassungstatistik nicht eigens erfasst wird. Nach Schätzungen von Branchenkennern sind es inzwischen einige tausend. Etablierte Transporteure wie die L.I.T. Speditionen GmbH aus Brake bei Bremen setzen vermehrt auf diesen Fahrzeugtyp. Der norddeutsche Großbetrieb mit 700 Lkw entdeckte vor einem Jahr den Mautkiller und gab ihm auch gleich einen schöneren Namen.

100 „Ultralight-Jumbos“ setzt L.I.T. inzwischen ein; Geschäftsführer Simeon Breuer preist sie vor allem als Sparmobile: „Ein schwerer Lastzug verbraucht etwa 30 Liter Diesel pro 100 Kilometer, unsere aerodynamisch ausgefeilten Ultralight-Varianten fahren mit 20 Litern, manchmal sogar etwas weniger.“ Der leichte Lkw spart demnach auf einer Autobahnstrecke von 1000 Kilometern über 100 Euro an Kraftstoff und obendrein mindestens 140 Euro an Maut. Kunden mit leichtem Frachtgut, sagt Breuer, fordern inzwischen gezielt solche Lkw an. Einige, sagt er, „legen zunehmend Wert auf das Thema ‚Green Logistics‘“.

Breuer ist ein Geschäftsmann mit vornehmem Auftritt, ganz Gegenentwurf zum Klischee des skrupellosen Speditors. Das Windproblem bestreitet er nicht. Sein Unternehmen gehe „verantwortungsvoll mit den Fahrzeugen um“, im Januar seien die Fahrer bei Starkwind zweimal ausdrücklich zum Anhalten angewiesen worden.

Dieses Bild vom fürsorglichen Transportbetrieb steht in scharfem Kontrast zu den Verhältnissen, die andernorts rund um das Phänomen Mautkiller beobachtet werden. Unerschrockene Investoren entdeckten diesen Lkw längst als Geschäftsmodell.

So schuf der Unternehmer Gregor Scheipers, Geschäftsführer der Jepa GmbH im westfälischen Senden-Bösenzell, einen ganzen Firmenverbund rund um diesen Nutzfahrzeugtyp. Er besteht aus dem Fahrzeugbauer Spermann in Werne, der die Leichtbau-Lkw produziert, und den beiden Speditionen Max-Logistik in Senden-Bösenzell und Allerlogistic in Wedemark bei Hannover als Abnehmern.

Beide haben sich auf diese Lastwagensorte spezialisiert. Sie betreiben mit einigen hundert Lkw die wohl größte Mautkiller-Flotte der Republik und bedienen alle gängigen Vorurteile über die Ausbeutungshölle des Speditionsgeschäfts. Max-Logistik wurde wiederholt in Internetforen und Fachzeitschriften für Lohndumping und schlechte Arbeitsbedingungen kritisiert.

So nutzte das Unternehmen geschickt den Umstand aus, dass die Ultralight-Gespanne auch von Fahrern mit altem Pkw-Führerschein gesteuert werden dürfen, bezahlte diese offenbar noch schlechter und landete deshalb bereits vorm Arbeitsgericht. Gerade die Fahrer ohne Lkw-Lizenz sind mit den flatterhaften Leichtbau-Trucks oft völlig überfordert. Acht der bisher bekanntgewordenen Unfälle ereigneten sich mit Gespannen der Speditionen aus dem Scheipers-Verbund. Der letzte Lkw, der bei Chemnitz verunfallte,

war ein Fahrzeug von Max-Logistik; der Fahrer, der bei dem Unglück auf dem Hindenburgdamm sein Leben ließ, fuhr für Allerlogistic. Ob die Betroffenen Lkw-Führerscheine hatten, ist nicht erwiesen.

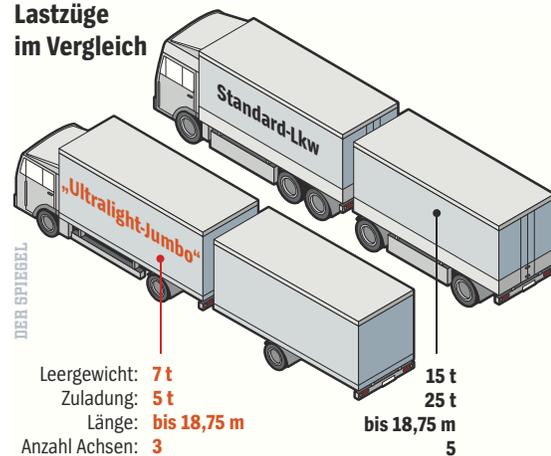
Eine Anfrage mit der Bitte um ein Gespräch lehnten Gregor Scheipers sowie die Geschäftsführer des Herstellers Spermann und beider Speditionen ab. In einem knappen Telefonat erklärte Tina Hoffmann, Geschäftsführerin von Allerlogistic, die Verantwortung für das Unglück auf dem Hindenburgdamm sei der Bahn zugesprochen worden, da sie den Lkw nicht festgebunden habe. Weitere Stellungnahmen gab sie nicht.

Tatsächlich wurde der verantwortliche Zugführer zu einer Geldstrafe wegen fahrlässiger Tötung verurteilt. Er hatte vor der Abfahrt den 32-jährigen Fahrer gefragt, ob der Lkw beladen sei. Als der antwortete: „vollbeladen“, verzichtete der Zugführer auf eine weitere Sicherung des Lkw.

Dass ein vollbeladenes Leichtbau-Gespann noch immer drei Tonnen weniger wiegt als ein leerer Standard-Lastzug, war offenbar weder dem Fahrer noch dem Zugführer bewusst.

CHRISTIAN WÜST

### Lastzüge im Vergleich





50 Jahre jung



# Bewegt seit Generationen.

50 Jahre ZDF  
Die große Jubiläumsshow  
28. und 30. März | 20:15 Uhr



LITERATUR

## Ein Kind im Krieg

„Ja, natürlich wird mich später irgendjemand lieben“, schreibt Lena in ihr Tagebuch. „Aber was soll ich mit später.“ Es sind die Gedanken einer 16-Jährigen, sehnsuchtsvoll und ungeduldig. Lena Muchina schreibt sie am 25. August 1941 in der sowjetischen Stadt Leningrad nieder, dem heutigen St. Petersburg. Seit wenigen Monaten hält sie fest, was sie im Alltag erlebt, ihr „sehr gut“ in der Abgebräupfung und die unerwiderte Liebe zu ihrem Mitschüler Wowa. Dann bricht der Krieg in ihr Leben ein. Fliegeralarm, Stunden im Luftschutzkeller, Hunger und Tod. Ein Jahr beschreibt das Tagebuch des Mädchens, es fällt in die Zeit der Blockade Leningrads durch die deutsche Wehrmacht. An fast 900 Tagen von September 1941 bis Januar

1944 sterben rund eine Million Menschen, die meisten von ihnen durch Unterernährung. Lena Muchina verliert drei der ihr nächsten Menschen, darunter die Mutter, und ist fortan auf sich allein gestellt. Sie ernährt sich von Katzenfleisch, Tischlerleim und den 125 Gramm Brot am Tag. „Ich bin doch erst 17 Jahre alt“, schreibt sie im Februar 1942. „Ich habe überhaupt keine Lebenserfahrung. Wer gibt mir jetzt

Ratschläge? Wer lehrt mich jetzt das Leben?“ Lena Muchinas Aufzeichnungen wurden 2010 im Nationalarchiv in St. Petersburg entdeckt und sind nun erstmals auf Deutsch erschienen. Sie zeigen ein Mädchen, das in vielem noch Kind ist, Geld für Ansichtskarten verschwendet und von Expeditionen als Zoologin träumt, aber das zugleich plötzlich zur Verantwortung gezwungen wird. Das disziplinierte Schreiben spendet ihr dabei Trost: Sie erschafft sich einen imaginären Beobachter des eigenen Schicksals und verhindert so die Selbstaufgabe: „Krieg und Hunger, sei's drum“, schreibt Lena nach dem Tod ihrer engsten Verwandten. „Alles, was wir durchmachen müssen, das alles ist nur vorübergehend. Nur den Kopf nicht hängen lassen.“



**Lena Muchina**  
**Lenas Tagebuch. Leningrad 1941-1942**

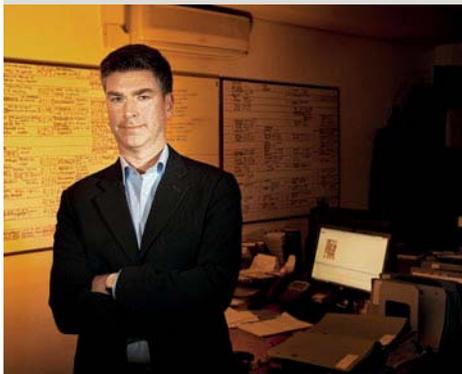
Aus dem Russischen von Lena Gorelik und Gero Fedtke; Graf Verlag, München; 376 Seiten; 18 Euro.



Gestohlenes Rembrandt-Gemälde „Christus im Sturm auf dem See Genezareth“, 1633

VERBRECHEN

## „Versicherung für Gangster“



*Chris Marinello, 50, Direktor des International Art Loss Register in London, über den größten Kunstdiebstahl des 20. Jahrhunderts*

**SPIEGEL:** Herr Marinello, 1990 drangen zwei Diebe in das Isabella Stewart Gardner Museum in Boston ein und stahlen 13 Gemälde im geschätzten Wert von 500 Millionen Dollar: darunter drei Rembrandts, ein Vermeer, ein Manet und fünf Gemälde von Degas. Nun behauptet das FBI, es habe große Fortschritte bei der



FBI-Fahndungsbild der Räuber

Aufklärung gemacht, nennt aber keine Details. Warum?

**Marinello:** Das FBI hofft auf Informationen aus dem kriminellen Umfeld der Diebe. Die Ermittler haben einen Verdacht, wer die Räuber sein könnten. Und sie haben Informationen darüber, in welcher Gegend die Bilder sich befinden könnten. Sie wissen allerdings nicht, wo genau.

**SPIEGEL:** Wie kommt man an Informationen?

**Marinello:** Wahrscheinlich hat das FBI Kontakt zu Leuten, die nach dem Raub mit den Kunstwerken zu tun hatten. Die Beamten haben vor einer Weile einen 76-jährigen Mafioso namens Robert Gentile verhaftet. Gentile hatte Verbindungen zum organisierten Verbrechen in Philadelphia und Boston. Offensichtlich hat das FBI bei ihm eine Liste der Bilder gefunden. Das kann bedeuten, dass er weiß, wo sie sind – was aber nicht heißt, dass er wirklich mit dem Verbrechen zu tun hat. Es ist schon oft vorgekommen, dass kleine Gangster Kunst geklaut haben und dass die Werke dann in den Händen größerer Krimineller gelandet sind.

**SPIEGEL:** Warum werden Gemälde wie diese überhaupt geklaut? Sie sind doch viel zu bekannt, als dass man sie verkaufen könnte.

**Marinello:** Solche Bilder sind eine Art Lebensversicherung für Gangster, eine „get out of jail free card“. Es hat schon oft Situationen gegeben, in denen Kriminelle ihr Wissen über einen Kunstraub nutzten, um für sich einen guten Deal mit der Staatsanwaltschaft auszuhandeln. Sie sagen: Klagt mich für ein kleineres Verbrechen an, und ich verrate euch, wo wertvolle Kunst ist.

**SPIEGEL:** Leiden die Kunstwerke darunter?

**Marinello:** Natürlich. Sie werden selten sachgemäß gelagert, sie werden gegen Drogen oder Waffen getauscht. Die Räuber von Boston haben die Gemälde einfach aus dem Rahmen geschnitten und aufgerollt. Wahrscheinlich liegen sie heute unter irgendeinem Bett oder in einem Schrank – und nicht in Räumen mit spezieller Luftbefeuchtung wie in einem Museum.

POP

## Wo die Lust wohnt

Eigentlich ist der in Hamburg lebende Stefan Kozalla alias DJ Koze, 40, der große Surrealist der elektronischen Tanzmusik. Normalerweise sind die Stücke dieser Musik ja streng auf die Funktionalität des Dancefloors ausgerichtet. Nicht bei Koze. Seine Tracks leben oft von den eigenartigen Stimmen und Geräuschen, die zuerst nicht zu passen scheinen und nach einer Weile doch ihren unwiderstehlichen Sog entwickeln. Feines Geklöppel für die ganz besonderen Stunden. „Amygdala“ heißt sein neues Album, nach dem Teil des Gehirns, der für Angst und auch für Lust zuständig ist.

Ängstlich klingt allerdings keines der 13 Stücke – und auch die Pointen-Psychedelik seines bisherigen Schaffens hat Koze zurückgestellt. Mit großem Ernst handelt dieses Werk von den kleinen Gefühlen: hingetupfte Stim-



Kozalla alias DJ Koze

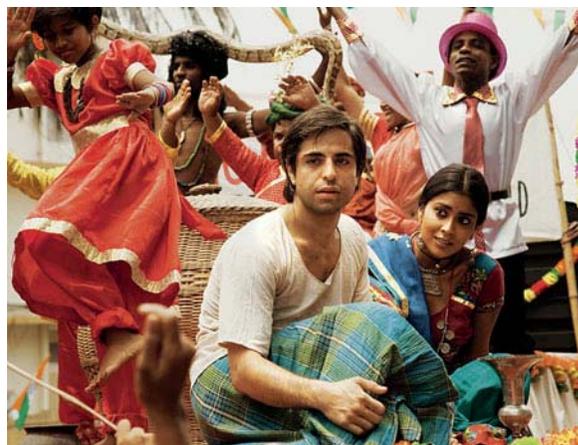
mungen und Sehnsüchte. DJ Koze hat neben Angst und Lust auch die Seele in der Amygdala.

### KINO IN KÜRZE

„Die Jagd“ auf den Kindergärtner Lucas beginnt mit der beiläufigen Äußerung eines kleinen Mädchens: Lucas sei dumm und hässlich, sagt Klara einer Erzieherin, und er habe ihr seinen Penis gezeigt. Aus der unbedachten Lüge eines Kindes wird in einer dänischen Kleinstadt schnell eine vermeintliche Wahrheit. Regisseur und Drehbuchautor Thomas Vinterberg ging es in seinem Dogma-Klassiker „Das Fest“ von 1998 um den Umgang mit sexuellem Kindesmissbrauch, nun interessiert ihn vor allem die Hexenjagd auf einen Unschuldigen. Alte Freunde wenden sich von Lucas ab, er wird zum Aussätzigen. Mads Mikkelsen spielt in diesem beklemmenden Film den Verfolgten als sanftmütigen, später an die Grenzen seiner Duldsamkeit getriebenen Charakter.



„Mitternachtskinder“. In der Nacht des 15. August 1947, in der Indien seine Unabhängigkeit von Großbritannien feiert, wird Saleem Sinai geboren. Er hat magische Kräfte und ist der mit Symbolkraft beladene Held dieser Literaturverfilmung des 1981 erschienenen Erfolgsromans von Salman Rushdie. Mit viel Farbenprotzerei und phantastischen Kostümen erzählt die indischstämmige, in Kanada lebende Regisseurin Deepa Mehta („Bollywood/Hollywood“) von den blutigen Glaubenskriegen, die zur Abspaltung Pakistans von Indien führen; und vom schroffen Gegensatz zwischen der Welt der Reichen und der Hölle der Armut. Vor allem aber bringt die Regisseurin gründlich Ordnung in den überbordenden Erzählwust der Buchvorlage. So ist „Mitternachtskinder“ im Kino keine hitzige Schlacht der Liebeskranken und der Glaubenskrieger, sondern ein kühl elegantes, aber leider auch leidenschaftsloses Melodram.





Erschießungsszene im Film „Unsere Mütter, unsere Väter“ (mit Tom Schilling als Soldat Friedhelm Winter): *Niemand bleibt unversehrt*

# Die Wunde der Vergangenheit

Der ZDF-Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“ bewegte mit einem ebenso widersprüchlichen wie emotionalen Blick auf die Kriegsjahre – und setzt über die Generationen hinweg einen neuen Meilenstein deutscher Erinnerungskultur.

Am Ende, als sich die drei Überlebenden in ihrem früheren, nunmehr verlassenen Berliner Stammlokal wiedersehen, mit leerem Gesicht, stumpfem Blick und verschlossenem Mund, in einer künstlichen Szene – die, nebenbei gesagt, jeder dramaturgischen Wahrscheinlichkeit widerspricht, was aber ohne Bedeutung ist –, in dieser berühmten Stunde null also läuft alles auf einen einzigen Satz hinaus. Keiner der drei kann ihn sagen, dafür klingt er viel zu schwer in Anbetracht des historischen Nichts, vor dem die Heimkehrer stehen.

Es ist ein Kommentar, gesprochen aus dem Off, gewissermaßen die Moral der Geschichte nach dem Untergang im Mai 1945. Er setzt Schlusspunkt und Anfang zugleich: „Bald wird es nur noch Deutsche geben, und keinen einzigen Nazi.“

Der Sturmbannführer hat da schon seine braune Uniform verbrannt, sitzt im faltenlosen Anzug am Schreibtisch der Besatzungsmacht und verkündet ungehört, dass seine Erfahrung gebraucht werde. Die anderen, die wirklich Versehrten, stehen verloren wie Fremde in den Trümmern herum und haben nicht die geringste Ahnung, wie es weitergeht.

Das aber wissen die Zuschauer, denen die historischen Fakten und der Ablauf der Geschichte bestens bekannt sind. Sie wissen, was kommt, wenn die fünf Freunde sich im Sommer 1941 verabschieden mit dem Versprechen: „Weihnachten sehen wir uns wieder.“ Sie kennen das Trügerische der Euphorie, die nach den ersten Kesselschlachten die Truppe siegesgewiss in die Weite des russischen Raums treibt. Sie haben gelernt, dass hinter der Front die Einsatzgruppen wüten, massenhaft morden, Frauen und Kinder nicht verschonen. Dass die kämpfende Wehrmacht sich schon allein deshalb schuldig

machte, weil sie die Verbrechen gegen die Menschlichkeit erst ermöglichte.

Vor allem ist ihnen bekannt, wie es nach dem Zusammenbruch erstaunlich schnell aufwärtsging. Das Wirtschaftswunder als eine Art Kompensation, die Demokratie und die westeuropäische Einigung unter dem Schutzmantel der Alliierten, die deutsche Teilung, der Kalte Krieg, das lange Schweigen und Verdrängen der Kriegsgeneration, die sich mit der Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik wappnete. Und die wiederkehrenden Schockwellen der Aufklärung, der Erinnerung, der Scham, der Trauer und der Vergangenheitsbewältigung, die über die deutsche Gesellschaft seit den sechziger Jahren in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen hinwegrollten.

Warum also dieses ZDF-Epos, das vier- einhalb Stunden lang durch bereits vielfach vermessenem Gelände führt? Wie erklärt sich die emotionale Wucht eines Fernsehfilms, dessen letzte Folge am vergangenen Mittwoch 7,63 Millionen Zuschauer, eine Quote von über 24 Prozent, erreichte? Wäre der Dreiteiler beim Publikum nicht angekommen, hätte das eben auch bedeutet, „dass es keine Bereitschaft mehr gibt, sich mit diesem Stoff der Vergangenheit auseinanderzusetzen“, so Nico Hofmann, der Produzent von „Unsere Mütter, unsere Väter“.

Die Zeitzeugen, die Kriegsgeneration der Opfer und Täter, der Mitmacher, Mitläufer und Widerständler, sterben aus. Mit ihnen vergeht in Deutschland und in Europa die gelebte Erinnerung. Aber die Vergangenheit will nicht vergehen. Wie Untote kehren die Dämonen immer wieder aus dem Dunkel der abstrakten Geschichte ins Leben zurück. Wenn sie die Großeltern und Eltern nicht mehr heimsuchen, weil bald niemand mehr erzählen kann, der noch dabei war, dann spuken sie ungebannt in der Vorstellungswelt der Kinder und Enkel weiter.

Der Zweite Weltkrieg endete vor 68 Jahren. Die Verarbeitung der Geschichte hat Zeit gebraucht, gewiss. Doch eigentlich ist so gut wie alles erforscht, durchleuchtet, gesagt. Für die Nachgeborenen funktioniert Aufklärung nicht mehr über Wissen, über die Konfrontation mit dem harten Sachverhalt der realen Barbarei, sondern über das Gefühl. Es ist, als würden die Deutschen, selbst die ganz Jungen, denen die Nazis und ihre Untaten vorkommen müssen, als wären da Außerirdische am Werk gewesen, noch immer erschauern, wenn sie sich ins Bewusstsein rufen, wozu ihre Großmütter und Großväter in stande waren. Als hätten sie Angst, dass über Generationen hinweg bestimmte Muster des Charakters und des Verhaltens weitertransportiert werden könnten.

Der Begriff der Volksseele oder der des Nationalcharakters ist eine höchst unwissenschaftliche Kategorie. Aber warum

dann das bei jeder Gelegenheit beschwörend wiederholte Gelöbnis „Nie wieder“? Warum die immer wieder bekräftigte Forderung, sich für Demokratie, Freiheit und Menschenrechte einzusetzen, als wäre das eine speziell für Deutsche ersonnene Lehre der Geschichte?

Der Verdacht, so irrational er auch sein mag, lässt sich nicht abweisen, und er wird ja auch im Ausland bei jeder sich bietenden Gelegenheit geweckt: Das deutsche Volk ist ein Sonderfall. Ein in der Singularität seiner Verbrechen im 20. Jahrhundert, nun ja, historischer Irrläufer. Das sich seiner selbst nicht sicher ist und sich deshalb immer wieder seiner selbst vergewissern muss. Eine Nation, die anscheinend auf ewig verwundet bleibt, auf die heilende Kraft der Erinnerung angewiesen ist und sich deshalb in periodischen Abständen auf die Couch der Psychoanalyse begibt. Man muss mit dem Trauma leben und die Wunde gelegentlich aufstechen, damit sie nicht eitert.

Die Reaktionen von Schülern, 15-jährigen etwa, die den ZDF-Film gesehen haben, beweisen, wie wichtig es ist, das große Ganze der Geschichte in die nachfühlbare Erlebniswelt der Einzelnen zu holen. Die Gedenkkultur in ihrer ritualisierten Wiederholung schafft oft ebenso Distanz, und damit manchmal Überdross, wie das holzschnittartige Schulbuchwissen. Die SS-Schergen, das Geschrei von Hitler und Goebbels fallen darin aus Zeit und Raum, die sterile Belehrung verweist in eine andere, unwirklich gewordene Welt. Der Nationalsozialismus mutet dann an wie groteskes Theater, ein Eindruck, den sich Filmemacher wie Quentin Tarantino mit Erfolg zunutze machen.

Ein Film wie „Unsere Mütter, unsere Väter“ bietet dafür das Gegengift eines emotionalen Erweckungserlebnisses. Er versucht, eine Antwort auf die fassungslose Frage der Jungen zu geben: Da sind Opa und Oma dabei gewesen? Unvorstellbar! Was von außen betrachtet, aus der Sicht von Amerikanern zum Beispiel, vielleicht nur wie ein weiteres Schlachtengemälde, ein Kriegsdrama mit anrührenden Schicksalen wie in „Der Soldat James Ryan“ herüberkommt, gewinnt so eine Wahrhaftigkeit, die anders ist als bloß dokumentarisch. Dem Filmproduzenten Hofmann, schon für viele Historienfilme verantwortlich („Dresden“, „Die Flucht“), gelingt seiner Meinung nach „eine Transferleistung zwischen den Generationen“, indem er an persönliche Gefühle rührt, familiäre Bindungen rekonstruiert und seine Helden in der Grauzone des Antiheroischen agieren lässt.

Denn das ist die vielleicht wichtigste Lektion, die die fünf Freunde Greta und Charlotte, Wilhelm, Friedhelm und Viktor vermitteln: Die entscheidende Frage der Nachgeborenen – „Wie hätte ich mich verhalten?“ – wird jeder moralischen

## Chronik einer Aufarbeitung



**1945** Flüchtlinge kehren zurück nach Berlin, im Hintergrund das zerschossene Brandenburger Tor am Pariser Platz



**1945** Amerikanische Soldaten befreien das Konzentrationslager Buchenwald und bergen die Leichen von Hunderten Ermordeten



**1961** In Jerusalem wird der ehemalige SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann zum Tode verurteilt



Deutsche Soldaten an der Ostfront 1941: Die Verantwortung des Einzelnen löst sich nicht auf

GALERIE BILDERWELT

Überheblichkeit entkleidet, ja als letztlich banal oder zumindest marginal entlarvt. Niemand, auch der Feinsinnigste, Anständigste, Gutgläubigste oder Besterzogene nicht, wäre unversehr geblieben. Wie in Jean-Paul Sartres Drama „Die schmutzigen Hände“ gibt es keinen Helden, der unter solchen Umständen sauber bleibt. Schuldig werden sie alle, in unterschiedlichem Ausmaß. Die Diktatur, die für das Individuum die Freiheit der Entscheidung aufhebt, korrumpiert jeden. Die Verantwortung des Einzelnen löst sich nicht in diffuser Kollektivschuld auf. Sich von den Tätern abzugrenzen, sich als ganz anders zu definieren ist das Gegenteil einer kathartischen Läuterung: eine Arroganz derjenigen, die ohne Heimsuchung in wunderschön ruhigen Zeiten leben.

Die fünf Freunde des Films, prototypische, aber nicht thesenhafte, sondern individuelle Figuren, verlieren alle ihre Unschuld, ohne böse zu sein. Denn, so hat der Drehbuchautor Stefan Kolditz sein Projekt beschrieben, „mit den Kategorien Gut und Böse kommst du nicht weiter bei dieser Generation“. Gerade in der prinzipiellen Widersprüchlichkeit jedes Menschen liegt seine Humanität. Die Erkenntnis und das Eingeständnis der

eigenen Unzulänglichkeit, ein zutiefst christlicher Wesenszug, schützen vor der Verdrängung der eigenen dunklen Seiten und vor der Ausbeutung der Schwächen des anderen. Das bringt die Filmhandlung dem Publikum nahe, indem sie ihm keine Ruhe lässt, keine ungebrochene Identifikation mit einem hehren Helden erlaubt.

Die Ängste der Deutschen, entstanden aus den Erfahrungen der Geschichte, wirken sieben Jahrzehnte später noch nach. Sie schaffen bis heute eine Anormalität im politischen Leben der Bundesrepublik, die im Ausland sonderbar ankommen mag, aber nach innen bisher einen verlässlichen Schutz vor Radikalisierung geboten hat.

Ohne das Trauma der Vergangenheit wäre der Eifer schwer zu verstehen, mit dem die demokratische politische Klasse über ein Verbot der NPD diskutiert. Die wehrhafte Demokratie wird an der Wahlurne verteidigt, aufgeklärtes Bewusstsein und ein verlässlicher Rechtsstaat reichen dafür aus. Niemandem in Frankreich käme es in den Sinn, den Front national des Jean-Marie Le Pen und seiner Tochter Marine zu verbieten. Die Partei erreicht, wohlgemerkt, 18 Prozent bei Präsidentschaftswahlen. Belgier, Niederländer,

Skandinavier und Italiener, sie alle müssen sich gegen Extremismus und Populismus von rechts nicht mit Parteiverboten zur Wehr setzen.

Ohne die Wunden, die nicht heilen wollen und dürfen, wäre die Heftigkeit nicht zu begreifen, mit der über jeden Auslandseinsatz der Bundeswehr bis hin zur semantischen Verwendung des Wortes Krieg gerungen wird. Frankreichs Präsident François Hollande hat im Alleingang und buchstäblich über Nacht Kampfverbände zu Land und in der Luft nach Mali entsendet. Deutschland quält sich mit der Entscheidung über ein paar Transport- oder Tankflugzeuge. Zögern ist angemessen, Tabuisierung nicht. Aus dem Schrecken der Geschichte entsteht auch die internationale Schutzverantwortung als Kehrseite des Angriffskriegs.

Und ohne den Schuldkomplex aus der NS-Zeit wäre kaum zu erklären, dass die Bundeskanzlerin und das Volk, das sie repräsentiert, sich nicht provozieren lassen, wenn sie anderswo mit Hitlerbärtchen und Hakenkreuz verunglimpft werden. Sie verharren in einer Mischung aus Gelassenheit und Schamhaftigkeit, die in Washington, Paris oder Moskau undenkbar wäre. Dabei, geben wir es zu: Es trifft

uns, es kränkt uns, es lässt uns zusammenzucken – doch die Aufforderung einiger weniger, den Stecker aus dem Euro-System zu ziehen, findet praktisch kein Gehör. Auch in dieser Ruhe wirkt die Erfahrung nach, die das besiegte und zerstörte, moralisch am Boden liegende Land nach 1945 gemacht hat. Martin Schulz, der Präsident des Europäischen Parlaments, hat sie auf eine prägnante Kurzformel gebracht, die den ganzen Unterschied der Geschichte deutlich macht: Schuman-Plan statt Versailler Vertrag.

Die Rehabilitierung nach dem Nullpunkt 1945, die über die europäische Einigung und das militärische Bündnis der Nato erfolgte, gelang sogar draußen schneller als drinnen. Die Wiederherstellung des Selbstbewusstseins hinkte der des äußeren Ansehens fast immer ein Stück hinterher.

„Die ganze Gründung der Bundesrepublik“, sagt Filmproduzent Hofmann, „fand unter einer unfassbaren Komplettverdrängung statt.“ Der schnell aufkommende Kalte Krieg half dabei und öffnete einen Ausweg für die schleichende Exkulpation. „Antifaschismus“ verkümmerte zur Propagandafloskel der anderen totalitären Ideologie. „Vereisung“ hat der Historiker Götz Aly diese politische und psychologische Selbsttherapie genannt. Die Berichte über die großen NS-Prozesse zu Beginn der sechziger Jahre lasen sich in der Presse wie Nachrichten aus einer Welt von Mord und Totschlag, mit der niemand etwas zu tun hatte. Unsere Nächsten, unsere Verwandten? Wir doch nicht mit denen! „Es redet sich nicht leicht darüber“, bestätigte der alte weise Mahner Hans-Jochen Vogel, Jahrgang 1926, Scharführer in der Hitlerjugend und Unteroffizier in der Wehrmacht, nachdem er den ZDF-Film gesehen hatte.

Bücher, Theaterstücke, Kino- und Fernsehfilme, Ausstellungen und Fotos bildeten die Etappen und manchmal die schmerzhaften Zäsuren eines Marathonlaufs der Aufklärung. Der 1903 geborene Politologe Eugen Kogon, von September 1939 bis April 1945 Häftling im KZ Buchenwald, veröffentlichte schon 1946 sein Standardwerk „Der SS-Staat“. Es wurde in Deutschland über 500 000-mal verkauft.

Der Eichmann-Prozess 1961 in Jerusalem, über den die Philosophin Hannah Arendt berichtete, entdämonisierte den Typus des Schreibtischtäters und Organisators der Judendeportationen, indem er seine „schiere Gedankenlosigkeit“ spektakulär offenbarte. Die furchtbare „Banalität des Bösen“ zeigte sich darin, so Arendt, dass Eichmann außer einer ungewöhnlichen Beflissenheit, alles zu tun, was seinem Fortkommen dienlich sein konnte, überhaupt keine Motive hatte: eine jämmerliche Figur ganz ohne teuflische Faszination zwar, aber eben doch nicht alltäglich.

Im Herbst 1965 führten 15 Bühnen der Bundesrepublik und der DDR am selben Tag das Stück „Die Ermittlung“ des Schriftstellers Peter Weiss auf, eine Theatralisierung der Auschwitz-Prozesse, die zwei Jahre zuvor in Frankfurt begonnen hatten. Eine solche Simultanpremiere in Ost und West hatte es noch nie gegeben.

Kurz vor Ausbruch der Studentenrevolte 1968 verfassten die Psychoanalytiker Margarete und Alexander Mitscherlich ihre Studie über „Die Unfähigkeit zu trauern“. Der Titel wurde zum geflügelten Wort; das Forscherpaar beschrieb die Deutschen nach 1945 als eine Gesellschaft, die die Entwertung ihres Selbstgefühls nur durch das Abschalten der peinlichen Erinnerungen habe ertragen können und deswegen in eine auffällige Gefühlsstarre verfallen sei.

Die 68er-Bewegung verlangte in radikal inquisitorischer Manier Rechenschaft von den Vätern – und ähnelte ihnen doch unbewusst in der Bereitschaft, sich einer großen Sache und ihren Idealen bedingungslos hinzugeben. „Ein junger Mensch“, urteilten die Mitscherlichs, „der nicht ertragen lernte, seine Eltern einigermaßen realitätsgerecht zu beurteilen, wird auch anderen Bereichen der Außenwelt gegenüber blind sein oder sie verzerrt sehen.“ Nichts anderes versucht „Unsere Mütter, unsere Väter“, als den unverstellten Blick auf die Widersprüchlichkeit der eigenen Eltern zu richten.

Gut zehn Jahre später, 1979, erschloss die amerikanische Fernsehserie „Holocaust“ den deutschen Zuschauern anhand des Schicksals der Familie Weiss den Horror der Judenvernichtung. Der vielgeläuterte Rührfilm aus den USA zeichnete den Leidensweg von Millionen Juden in die Gaskammern so drastisch nach wie keine Dokumentation zuvor.

Der Franzose Claude Lanzmann rekonstruierte 1985 die „Shoah“ in seinem neunstündigen Monumentalwerk ganz ohne Leichenberge und schockierende Bilder, eine neue Art des Eingedenkens durch das Zeigen von Landschaften und Gesichtern. Stimmen, die man hört, berichten von dem, was sich zugetragen hat – ein befreiender Film wie ein leiser, beharrlicher Einspruch.

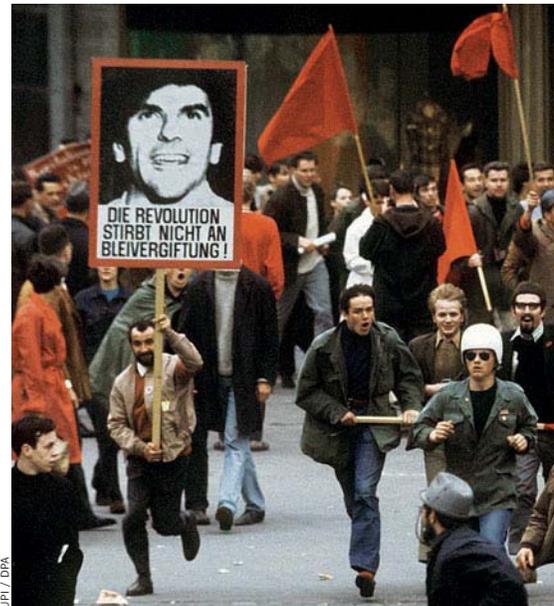
In seinem Spielfilm „Schindlers Liste“ präsentierte Regisseur Steven Spielberg 1993 den guten Deutschen Oskar Schindler, der jüdische Häftlinge für seine Fabrik anheuert und dadurch Hunderten das Leben rettet. Das Ausmaß des Bösen wurde am Beispiel des einen Gerechten sichtbar. Das Gute wie das Böse bleiben letztlich unerklärlich: Warum hat Schindler getan, was er getan hat? Und warum haben nicht mehr Deutsche so gehandelt, wenn er es doch tun konnte?

Ausgerechnet die US-Filme, „Holocaust“ und „Schindlers Liste“, kamen wohl dem am nächsten, was sich die



INTERFOTO

**1967** In ihrem Buch beschreiben die beiden Psychoanalytiker die unzulängliche Vergangenheitsbewältigung der Deutschen



UPI / DPA

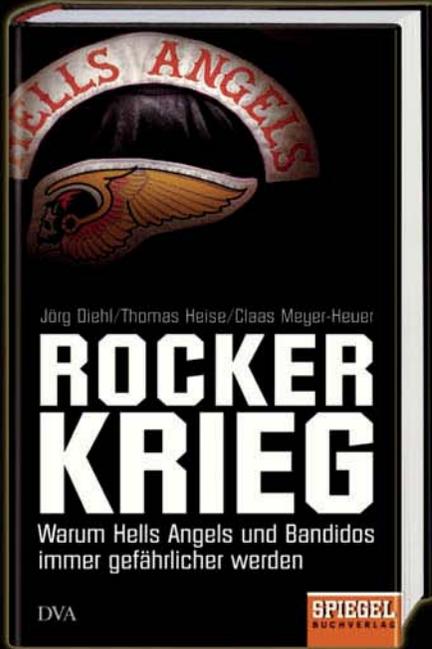
**1968** Unter der Führung des SDS und Rudi Dutschkes beginnt der Aufstand gegen die Generation der Täter-Eltern



KINDERMANN

**1979** Durch die US-Fernsehserie „Holocaust“ begann 34 Jahre nach der Befreiung der KZ eine Diskussion über den Genozid an den Juden

# Mafia auf Motorrädern



Gebunden | 320 Seiten mit Abb.  
€ 19,99 [D] | ISBN 978-3-421-04569-0

Auch als eBook erhältlich.



Hells Angels und Bandidos liefern sich einen erbarmungslosen Krieg. Sie drohen, erpressen und morden, kämpfen um Macht und Einfluss, gegeneinander und gegen den Staat. Jörg Diehl, Thomas Heise und Claas Meyer-Heuer bieten tiefe Einblicke in die deutsche Rockerszene, ihre Regeln, Kämpfe und Geschäfte, und zeigen eindrucksvoll, warum die Biker-Banden auch in Zukunft eine ernstzunehmende Gefahr darstellen.



Hier geht's zum Buch-Trailer.

Erhältlich im Buchhandel und bei [www.spiegel.de/shop](http://www.spiegel.de/shop)

**SPIEGEL**  
BUCHVERLAG

**DVA**  
[www.dva.de](http://www.dva.de)

Seelenkundlerin Mitscherlich an Erinnerung vorgestellt hatte. Flankiert wurden die Anstrengungen des Gedächtnisses von historischen Kontroversen und polit-ideologisch aufgeladenen Debatten, die regelmäßig die in ihrer Friedfertigkeit ruhende Wohlstandsgesellschaft durchschüttelten.

Der Berliner Historiker Ernst Nolte, von Haus aus Philosoph und ein unglücklicher Schüler Martin Heideggers, trieb 1986 die geschichtsrevisionistische Provokation so weit wie kein anderer Wissenschaftler: Mit seiner These, der sowjetische „Archipel Gulag“ sei ursprünglicher als der KZ-Staat der Nazis, der Klassenmord der Bolschewiki das Vorbild für den Rassenmord der Nationalsozialisten an den Juden gewesen, relativierte er die deutschen Verbrechen bis an die Grenze zur moralischen Indifferenz.

Ein Jahrzehnt später wiederum ließ die Wucht der Bilder – Fotos lachender und feixender Landsler vor Hingerichteten – die Wehrmachtsausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung zur umstrittensten Schau der neunziger Jahre werden. Trotz etlicher handwerklicher Fehler, falscher Zuordnungen und Bild-

## Die Bußpflicht ist ein Wesenszug der modernen europäischen Befindlichkeit.

unterschriften zerstörte sie den Mythos von der sauberen Wehrmacht endgültig. „Der Krieg ist keine Maschinerie“, erklärte Institutschef Jan Philipp Reemtsma, „sondern ein Raum, in dem Entscheidungen von Individuen getroffen werden.“ Getreu dieser Maxime entlässt auch „Unsere Mütter, unsere Väter“ seine gebrochenen Helden nicht aus der Verantwortung für das eigene Tun.

Der vermeintliche Anschlag auf die „Ehre“ des deutschen Soldaten löste einen Streit aus, der schließlich zur vorläufigen Schließung der Ausstellung führte. Über 150 Divisionen mit insgesamt acht Millionen Soldaten kämpften ab 1941 an der Ostfront. Wie viele davon Verbrechen begingen, ist nicht annähernd geklärt. Wilde und oft genug willkürliche Zahlenspielerereien reichen von unter 5 bis zu 80 Prozent.

Warum mordeten Männer, die scheinbar Durchschnittsbürger, ganz gewöhnliche Deutsche waren? Der allgemeinen Bereitschaft zur Bußfertigkeit versetzte 1996 der Amerikaner Daniel Goldhagen einen weiteren schweren Schlag. In seiner Studie „Hitlers willige Vollstrecker“ belebte er die These von der Kollektivschuld der Deutschen aufs Neue – ein Volk von Tätern, gefangen in unentrinn-

barer Schuld. Goldhagen behauptete, die Vernichtung der Juden sei ein nationales politisches Ziel der Deutschen gewesen, eine gesellschaftliche Norm sozusagen.

Seine Diagnose eines gewissermaßen pathologischen, historisch wie genetisch bedingten Grundzustands der Deutschen löste einen Aufschrei aus. Nichts ist kränker als die Verweigerung der Vergebung im Schuldkomplex. „Die Geschichte, genauer, die von uns angerichtete Geschichte ist ein verstopftes Klo. Wir spülen und spülen, die Scheiße kommt dennoch hoch“, konstatierte Günter Grass in seiner Novelle „Im Krebsgang“.

Die Bußpflicht, das wiederholte Ansetzen des Skalpells an sich selbst, ist ein Wesenszug moderner europäischer Befindlichkeit geworden. Deutschland hat keinen Mangel an „Vorturnern der Zerknirschung“ (so die provokante Formulierung des französischen Philosophen Pascal Bruckner), es ist übersät mit Gedenkstätten, Erinnerungsorten, seine Geschichte gesäumt von runden und unrunder Jahrestagen des Schreckens und des Grauens.

Das Ausland blickt mit einer Mischung aus Misstrauen und Hochachtung auf diese „immerwährende Buße“, ein säkulares politisches Flagellantentum, das zunehmend auch dem Rest Europas als vorbildlich empfohlen wird. Vom Gift der Verdammnis ist ja kaum eine europäische Nation frei, die Verwalter der Schande haben allenthalben gut zu tun. Aber steht der Unabweisbarkeit des Erinnerns nicht auch „das Gebot zu vergessen“ entgegen, wie es der Münchner Althistoriker Christian Meier angeregt hat? In früheren Zeiten war nicht Erinnern, das Offenhalten der Wunde, sondern Vergessen, die Amnestie, das Heilmittel, mit einer schlimmen Vergangenheit fertig zu werden.

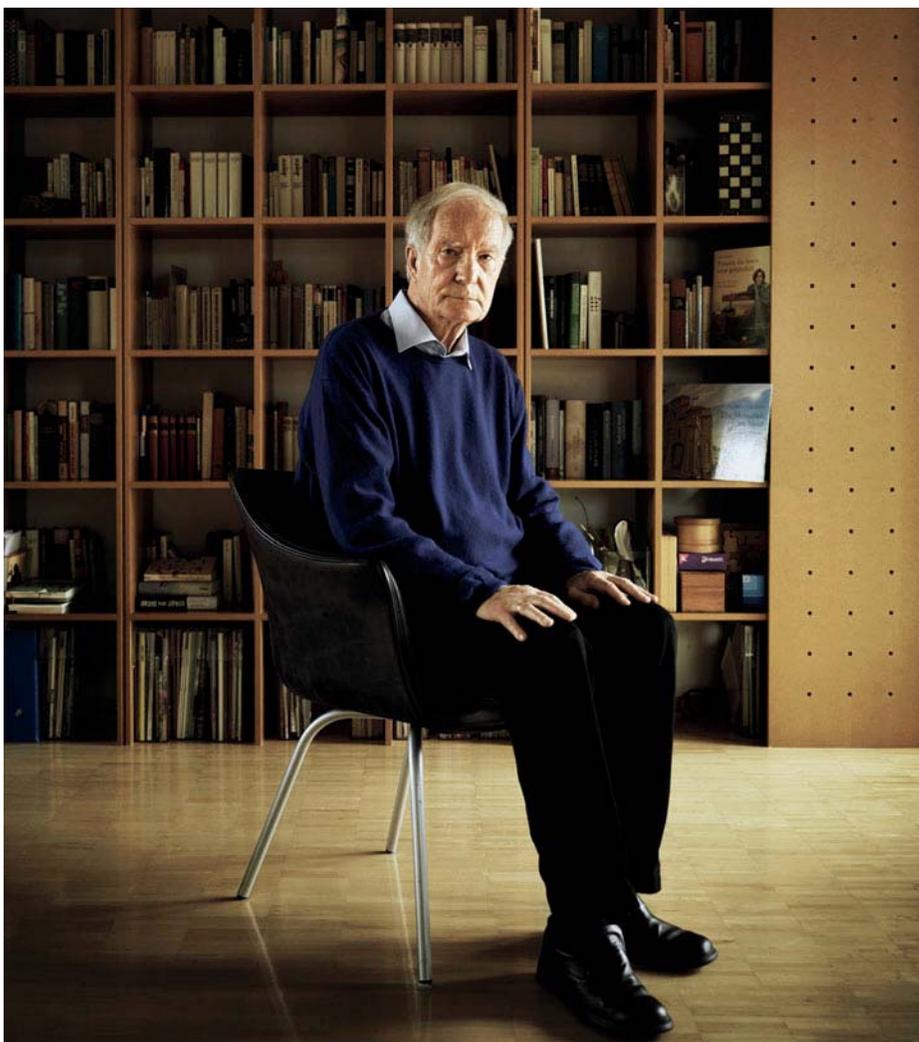
Für die Deutschen, so scheint es, ist das nicht möglich. Man muss der Schuld ein Ende setzen, nicht der Erinnerung. Deshalb sind auch die fortgesetzten öffentlichen Entschuldigungen so wichtig; in ihnen wird das Wort zur Tat, die Eintracht und Gemeinschaft stiftet. Nur darf die permanente Büberhaltung nicht zur politischen und moralischen Selbstlähmung führen, kein Alibi werden, hinter dem sich die Verantwortung zu handeln versteckt.

Es gibt eine Art des schlechten Gewissens, das die Sünde nicht wirklich bereut, sondern sich an ihr weidet. Katholische Prediger haben früher gern vier Arten des Gewissens unterschieden: das gute ruhige, das gute aufgewühlte, das schlechte aufgewühlte und das schlechte friedliche. Die erste Kategorie liegt ein für alle Mal außer Reichweite. Deutschland, so kann man bilanzieren, muss aufpassen, dass es nicht in letztere verfällt.

ROMAIN LEICK

# „Ich hätte es wohl auch getan“

Der Psychoanalytiker Hartmut Radebold, Jahrgang 1935, über Kriegstraumata, Verarbeitungsstrategien und seine Kindheit im Dritten Reich



**Analytiker Radebold:** „In den Familien ist nicht viel gesprochen worden“

**SPIEGEL:** Herr Radebold, Sie haben die Folgen von Kriegstraumata erforscht. Nun sind durch den ZDF-Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“ die Zeitungen voll mit diesem Thema, Zeitzeugen erzählen. Warum? Wir befassen uns doch seit Jahrzehnten mit der NS-Zeit und hatten das Gefühl, so langsam alles zu wissen.

**Radebold:** In den Familien selber ist nicht viel gesprochen worden. Ich bedaure das. Ich bedaure auch, dass der Film erst jetzt gedreht werden konnte. Die Protagonisten entstammen den Jahrgängen der kurz

nach 1920 Geborenen, von denen kaum noch welche leben. Und von den Lebenden ist ein großer Teil dement. Der Film redet eigentlich über die Verstorbenen.

**SPIEGEL:** Warum werden im Alter die frühen Erlebnisse so besonders bedeutsam?

**Radebold:** Das Älterwerden schwächt unsere „seelische Betondecke“, unter der wir diese Gefühle begraben haben. Die Berufstätigkeit, die uns gehalten hat, ist weg. Wir Älteren verlieren psychische, physische und soziale Funktionen. Viele werden abhängig, und alte Situationen von Ausgeliefertsein werden wieder belebt. Ehepartner und Freunde sterben.

Die Älteren müssen trauern über die Verluste. Und wenn sie als Kind nicht gelernt haben zu trauern, erstarren sie und werden depressiv, manche sogar suchtkrank.

**SPIEGEL:** „Opa erzählt vom Krieg“ – das ist in vielen Familien ein geflügeltes Wort.

**Radebold:** Ja, aber die Soldaten haben nur die abenteuerlichen Geschichten erzählt, die Heldentaten. Schrecken, Angst und Panik sind schwerer erzählbar. Und auch etwas anderes passiert: Die Inhalte werden in den Erzählungen von den Affekten getrennt. Jemand erzählt eine Geschichte von früher, aber das, was er gefühlt hat, empfindet er nicht mehr.

**SPIEGEL:** Wie haben Sie die Serie aufgenommen?

**Radebold:** Ich habe nur ein Viertel der ersten Folge gesehen, dann musste ich rausgehen. Meine Frau hat es ganz gesehen und mir ausführlich davon erzählt.

**SPIEGEL:** Warum sind Sie rausgegangen?

**Radebold:** Ich war tief beunruhigt.

**SPIEGEL:** Der Film hat doch nichts gezeigt, was Sie nicht längst schon wussten.

**Radebold:** Natürlich. Aber da tauchte etwas auf, was jenseits des Intellektuellen liegt – Gefühle.

**SPIEGEL:** Welche?

**Radebold:** Angst, Verzweiflung. Die Hauptfiguren des Films sind zwar älter als ich, aber ich war gegen Ende des Kriegs immerhin neun Jahre alt.

**SPIEGEL:** Welche Szenen haben Sie beunruhigt?

**Radebold:** Die Szene, in der die ersten russischen Soldaten auftauchten. Mein Bewusstsein weiß natürlich, was die Deutschen alles Furchtbare mit den Russen gemacht haben, doch zugleich gibt es in meinem Unbewussten offenbar eine bestimmte Schicht – eine, die auf Bilder und Laute anspricht –, die mich dazu bringt, in den Russen die Täter zu sehen.

**SPIEGEL:** Wie erklären Sie sich das?

**Radebold:** Ich bin in Berlin aufgewachsen. Als wir 1943 ausgebombt waren, wurden wir, meine Mutter, mein Bruder und ich, nach Berlinchen, 50 km östlich der Oder, evakuiert. Mein Vater war als Arzt im Krieg. Ende Januar 1945 kamen die Russen mit Panzern in den Ort. Als der Apotheker eine Panzerfaust abfeuerte, haben die Russen zurückgeschossen.

**SPIEGEL:** Wie haben Sie reagiert?

**Radebold:** Wir sind zur Hintertür des Hauses raus auf einen halbzugefrorenen See, die Eisdecke hatte Risse. Wir landeten auf einer Insel, auch die wurde unter Beschuss genommen. Nach zwei Tagen Flucht kamen wir in ein kleines Dorf. Bald danach haben die Russen meinen 15-jährigen Bruder mitgenommen, weil sie im Hinterland Arbeitskräfte brauchten. Bis zum 4. April habe ich dort alles miterlebt.

**SPIEGEL:** Möchten Sie erzählen, was Sie erlebt haben?

**Radebold:** Sie merken, es steigt großer Kummer in mir auf. In einigen Bäumen hingen tote Soldaten am Strick. Und die Russen sind jede Nacht gekommen und haben die Frauen geholt.

**SPIEGEL:** Um sie zu vergewaltigen?

Mein Bruder kam erst 1947 aus der russischen Zivilgefangenschaft schwerkrank zurück. Er litt an Hungerödemen, so dass er aufgetrieben war. Die Leute auf der Straße riefen ihm nach: „Woher hast du denn das ganze Essen?“

**SPIEGEL:** Diese ganzen Bilder und Erinnerungen wurden jetzt durch die kurze Filmszene wieder wach?

**Radebold:** So ist es. Sie dürfen nicht vergessen: Das Unbewusste kennt keine Zeitvorstellung. Intellektuell weiß ich, es liegt Jahrzehnte zurück, aber unbewusst ist das alles immer da.

**SPIEGEL:** Was haben Sie gemacht, nachdem Sie Ihren Fernsehabend unterbrochen?

**Radebold:** Ich bin in den Keller gegangen und habe an meiner Modelleisenbahn weitergebaut.

**SPIEGEL:** Die nichtjüdischen Deutschen waren in der NS-Zeit vor allem Täter. Und das zeigt der Film „Unsere Mütter, unsere Väter“ auch. Die Protagonisten töten und verraten. Zugleich zeigt der Film die Mechanismen des Hineingeratens in Schuld, die Täter werden auch Opfer totalitärer Strukturen. Werden dadurch die Täter unangemessen entlastet?

**Radebold:** Der Film lässt zu viel aus, die Familiengeschichten der Protagonisten und ihre nationalsozialistischen Prägungen werden nicht untersucht. Woher der Fanatismus kommt, erklärt der Film kaum.

**SPIEGEL:** Aber unterliegt nicht auch Ihr Forschungsansatz einem problematischen Gedanken? Wenn wir die Erlebnisse der Soldaten als traumatisch begreifen, fangen wir an, sie zu bemitleiden. Zugleich verbietet sich doch jede Form von Mitleid angesichts der Verbrechen der Deutschen.

**Radebold:** Sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen bedeutet nie, sich automatisch zu entlasten.

**SPIEGEL:** Was kann eine solche Auseinandersetzung im Idealfall bewirken?

**Radebold:** Sie schließt jedenfalls das Erschrecken über sich selbst mit ein. Wenn ich auf mich zurückschaue, dann sehe ich ein Kind, das auch geprägt wurde von all dem, was die Propaganda vermittelte. Schauen Sie, ich sollte im März 1945 auf eine Napola kommen ...

**SPIEGEL:** ... eine nationalsozialistische Eliteschule ...

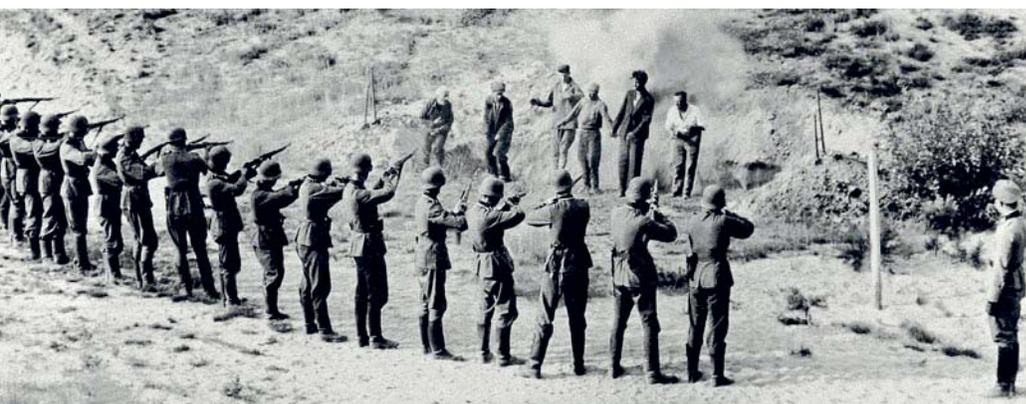
**Radebold:** ... und ich war enttäuscht, dass das nicht mehr ging. Ich habe mir später auch vorgestellt, was ich für eine Karriere im Dritten Reich gemacht hätte. Ich sah aus wie aus einem Rasse-Lehrbuch, groß, blond, blaue Augen. Heute weiß ich: Nach der Napola und der Ordensburg wäre ich wohl in die SS gekommen. Meine Vermutung ist: Wenn jemand mir, wenn ich damals 20 geworden wäre, eine Pistole in die Hand gedrückt und gesagt hätte: „Erschieße die Untermenschen“, ich hätte es wohl auch getan.

**SPIEGEL:** Es gab auch innerhalb Ihrer Zunft Bedenken, sich der Kriegsthemen anzunehmen.

**Radebold:** Ja, die gab es, das habe ich zu spüren bekommen. Wir haben als interdisziplinäre Forschungsgruppe „weltkriegs2kindheiten“ bis 2004 massive Attacken erlebt. Ich selber war ja auch so identifiziert mit der deutschen Schuld, dass ich mir lange nicht zubilligen konnte, dass ich eine traumatisierende Kindheit hatte.

**SPIEGEL:** Waren die Erlebnisse, von denen Sie eben berichteten, in Ihrer Lehranalyse nie Thema?

**Radebold:** Nein. Meine Lehranalytikerin war zu NS-Zeiten Vorstandsmitglied einer kommunistischen Untergrundpartei gewesen und sehr gefährdet. Meine Erfahrungen als Kind im Krieg erschienen ihr für meine Entwicklung unwichtig. Eine ähnliche Erfahrung haben viele mei-



DAVID SLAMA / ZDF (O.); BFR (U)

Exekutionen in „Unsere Mütter, unsere Väter“, an der Ostfront 1941: „Ich war tief beunruhigt“

**Radebold:** Ja.

**SPIEGEL:** Ihre Mutter auch?

**Radebold:** Wir waren alle in einer Scheune zusammengetrieben worden. Meine Mutter hat dort eine Kuhle ins Heu gegraben, sich hineingelegt, eine Decke über sich gezogen und mich gebeten, mich darauf zu legen. „Wenn die Russen kommen, dann sehen sie nur einen kleinen Jungen“, sagte sie. So war es auch. Wenn eine Taschenlampe kam, sind die anderen Frauen geholt worden. Aber ich habe meine Mutter beschützen können.

**SPIEGEL:** Hat das eine besondere Nähe zwischen Ihnen gestiftet?

**Radebold:** Ja, aber als sie nach dem Krieg erfuhr, dass mein Vater tot war, ist sie für immer erstarrt, hat nie wieder gewieint.

**SPIEGEL:** Sie sind quasi in Ihre Kindheit zurückgekehrt?

**Radebold:** Und zwar in den Teil meiner Kindheit vor den schlimmen Erlebnissen. Im Januar 1945 haben mein Bruder und ich unsere Eisenbahn im See versenkt, „damit die bösen Russenkinder sie nicht kriegen“.

**SPIEGEL:** Warum ist ausgerechnet das Fernsehen so wirkmächtig? Viele NS-Opfer haben erst nach der Fernsehserie „Holocaust“ (1978) angefangen, über ihre Erlebnisse zu sprechen.

**Radebold:** Gefühle sind insbesondere an Bilder gehaftet. Die Serie „Holocaust“ zeigt auch Alltagsbilder. Über Bilder entsteht etwas, was wir Trauma-Reaktivierung nennen.

ner Kolleginnen und Kollegen in ihrer Lehranalyse gemacht.

**SPIEGEL:** Dennoch kam aus der Psychoanalyse der entscheidende Anstoß für die Deutschen, über die NS-Zeit nachzudenken: das Werk Ihrer Kollegen Alexander und Margarete Mitscherlich „Die Unfähigkeit zu trauern“. Es erschien 1967 und führte mit dazu, dass die Studenten ihre Väter mit deren Taten konfrontierten.

**Radebold:** Ich schätze die Mitscherlichs sehr, und unser Institut hier in Kassel heißt nach Alexander. Aber einiges finde ich hochproblematisch. Der Titel weist in eine falsche Richtung. Die Leute waren nicht unfähig zu trauern, sie waren erstarrt, das ist ein Unterschied. Außerdem hatte Mitscherlich vorher schon ein anderes Buch geschrieben: „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“. Er hat darin die Vaterlosigkeit als ein rein sozial-psychologisches Phänomen beschrieben. Es gab aber doch 2,5 Millionen Kinder, die vaterlos aufgewachsen sind, einige von ihnen muss er in seiner Praxis in Heidelberg behandelt haben.

**SPIEGEL:** Sie diagnostizieren ausgerechnet bei den Mitscherlichs, den Säulenheiligen Ihrer Zunft, diesen blinden Fleck?

**Radebold:** Margarete Mitscherlich hat Anfang der achtziger Jahre ein Buch zusammen mit einer Journalistin geschrieben über Männer, die insbesondere zu keiner Bindung fähig seien. Sie führten zehn Beispiele auf, sieben davon sind Kriegskinder. Aber dass die Ursachen in Kriegserlebnissen zu suchen sind, das nehmen die Autorinnen nicht wahr.

**SPIEGEL:** Kamen Ihre Patienten zu Ihnen, um über Kriegserlebnisse zu reden?

**Radebold:** Nein, sie kamen mit Symptomen, und erst über die habe ich Zugang zu den Schrecken bekommen. Einer war ein Unternehmer, seine Firma kam ins Rutschen, weil er Schlafstörungen hatte. Er konnte nur für zwei bis drei Stunden in einem Liegestuhl schlafen. Es kam heraus, dass er Fallschirmjäger gewesen war. Er war quasi immer auf der Flucht auf seinem Liegestuhl. Aber 1974, als er zu mir kam, war der Krieg für mich selbst noch so tabu, dass ich noch nicht die richtigen Fragen stellen konnte. Ein anderer Patient stammte aus einer Soldatenfamilie, er war damals als 20-Jähriger in einem Bunker verschüttet und mühselig herausgeholt worden. Als er in den achtziger Jahren zu mir kam, litt er unter so schweren Angstzuständen, dass er arbeitsunfähig war. Nach ein paar Sitzungen erzählte er, wie er – das erste Mal nach 40 Jahren – wieder die Bunkerszene geträumt habe. Ihm ging es bald wieder gut.

**SPIEGEL:** Warum kamen diese Männer gerade zu Ihnen?

**Radebold:** Sie wollten eindeutig mit einem Mann reden. Die Leute, die lange Zeit bei mir in der Analyse waren, haben angefangen zu trauern, über das, was passiert

ist. Ich habe aber nie jemanden von den Haupttätern bei mir gehabt. Die sind vermutlich nicht in Therapien gegangen, jedenfalls kenne ich keinen publizierten Behandlungsbericht. Sie dürfen ja auch nicht vergessen: Psychoanalyse galt damals als jüdische Wissenschaft. Aber die Täterkinder, auch von hoch verantwortlichen Vätern, sind zu mir gekommen. Ebenso die Kinder von im Krieg Verfolgten.

**SPIEGEL:** Warum sollten sich die Nachgeborenen mit den Kriegserlebnissen ihrer Vorväter auseinandersetzen?

**Radebold:** Viele Kinder haben unbewusst die Symptome ihrer Eltern übernommen. Ein Patient träumt die Panzerangriffe, die sein Vater erlebt hat. Die Erwachsenen haben doch viel mehr durch Gebärden, Gesten, angedeutete Dinge erzählt, als ihnen klar ist. Das haben die Kinder übernommen und sich hoch identifiziert. Eltern geben unbewusst Aufträge an ihre Kinder weiter: Setz das Leben der Familien fort, macht es besser und beschützt uns, damit wir nicht dekomensieren.

**SPIEGEL:** Sie haben zwei Kinder. Haben auch Sie Ängste weitergegeben?

**Radebold:** Mein Sohn wurde 1970 geboren, meine Tochter 1967. Meine Frau ist auch ein Kriegskind. Unsere Tochter hat sich als Erwachsene intensiv mit mir auseinandergesetzt. Das war schmerzhaft. Ihre Vorwürfe waren typisch für die der heute 40- bis 60-Jährigen, die jetzt überall auf der Couch liegen. Sie sagen, ihr habt uns erzogen nach Maßstäben, die ihr nicht erklärt habt: Warum muss ich mich ständig absichern? Ihr habt versucht, uns äußerlich zu verwöhnen mit allem, was ihr nicht gehabt habt – Spielzeug, eigenes Zimmer –, aber ihr wart innerlich nicht erreichbar. Ihr habt kein Gehör gehabt für unsere „kleinen“ Schwierigkeiten. Weil ihr so viel schlimmere Sachen bewältigen musset, so sagen sie, haben wir die Botschaft bekommen: Das habt ihr allein zu schaffen.

**SPIEGEL:** Deutschland ist trotz allem eine vorzeigbare Nation geworden. Wie war das möglich?

**Radebold:** Das Wirtschaftswunder sei eine hypomanische Aufbauleistung gewesen, sagen meine Kollegen. Wir, die Kriegskinder und unsere Eltern, hätten gearbeitet und gearbeitet, um uns nicht unserer Schuld und unseren Traumata zu stellen. Da ist etwas dran. Aber es hat auch damit zu tun, dass viele nachdenklich aus dem Krieg zurückkamen. Wir Kriegskinder haben dann gesagt: Nie wieder Krieg. Die Täterkinder haben sich zu einem großen Teil auseinandergesetzt mit der Schuld ihrer Eltern. Es ist ein insgesamt guter Prozess. Aber er ist nicht abgeschlossen.

**SPIEGEL:** Was fehlt?

**Radebold:** Ich hoffe, dass nun bald ein Film über uns Kriegskinder kommt. Ich würde gern am Drehbuch mitschreiben.

**SPIEGEL:** Herr Radebold, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



EBERHARD LAUE / ASPECT

**1993** Bei einem Uno-Einsatz in Kambodscha stirbt der erste deutsche Soldat seit dem Zweiten Weltkrieg – insgesamt sind es 100 Tote



DPA

**1995** Eine Wanderausstellung zeigt die Beteiligung der Wehrmacht an den Verbrechen des NS-Regimes und am Holocaust



L. REGAN / CORBIS SABA

**1996** Daniel Goldhagens Buch „Hitlers willige Vollstrecker“ über deutschen Antisemitismus löst eine neue Schuld-Debatte aus



MIGUEL RIOPA / AFP

**2012** Aller Aufarbeitung zum Trotz: Bei Demonstrationen gegen die EU-Politik wird Bundeskanzlerin Merkel als Nazi dargestellt

# Die letzte Schlacht

Er hatte im Krieg Dinge gesehen, die ein Mensch besser nie zu sehen bekommt. Danach wollte der Gymnasiallehrer Heinz Otto Fausten nur noch nach vorn blicken.

Bis sein Sohn kam und wissen wollte, ob sein Vater ein Mörder war. *Von Jürgen Dahlkamp*

Ottooooo..! Dieser Schrei, dieser schreckliche Schrei. Der in ihm dröhnt, hallt, widerhallt, seit 71 Jahren. Dieser Schrei, gellend und grausam, den nur er jetzt hören kann, hier an diesem Esstisch. In einem Häuschen am Ende einer ruhigen Sackgasse. In der Stille eines Wohnzimmers, mit Tulpen in der Vase und dem Lebkuchenherz am Regal, darauf in Zuckerguss „Opa ist Spitze“.

Ottooooo..!

Und dann ist Heinz Otto Fausten wieder zurück, in Kalikino, im Graben. 71 Jahre und 2240 Kilometer entfernt, eine Reise, die er im Bruchteil einer Sekunde macht. Zurück in einem anderen Leben, mit 21, das nur ein Überleben war, roh und rücksichtslos.

Er kauert auf der Erde, neben sich Ekkehardt, sein Freund, sie ducken sich in den Graben, die ganze Kompanie, einer neben dem anderen, der Graben ist ihr einziger Schutz. Plötzlich schreit der Kompaniechef an der Spitze nach hinten: „Gruppe Fausten nach vorn.“ Fausten rührt sich nicht, er ahnt, wer jetzt geht, geht in den Tod. „Halt die Schnauze, Ekkehardt.“ Aber Ekkehardt ruft: „Wir kommen.“

Acht Mann. Sie sollen das Dorf einnehmen, sie kriechen an den Toten, den Verwundeten vorbei, die es versucht haben. Die Russen greifen mit allem an, was sie haben: Maschinengewehren, Panzerabwehrkanonen, Handgranaten. Schreck, Degenhard, Mörscher: sofort tot. Tritschler taumelt zu Fausten, die linke Hand baumelt nur noch an den Sehnen, Tritschler reißt sie sich mit der anderen Hand vom Arm ab.

Und rechts neben ihm liegt Ekkehardt, getroffen. Fausten will zu ihm, aber er läuft in einen Gegenangriff, schießt sein Magazin leer, muss zurück. Russen, Deutsche, jeder rennt und schießt, um nicht zu sterben. Rennt und schießt, bis er stirbt. Fausten rennt und überlebt. Mit einem Verwundeten, den er sich im Feuer auf den Rücken packt. Dann hört er ihn. Ekkehardt. Seinen Schrei. „Ottooooo..!“ Immer wieder. Flehend. Hoffend. Verzweifelt. Bis der Schrei er stirbt. In Kalikino, im Oktober 41.

Sinzig am Rhein 2013: Faustens Stimme zittert, seine Augen sind tränenfeucht, es

ist an diesem Abend das erste Mal, dass die Wucht des Erinnerns die Panzerung durchschlägt. Bis dahin hatte Fausten vom Krieg erzählt, so wie es viele, die dabei waren, auch schon getan haben: merkwürdig nüchtern. Trotz seiner 92 Jahre mit einer fotografischen Präzision in den Abläufen. Als ließe sich das Wesen des Krieges am besten in der Art eines Wehrmachtsberichts erfassen. Oder als könnte man dem Schrecken des Krieges und alledem, was er mit einem macht, auf diese Weise am besten entgehen.

Fausten hatte rapportiert, dass er als Panzergrenadier mit seinem Schützenpanzer von hier, die Rote Armee von dort angegriffen hatte, dass Widerstand „gebrochen“, der Gegner mit dem Maschinengewehr „beharkt“ wurde, ein Kamerad fiel, der andere davonkam. Und dann weiter im Bericht, was geschah und wer auf wen schoss. Dienstränge, Namen, Orte, Tote. Geschichten mit den kalten Augen seiner Generation, die alles gesehen hat, was man besser nicht sieht.

Nur war es nicht diese Art von Frontmeldung, die sein Sohn Peter von ihm hören wollte. Nicht als Kind. Erst recht nicht als Jugendlicher, in der Zeit nach 1968, mit seinen Fragen nach Schuld und Verantwortung. Und auch jetzt nicht, mit 60, an diesem Abend, vergangene Woche. Stattdessen war es immer das Warum, das Peter Fausten interessiert hat. Warum sein Vater mitgemacht hatte. Und ob er in diesen Jahren in Russland mehr verloren hatte als sein rechtes Bein. Sein Gewissen.

Bis er darüber mit seinem Vater reden konnte, war es ein langer Weg, weit hinaus über das Wer und Was. Und deshalb schmerzt es den Lehrer Peter Fausten, wenn sein Vater hier an diesem Tisch nun doch erst mal wieder die alten Kamellen erzählen soll. Diese Dinge, die sich wie Landsergeschichten anfühlen könnten, nicht wie eine Läuterungsgeschichte – hin zu jenem Vater, der ihm eingepflichtet hatte, dass der Krieg der Deutschen das größte Verbrechen aller Zeiten war.

Heinz Otto Fausten hat ihn auch gesehen, den ZDF-Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“. Fausten, nach dem Krieg Lehrer für Kunst und Rektor am Sinziger

Gymnasium, gibt dem Film die Schulnote zwei. „Das stimmt schon, so war das an der Front“, sagt er. Nur ein paar kleinere Fehler vielleicht: Krankenschwestern, die Zigaretten rauchten, die habe es nicht gegeben. Zumindest nicht in den Lazaretten, in denen er lag.

Dass der Film nun etwas ausgelöst hat, hält er für wichtig: noch einmal Fragen an eine Generation zu richten, in der viele nach dem Krieg kein Wort mehr über das Erlebte gesprochen haben, um die Dämonen ihrer Vergangenheit zum Schweigen zu bringen. Gestellt von der Generation der Kinder, aus der sich viele nicht zu fragen trauten. Und von der nächsten, die dachte, dass sie sich dafür nicht mehr interessieren wollte. Es ist die letzte Chance, bevor auch noch die Letzten tot sind.

Trotzdem hätte er sich den Film eigentlich nicht mehr angeschaut. Er musste sich zwingen. Er hat nur eingeschaltet, weil das ZDF ihn interviewt hatte, für eine Dokumentation, die dann doch nicht lief. Die Bilder dagegen, die brauchte er nicht, um sich zu erinnern. Fausten hat seine eigenen, schlimmeren Bilder im Kopf, die das ZDF nie gezeigt hätte. Die nur komplett werden mit dem Krachen und Bersten, mit dem Gestank und dem Geschmack, mit dem Schock und den Schmerzen des Krieges.

Heinz Otto Fausten kommt aus einer Akademikerfamilie, der Vater ein Elektroingenieur, mit eigenem Geschäft. Es konnte deshalb nicht schaden, in der NSDAP zu sein, das war gut für den Umsatz, so erzählt es der Sohn, der selbst Fähnleinführer war beim Jungvolk, aber kein fanatischer Nazi, dazu sei die Familie zu katholisch gewesen.

1939 Abitur, dann Reichsarbeitsdienst, er kann sich nicht erinnern, dass ihn der Kriegsbeginn im Herbst begeistert hätte. Er studiert noch ein paar Monate Germanistik und Geografie, dann meldet er sich freiwillig, weil er weiß, dass er sowieso bald gezogen wird. Als Freiwilliger darf er sich die Waffengattung noch aussuchen. Er will zu den Panzern. Und so steht er am 21. Juni 1941 an der Grenze zu Russland, in einem Schützenpanzerwagen. Bereit für einen Überfall, einen Angriffskrieg,



**Soldat Fausten 1943:** *Rennen, schießen, überleben*



**Kriegsveteran Fausten, Sohn Peter, Enkelinnen:** *Dämonen der Vergangenheit*

der nicht nur das Land vor ihnen verwüsten wird, sondern auch ihre Seelen.

Als er am nächsten Morgen losrollt, denkt er, dass er es für Familie und Vaterland tut, aus Pflichterfüllung, aus Gehorsam und weil alles andere sowieso undenkbar ist. Angst? „Hatte ich nicht.“ Gedanken an den Tod? „Die Möglichkeit habe ich gesehen.“ Dass er Menschen erschießen würde? „War klar“ – als Maschinengewehrshütze auf seinem Panzer. Seine Antworten passen in eine Zeit, in der Frieden nur die Zeit zum Luftholen vor dem nächsten Krieg war und mindestens ein Krieg im Leben ganz normal.

Der erste Tote schon nach 500 Metern, gleich neben ihrem Panzer: einer von den Kradmeldern, er wurde vom Sitz geschossen. Am selben Tag der erste, der ihm an die Nieren geht: ein junger Russe in einem Wald. Kopfschuss, im Schlaf. Einer aus ihrer Gruppe hatte ihn gesehen und sofort abgedrückt.

Am zweiten Tag, sagt Fausten, sieht er dann die Szene, die für ihn bis heute das Bild des Krieges geblieben ist. Sie fahren an zerschossenen Russen-Panzern vorbei, ein Kommandant hängt tot mit dem Kopf nach unten aus der Turmluke, bei einem anderen Panzer ist die Seite aufgerissen, auf dem Fahrersitz und am Geschütz verkohlte Leichen, Fausten riecht das verbrannte Fleisch.

Da weiß er noch nicht, dass er Menschen in jeder noch so elenden Art verrecken sehen wird. Dass er einen Kameraden halten wird, dem die Därme aus dem Bauch quellen, „macht Schluss“ brüllt und in seinen Armen stirbt. Dass er seinen verschmorten Kommandeur aus einem Panzer bergen wird, nach einem Volltreffer. Dass er in einen Schützenpanzer starren wird, mit acht Männern, alle ohne Kopf, enthauptet von einem Geschoss. Dass er neben einem Soldaten stehen wird, in dem Moment, in dem der Mann den Kopfschuss bekommt. Aber die prägenden Bilder bleiben die von den ersten beiden Tagen. Was danach kommt, kann sich nicht mehr tiefer eindrücken.

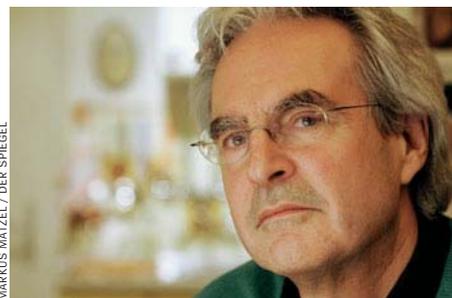
Auch keiner von den Momenten, in denen er selbst getötet hat. Die Ersten, die er mit seinem MG niedermäht, sind Russen mit einer Panzerabwehrkanone in ihrer Stellung, auf dem Weg nach Leningrad. Er geht zu den Leichen, er sieht: nicht älter als er selbst. Am Ende seines Krieges, bis zu dem Moment, als ihm ein Granatsplitter die Kniekehle aufreißt und ihm sein Bein kostet, werden es Dutzende sein. Vielleicht auch Hunderte. So oft greift seine Einheit an, so oft wird sie angegriffen, so oft schießt und erschießt er. Und trotzdem: Von keinem, den er tötet, hat Fausten noch ein Gesicht vor Augen. „Ich habe so viel erlebt, dass man sich tatsächlich an die Schrecken des Krieges gewöhnt hat“, sagt er.

Dann aber war der Krieg vorbei, und das Leben danach begann. Mit diesem

„unglaublichen Glücksgefühl“, durchgekommen zu sein, sagt Fausten. Und so vielen Dingen, um die er sich nun kümmern musste. Das Studium, bald eine junge Familie. Er schaute nach vorn, musste sehen, wie er vorankam, er hatte keine Zeit für Vergangenes. Und warum auch? Er hatte jetzt einen Alltag ohne die Alltäglichkeit von aufgerissenen Bäuchen, abgerissenen Armen, weggerissenen Köpfen. Ein Leben, um Pläne zu machen, die weiter reichten, als den nächsten Tag zu überstehen oder nur die nächste Minute.

Mit seiner Frau sprach er selten über seine Erlebnisse; der Krieg hatte nur noch einen Erinnerungsort im Leben der Faustens: die Familienfeste. Es gehört zu den frühen Eindrücken seines Sohnes, wie dann der Onkel Jupp und der Onkel Theo mit seinem Vater zusammensaßen. Der Theo, der bei der Panzerschlacht von Kursk dabei gewesen war, der Jupp, der auch in Russland war. Peter Fausten hörte zu, bis er es nicht mehr hören konnte, das dauerte nicht lange. Immer die alten Geschichten, die Sorte „Weißt du noch, damals ...“. Nie Fragen, die alles in Frage stellten, sich selbst, was man getan hatte.

Es waren diese Fragen, die den Sohn dann packten. 1968 war er 16, in den Jahren danach begann eine ganze Generation von Söhnen und Töchtern zu fragen: wo der Vater im Krieg war, was er ge-



MARKUS MATZEL / DER SPIEGEL

**„Ich habe den Eindruck, dass mein Vater moralisch integer geblieben ist.“**

**Peter Fausten**

macht hatte, ob dieser Vater ein Nazi, ein Mörder, ein Massenmörder war. Viele Väter blieben stumm, ihre letzte Schlacht war eine Schlacht des Schweigens. Auf der anderen Seite pochten einige Nachkriegskinder mit aller Gewalt auf Antworten, erklärten jeden, der im Krieg war, zum Mörder.

Zu Hause bei Faustens aber wollte der Vater nicht schweigen, der Sohn ihn nicht vernichten. „In meinem Bekanntenkreis reichte es einigen durchaus schon, dass ihr Vater geschossen hatte“, um ihn als Täter zu sehen, als Mörder, sagt Peter

Fausten. Er dagegen habe sich schon in die Lage seines Vaters hineinversetzen können; dass der in einen Krieg geworfen wurde und nicht überlebt hätte, ohne zu schießen. Aber war das denn schon alles? Oder hatte sich der Vater schuldig gemacht, so sehr, dass es dafür keine Entschuldigung gäbe? Diese Unsicherheit wurde der Sohn nicht los.

Also redeten sie. Immer wieder, über Jahrzehnte; sie tasteten sich langsam heran an die Fragen, was Heinz Otto Fausten getan hatte. Und ob der Sohn ihn dann noch ertragen könnte, diesen Vater.

Nein, er habe nichts getan, was er heute bereuen müsste, sagte Heinz Otto Fausten, Panzergrenadiere waren eine Angriffstruppe, die Gräueltaten im Hinterland habe er deshalb nicht gesehen. Und doch gab es da zum Beispiel diesen Augenblick, 25 Kilometer vor Leningrad, ein Erlebnis im Vorbeiwischen. Fausten sitzt in seinem Schützenpanzer, am Straßenrand ein alter Mann, ein russischer Bauer, davor ein Deutscher, Panzertruppe, schwarze Uniform. Der Deutsche zeigt auf die Filzstiefel des Russen. Der Russe schüttelt den Kopf. Der Panzermann zieht seine Pistole, schießt, steckt sie wieder ein, zieht dem toten Bauern die Stiefel aus. Faustens Schützenpanzer fährt weiter, keiner stellt den Mörder zur Rede.

Es war für Peter Fausten wichtig, dass sein Vater so etwas erzählte, statt es zu verschweigen. Aber noch wichtiger war ihm das, was in Griechenland passierte, im Sommer 1943, als sein Vater mit seiner Einheit mehrere Monate lang die Landung der Alliierten erwartete, bevor sie nach Russland zurückgeschickt wurden.

Bei einem Überfall hatten Partisanen drei Italiener umgebracht. Fausten sollte in Sparta dafür 30 Griechen hinrichten, er weigerte sich. Dann gab sich die Führung mit zehn Griechen zufrieden, weil die Toten keine Deutschen gewesen seien. Wieder, sagt Fausten, habe er sich geweigert. Am Ende seien drei Partisanen, die mit der Waffe in der Hand gefasst worden waren, vors Erschießungskommando gekommen; außerdem, so Fausten, habe er sieben Namen von frischen Gräbern auf dem Friedhof abgeschrieben, um auf die Zahl zehn zu kommen.

Stimmt das alles? Oder hat der Vater seine Rolle besser dargestellt, als sie war? Auch sein Sohn hat gezweifelt. Hat Angst gehabt vor der Wahrheit, aber auch davor, dass der Vater wegen dieser Angst gar nicht die Wahrheit sagen könnte. Aber es ging über so viele Jahre, durch viele Gespräche, mit so vielen Nachfragen, das machte den Sohn sicherer.

Er sah, dass sein Vater nur einmal, danach nie wieder, zu einem dieser Vetera-

mentreffen gegangen war, wo die anderen aus einem verlorenen Krieg einen Sieg des deutschen Heldentums machen wollten. Er sah auch, wie sein Vater sich veränderte. Noch Ende der siebziger Jahre hatte er sich gegen die These gewehrt, dass alle Deutschen eine Mitschuld an Hitler trifft. Das schätzt er heute anders ein. „Ich war ein guter Soldat“, so beginnt Heinz Otto Fausten einen Satz, der eigentlich nicht gutgehen



MARKUS MATZEL / DER SPIEGEL

**„Ich war ein guter Soldat – ein gutes Werkzeug für ein Verbrecherregime.“**

**Heinz Otto Fausten**

kann, aber dann sagt er: „Ich sehe heute, dass ich damit nur ein gutes Werkzeug für ein unglaublich verbrecherisches Regime war.“

Geht er hat Peter Fausten auch, dass sein Vater ein Buch über seinen Krieg schrieb, vor allem für ihn, den Sohn, und darin Schilderungen, von denen der Vater wissen musste, dass sie beim Lesen für Peter schwer zu ertragen sein würden. Aber der Vater wollte das nicht weglassen. Sie haben auch über den Titel geredet. „Wir haben uns die Zeit nicht ausgesucht“, dass der nach einer Entschuldigung klingen könnte, aber nicht klingen sollte\*. Und nach all diesen Gesprächen traut sich der Sohn heute die Einschätzung, dass er weiß, was sein Vater getan hat. Und was nicht. „Ich habe keinen Heiligen neben mir sitzen, aber ich habe den Eindruck, dass mein Vater moralisch integer durch den Krieg gekommen ist.“

Und wenn es nicht so gewesen wäre? Das war das Risiko dieses Kennenlernens, seit der ersten Frage. „Ich weiß nicht, was ich dann gemacht hätte.“ Peter Fausten hat Freunde, die auf andere Väter gestoßen sind. Väter, die sie nicht finden wollten. Sie selbst sind dagegen zweimal davongekommen: weil der Vater den Krieg überlebt hat; und der Sohn damit leben kann. Mit dem Wie, mit dem Warum.



**Video:**  
**Das Echo des Krieges**

spiegel.de/app132013trauma  
oder in der App DER SPIEGEL

\* Heinz Otto Fausten: „Wir haben uns die Zeit nicht ausgesucht“. Schriftenreihe des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V., Band 9.

# Das 3-in-1-Angebot für Studenten!

12 x den SPIEGEL + digitaler SPIEGEL + Wunschgeschenk



Komplett für nur **€ 19,90**  
Über 60% gespart!

## Alle Vorteile im Überblick:

- 12 x den SPIEGEL lesen und über 60% sparen
- Inklusive 12 x den digitalen SPIEGEL
- Wunschgeschenk sichern
- UniSPIEGEL und KulturSPIEGEL frei Haus

### ABUS-Fahrradschloss „Catena 685/75 Shadow“

Mit spezialgehärteter 6-mm-Vierkantkette und Schloskörper aus speziell gehärtetem Stahl. Inkl. zweier Wendeschlüssel. Länge: ca. 75 cm, Gewicht: ca. 850 g.



### Halfar-CrossBag in Oliv

Trendige Umhängetasche aus Lkw-Plane (in Schwarz matt) und Baumwolle. Hauptfach mit Kordelzug und viel Stauraum, längenverstellbarer Schultergurt und Überschlag mit Steckverschlüssen. Maße (B x H x T): ca. 38 x 33 x 9 cm.

Direkt anrufen oder online bestellen:



Telefon 040 3007-2700

Bitte Aktionsnummer angeben: SP13-053



[www.spiegel.de/student13](http://www.spiegel.de/student13)

SCHÖNHEIT

# Es ist genug

Seit sieben Jahren sortiert Heidi Klum in ihrer Castingshow junge Mädchen aus. Ein Top-Model wurde noch nicht gefunden, aber viel neue Kundschaft für die Kosmetikindustrie. *Von Claudia Voigt*

Immer, wenn das Jahr besonders trist ist, vor Beginn des Frühlings, hat Heidi Klum ihren Auftritt. Seit sieben Jahren geht das so: „Germany's Next Topmodel“, eine Staffel nach der anderen. Mädchen, die heute 16 sind, wie zum Beispiel Jacqueline aus Hamburg, haben diese Sendung seit ihrer Kindheit geguckt. Sie waren 9 Jahre alt und haben vielleicht noch mit Puppen gespielt, als Lena Gercke gewann; sie waren 14 und hatten womöglich zum ersten Mal einen Jungen geküsst, als Jana Beller Siegerin wurde.

Durch ihre ganze Jugend hindurch war da Heidi Klum, die am Ende einer jeden Sendung zu irgendeinem Mädchen mit kalter Stimme sagt: „Ich habe heute leider kein Foto für dich.“ Kein Foto zu bekommen bedeutet: Du bist nicht so hübsch, nicht so biegsam, nicht so fotogen wie die anderen. Du bist ausgeschieden aus dem Wettbewerb. Geh nach Hause, und sieh zu, wie du damit zurechtkommst.

Jacqueline aus Hamburg gehört in diesem Jahr zu den 25 Kandidatinnen der Show. Die 16-Jährige kommt aus einer Familie mit drei Kindern, sie singt im Kirchenchor und liest gern in der Bibel, später möchte sie Pastorin werden – aber noch lieber eben Model. Ob sie ohne Heidi Klum je auf diesen Gedanken gekommen wäre, ist fraglich. Fraglich ist auch, ob ihr etwas gefehlt hätte.

Weil Jacqueline liebevolle Eltern zu haben scheint (die in der ersten Folge zu sehen waren), fuhr ihr Vater irgendwann in den Baumarkt, kaufte einen Stapel Bretter und baute seiner Tochter im Keller ihres Elternhauses einen Laufsteg. Hier lief Jacqueline auf und ab, immer wieder, um für Heidi Klums Show zu üben.

Man kann versuchen, dem mit Gelassenheit zu begegnen: Was ist so schlimm daran, wenn einzelne junge Mädchen ihre Freizeit damit verbringen, im Hobbykeller den Catwalk zu üben? Andererseits: Jeden Donnerstag, wenn die neue Folge von „Germany's Next Topmodel“ läuft, schalten in Deutschland weit über zwei Millionen Menschen den Fernseher ein. Vor diesen Fernsehern sitzen vor allem Mädchen und junge Frauen zwischen 14 und 29, in dieser Gruppe liegt der Marktanteil bei 40 Prozent. Die Frage

ist, was dieser Schwachsinn in ihren Köpfen auslöst.

Heidi Klum hat die Tatsache, dass sie mit einem einzigen Foto berühmt wurde, mit einem Cover für das amerikanische Magazin „Sports Illustrated“, zum Karrieremantra erhoben: „Ihr wisst, von einem Foto hängt alles ab“, hämmert sie den Mädchen ein, und so wälzen sich halbnackte Teenager im Wüstensand, „sei heiß“, oder hängen zitternd an einem Stahlseil über einem Hochhausabgrund und versuchen, „schöne Beine“ zu machen und die Angst in ihrem Gesicht unter Kontrolle zu bekommen. Herrliche Bilder, um danach für Kinderschokolade zu werben.

Selbstverständlich hängt von so einem Foto überhaupt nichts ab, nicht mal die Entscheidung, welches der Mädchen in der nächsten Folge noch dabei ist. „Germany's Next Topmodel“ ist ein dramaturgisch geschickt gemachtes Produkt: Ein paar Kandidatinnen sind sehr hübsch, andere eher fad und dafür bestimmt, bald auszusteigen; wieder andere sind auserkoren, die Rolle der Zicke, der Außenseiterin oder der Melancholikerin zu übernehmen. Es ist eine Reality-Show, die hohe Einschaltquoten braucht. Mit dem Mode- und Modelbusiness hat das alles wenig zu tun. Keine Gewinnerin aus den vergangenen Jahren hat eine internationale Karriere starten können. Lena Gercke war vergangenen Sommer das Gesicht von Karstadt.

Dem Sender ProSieben geht es darum, seine Werbezeit teuer zu verkaufen. Und die Firma Heidi Klum muss das Produkt Heidi Klum am Leben erhalten. Die Frau wird im Juni 40. Für eine Frau, die ihren Erfolg auf ihrem Dekolleté, ihrem Lächeln und ihren Beinen begründet, kann 40 eine tödliche Zahl sein. Trotz Schönheitschirurgie – die Klum aber, wie sie stets beteuert, nicht in Anspruch nimmt.

Das sind die Interessen. Seit Jahren wird in Kauf genommen, dass für diese Interessen in den Köpfen von Millionen Mädchen Murks angerichtet wird. Es konnte einen als Zuschauer schon immer

wütend machen, wie die Hoffnungen und die Anstrengungen der jungen Kandidatinnen von den Machern der Show einfach verheizt werden.

Aber in diesem kalten März 2013 ist es genug. Vielleicht hat es mit Jacqueline zu tun. Mit der Offenheit, die aus ihrem Gesicht spricht, mit der Freundlichkeit, mit der ihre ganze Familie ihren Traum unterstützt, ein Model zu werden. Mit der Arglosigkeit, die von ihnen ausgeht. Und die von Heidi Klum voller Berechnung ausgenutzt wird. „Ich habe sie aus einer Kirche abgeholt“, das kann Klum gar nicht häufig genug betonen. Seht her – so könnte man ihren Satz auch verstehen –, wir erreichen mit unserer Show Mädchen, von denen ihr als Kundinnen für eure Wimperntuschen und Nassrasierer nicht mal zu träumen wagt.

In der dritten Folge, der sogenannten Beauty Edition, entdeckte Heidi Klum bei einem Fotoshooting unter der Achsel von Jacqueline einen dunklen Schatten. Heidi: „Deine Achselhaare. Du hast dich nicht rasiert heute Morgen.“

Jacqueline: „Heute Morgen nicht, gestern Abend.“

Heidi: „Das ist von gestern Abend bis heute Morgen gewachsen? Mein lieber Scholli.“

Sie zeigt auf einen Bildschirm, auf dem das Foto zu sehen ist: „Siehst du, wie lang und stoppelig das ist, das müssen wir jetzt alles wegretuschieren.“

Nach der Szene wird Jacqueline zu dem Achselhaar-Desaster interviewt und sagt: „Ich werde mich jetzt jeden Morgen gründlich rasieren und mir eine kleine Taschenlampe nehmen und da reinleuchten, nicht nur das Badezimmerlicht, das kommt von oben, da sieht man das nicht so gut.“

Der Umsatz mit Körperpflegeprodukten steigt in Deutschland von Jahr zu Jahr an. Knapp 13 Milliarden Euro wurden im vergangenen Jahr umgesetzt. Das ist selbstverständlich nicht allein auf „Germany's Next Topmodel“ zurückzuführen. Aber die Sendung ist ein perfektes Schaufenster, um den Zuschauern zu präsentieren, was es so alles auf dem Markt gibt.

Und hier werden nicht nur Lippenstifte oder Lidschatten gepriesen. Während der „Beauty Edition“-Folge wird für die Kandidatinnen eine Art Schönheitssalon eingerichtet. „Ein Make-over vom Kopf bis in die Fußspitzen“ verspricht Heidi Klum. Von den 25 Kandidatinnen, mit denen die Show startete, sind 11 Mädchen gerade 16 Jahre alt; die Älteste ist 23. Zu Heidi Klums „Make-over“ gehören Pediküre und Maniküre, Augenbrauenzupfen, kosmetische Behandlungen, das Bleichen der Zähne, Haarefärben, eine neue Frisur und ein Ganzkörper-Tanning. Dafür stellt ein Mann namens Jimmy Coco die fast nackten Mädchen eng zusammen und besprüht sie von oben bis unten mit



**Animation: Die Karriere der Heidi Klum**

spiegel.de/app132013klum  
oder in der App DER SPIEGEL



Selbstbräuner. Nachher beklagen sich Einzelne, dass ihre Hautfarbe „künstlich“ aussehe, „zu braun“. Von Heidi werden sie belehrt, dass dies ein süßer, unerfahrener Einwand sei. „Nach einem langen Winter sorgt ein Tanning für eine schöne Bräune.“ Vermutlich werden nach den unzähligen Fingernagel- und Waxing-Studios bald auch überall Tanning-Studios in deutschen Städten öffnen.

Die Botschaft lautet: Kein Mädchen, keine Frau, wirklich keine, egal wie jung, egal wie hübsch, ist einfach schön, so wie sie ist. Und diese Botschaft wird in 14 Folgen à 135 Minuten in deutsche Wohnzimmer gesendet, nun schon im achten Jahr. Um jede Einzelne vorzeigbar zu machen, braucht es die teuren und die zeitaufwendigen Segnungen der Kosmetikindustrie.

Weil aber wirtschaftliches Wachstum auf Dauer nicht allein durch ein zunehmend breiteres Angebot sichergestellt ist, müssen die Konsumentinnen auch immer jünger werden. Wie gesagt, elf Kandidatinnen der Show sind in diesem Jahr gerade mal 16. So niedrig war der Altersdurchschnitt noch nie. Sie werden angehimmelt von 12-Jährigen, von denen sich viele bereits schminken und die Fingernägel lackieren. Diese Kinder sind die Zielgruppe, sie sind der Markt der Zukunft. Und Heidi Klums Show arbeitet kräftig daran mit, ihn zu erschließen.

Investitionen in den eigenen Körper kosten nicht nur Geld, sie kosten auch Zeit. Zeit, die jedes einzelne Mädchen nicht mit Freunden verbringt, nicht mit Lesen, Sport, Musikhören oder was auch immer. Lauter Tätigkeiten, die sinnvoller erscheinen, als sich ständig die Frage zu stellen: Sehe ich gut aus?

Auf was zielt diese Frage eigentlich? Man muss nicht gleich eine Männermafia hinter der Schönheitsindustrie vermuten, die die Frauen davon abhalten will, sich mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen. Aber die andauernde narzisstische Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper führt zu einer inneren Zerrissenheit, denn viele Mädchen, viele Frauen fühlen sich nie schön genug. Traumfrauen sind stets die anderen.

Jedes zweite Mädchen in Deutschland glaubt, es sei zu dick, obwohl nur 8,5 Prozent unter Übergewicht leiden; jedes fünfte Mädchen zwischen 9 und 14 wünscht sich eine Schönheitsoperation.

Schon Anfang der achtziger Jahre schrieb Alice Schwarzer über den Diätwahn: „Zentrum weiblicher Existenz ist hier nicht das Selbstexistieren, sondern das Anderengefallen.“ Heidi Klum ist 30 Jahre danach damit reich geworden, Mädchen und jungen Frauen zu erklären, es sei ein Lebensinhalt, anderen zu gefallen. Das ist ekelhaft.

**Moderatorin Klum, Juroren, Kandidatin**  
*Sehe ich gut aus?*

POP

# Die ewige Göre

Nach vier Jahren an der Spitze des Staates kehrt Carla Bruni als Musikerin zurück und singt schöne Lieder – als ob nichts gewesen wäre.



Plötzlich sitzt Carla Bruni, freundlich lächelnd, auf einem weißen Plastiksofa in einem weißen Plastikzelt auf dem Berliner Messegelände, in ihrer Künstlergarderobe. Sie trägt eine große Hornbrille, ein schwarzes Jackett mit dunkelgrünen Karos und eine enge Jeans. Die Babysitterin in Paris hat gerade eine SMS geschrieben, es ist nachmittags, Tochter Giulia ist aus dem Mittagsschlaf erwacht.

Carla Bruni ist sehr dünn und ungeschminkt, sie sieht irgendwie natürlicher aus als auf den meisten Fotos. In ihrem Mund hat sie eine seltsame silberne Pfeife, aus der sie immer wieder einen Zug nimmt. „Das ist Dampf mit ein wenig Nikotin“, sagt sie. „Ich mag das gern, wenn ich ein Interview gebe. Das beruhigt.“

In fünf Stunden wird sie bei der Echo-Verleihung auftreten, sie ist Stargast. Es ist einer ihrer ersten Auftritte, seit ihr Mann nicht mehr Präsident ist.

Keine Angst?

„Ah doch! Angst! Schreckliche! Jeden Tag!“ Sie reißt die Augen weit auf und packt einen am Arm. „Ich werde immer Angst haben, vor Leuten zu singen. Man fürchtet sich, nicht auf der Höhe zu sein. Aber die Angst ist gemischt mit Vergnügen, mit Lust. Verstehst du? Verstehen Sie?“

Carla Bruni wird in Berlin an diesem Abend „Mon Raymond“ singen, ein Lied ihres neuen Albums. Es ist eine Liebeserklärung an ihren Mann, den ehemaligen Präsidenten Nicolas Sarkozy, aber ihre Agentin hat vorher klarstellen lassen, dass Carla Bruni keinesfalls über Politik reden werde. Die Moderatorin der Echo-Verleihung darf später auch keine Frage zum Lied stellen. Wahrscheinlich ist es ziemlich kompliziert, Carla Bruni zu sein.

Sie war die glamouröse Frau an der Seite eines umstrittenen Präsidenten. Der Weg zurück in das alte Leben führt durch ein Minenfeld. In Frankreich ist sie bisher noch nicht aufgetreten, und sie wirkt, als müsse sie immer aufpassen, dass sie nicht aus der Spur gerät.

Nun will sie wieder arbeiten. „Weil es mein Beruf ist“, sagt sie. „Weil ich fünf Jahre lang nicht gearbeitet habe. Und die Leute, die mich angreifen wollen, tun es ohnehin. Dann sollen sie mich wenigstens für etwas angreifen, das ich liebe.“

Ende dieser Woche erscheint ihr neues Album „Little French Songs“, es ist voller bezaubernder Lieder, perfekt arrangiert, sparsam instrumentiert. Ein Mädchen spielt Gitarre, es singt dazu, und irgendwo stehen noch ein paar Jungs mit Instrumenten rum. Chansons für ein Nachtessen, Chansons, mit denen man sich aufwärmen kann an einem traurig-dunklen Wintertag.

Es hat sich nicht viel verändert seit „Quelqu’un m’a dit“, ihrem Debüt vor elf Jahren, das sich mehr als zwei Millionen Mal verkauft hat. Ihre Stimme ist kräftiger geworden. Das Album, sagt Carla

NICOLAS GUERIN / CONTOUR BY GETTY IMAGES

Sängerin Bruni: „Sie sollen mich wenigstens für etwas angreifen, das ich liebe“

Bruni, handele davon, dass sie älter geworden sei. „Und ich glaube, dass ich auch heiterer geworden bin.“ Sie sieht sich um: „Wo ist hier Holz?“, fragt sie, klopf mit den Knöcheln auf ihren Schädel und schließlich auf ein ziemlich weit entferntes Käsebrett. Die Frage ist ja, ob sie wirklich einfach wieder Sängerin sein kann.

Eines der neuen Lieder heißt „Pas une dame“, eine Country-Nummer, die davon handelt, dass Bruni keine Dame sei, sondern eine „gamine“, eine Göre. Das Lied klingt wie eine Freiheitserklärung, vielleicht klingt sogar die ganze Platte so.

Sie spielte im Elysée-Palast die traditionelle Rolle, die in Frankreich von einer Präsidentengattin erwartet wird: dem hart arbeitenden Präsidenten den Rücken freizuhalten. Zugleich war ihre Rolle als Première dame auch die letzte Wendung einer großen französischen Karriere: Sie stammt aus einer italienischen Industriefamilie, wuchs in Frankreich auf, wurde in den späten achtziger Jahren zu einem der bestbezahlten Models der Welt, ihr erstes Album machte sie zur wilden Ikone der Pariser Künstlerszene. Carla Bruni hatte angeblich Affären mit Mick Jagger, Eric Clapton, und während sie mit dem Philosophen Jean-Paul Enthoven lebte, begann sie eine Affäre mit dessen Sohn und bekam von ihm schließlich ein Kind.

Dann lernte sie bei einem Diner im Jahr 2007 Nicolas Sarkozy kennen, der gerade von seiner Frau Cécilia verlassen worden war. Es heißt, die Begegnung habe eine Explosion geglichen. Der Präsident trat schwerverliebt vor die Presse: „Carla und ich – das ist was Ernstes!“

Carla Bruni wurde zum Symbol einer Präsidentschaft, in der das Privatleben des Präsidenten ganz unfranzösisch öffentlich aufgeführt wurde. Während der Rest der Welt die Liaison zum Beweis dafür nahm, wie glamourös und verrückt die Franzosen doch seien, kam all das in Frankreich nicht besonders gut an. Mit der großen Liebe begann der rasante Fall des Präsidenten in den Umfragen. Carla Bruni war Sarkozys Wählern suspekt, für viele Linke wurde sie zu einer Hassfigur.

Doch Carla Bruni will nichts wissen davon, dass sie sich ihre Freiheit zurückerobern müsse oder gar ihre Identität. „Ich war nirgends eingesperrt.“ Sie sei immer Göre geblieben, eine ewige Adoleszente, sie altere, aber sie reife nicht. „Ich habe Dame gespielt, Mutter gespielt, dies gespielt, das gespielt.“ Schon als Model habe sie begonnen, mit ihrem Bild zu arbeiten. „Ich weiß sehr genau, dass ich nicht mein Bild bin.“ Es gebe da irgendwo einen Avatar namens Carla Bruni in den Medien, der Dinge mache oder sage, die sie nie gemacht oder gesagt habe.

„Ich bin“, sagt sie, „was die Leute in mir sehen wollen. Aber eigentlich bin schwatzhaft, ich bin Italienerin, ich liebe es, zu lachen und Scherze zu machen.

Und es stimmt: Ich habe in den vergangenen fünf Jahren aufgepasst, dass ich keine Scherze mache. Um weder meinen Mann in Verlegenheit zu bringen noch mein Land.“ Sie zeigt auf ihr iPhone. „Das Problem ist: Wenn ich einen Scherz mache, kann jeder ihn aufnehmen und verbreiten. Als ob jeder Paparazzo wäre.“

Im vergangenen Herbst hat sie sich in einem Interview mit „Elle“ bitter geäußert über die Angriffe der französischen Presse auf ihre Person. Das habe sie verletzt, sie sei während des Wahlkampfs nur zu Hause glücklich gewesen, die Außenwelt habe sie als brutal empfunden.

Wenn man sie jetzt danach fragt, winkt sie ab. Sie sagt, es sei einfach, Carla Bruni zu sein. Am liebsten möchte sie über ihre Musik sprechen, sie war eine erfolgreiche Sängerin, aber in Frankreich reden längst alle über alles, nur nicht über ihre Musik.



TRAGO / GETTY IMAGES

#### Glamour-Paar Sarkozy, Bruni

„Carla und ich, das ist was Ernstes“

Da ist zum Beispiel dieses eine neue Lied: „Le pingouin“, der Pinguin. Sie beschreibt darin ein Tier, dem sie erst noch Manieren beibringen muss, und viele sehen darin ein Spottlied auf François Hollande. Sie wedelt abwehrend mit den Händen. „Es ist ein Lied über unangenehme Menschen, wie sie jeder kennt, jeder sieht darin jemand anderen. Nur die Politikjournalisten, die besessen sind von Politik, kommen auf so etwas.“

Sie sitzt jetzt ein wenig steif da. Wie sie einen durchdringend anschaut, einen fest am Arm fasst, das schafft zugleich Nähe und Distanz. Sie möchte in Ruhe gelassen werden mit diesen Fragen, aber es sind die Fragen, die sie auf ihrem Rückweg von der Politik in die Kunst überall erwarten. Am Ende ihrer Antworten sagt sie: „Verstehen Sie, was ich sagen will?“ Als ob sie Zweifel daran hätte.

Natürlich gibt es jetzt Kritiker, die schreiben, Bruni habe durch die Heirat mit Sarkozy ihre Fans vergrault, die Hipster, die links wählen. „Ach, wenn man in die Politik eintritt, das habe ich ja gewissermaßen getan, dann haben alle Atta-

cken politischen Charakter. Es hat vielen Leuten Spaß gemacht, sich vorzustellen, es sei die Schuld meines Mannes, dass meine dritte Platte sich nur noch 480.000-mal verkauft hat. Aber der Plattenmarkt ist weltweit eingebrochen. Haben auch all die Superstars, denen das Gleiche passiert ist, meinen Mann geheiratet? Wie sagte Lenin? Die Fakten sind stur.“

Carla Bruni hat einmal gesagt, sie habe als Bürgerin gehofft, dass ihr Mann gewinne, und als Frau, dass er verliere. Auch als Künstlerin, weil sie nun endlich zurück auf die Bühne kann?

„Nein, nur als Frau. Das sind so gewaltige Ämter, so bedeutsame. Man hat immer Angst, dass jemand ihnen physisch oder psychisch nicht standhält. Ich hatte also Angst als Ehefrau.“

Später am Tag wird sie der einzige Lichtblick in einer dreistündigen Elendsparade des deutschen Showbusiness sein. Nachdem die Toten Hosen drei Echos gewonnen haben, nachdem Panda-Masken getragen wurden, und Lena Meyer-Landrut vor Tränen nicht mehr sprechen kann, sagt Sänger Max Raabe sie mit deutschem Humor an: „Von Zeit zu Zeit begegnet sie dem ehemaligen französischen Präsidenten, wenn auch nicht auf Augenhöhe.“

Dann sitzt sie auf ihrem Barhocker und singt die beschwingte Hymne auf ihren Mann, den ehemaligen Präsidenten, die sie selbst ein Porträt nennt. Sie nennt ihn da Raymond, was ein Scherz ist, und der Text geht so: „Man kann nicht sagen, dass er zögert, den Rubikon zu überschreiten. Mein Raymond, er ist scharf, er ist wie eine Atombombe. Wenn er angestürmt kommt, wird die Luft elektrisch.“ Das erinnert an ein legendäres, ihr zugeschriebenes Zitat: „Ich will einen Mann mit Macht über die Atombombe.“

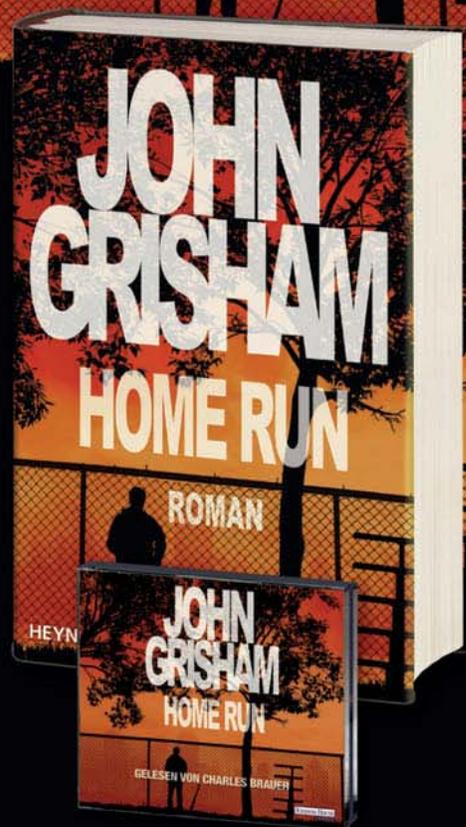
Anschließend überreicht sie der Amerikanerin Lana del Rey einen Newcomer-Echo. Zwischen den Teenagern im Saal wirkt Carla Bruni wie eine Grande Dame der Popmusik.

Kaum ist sie abgetreten von der Bühne, versenden die Agenturen an diesem Abend Eilmeldungen aus Paris: Ein Untersuchungsrichter hat Anklage erhoben gegen Nicolas Sarkozy, er habe eine alte Milliardärin ausgenutzt, die sich nicht wehren konnte, um an Wahlkampfspenden zu kommen.

Ihr Lied klingt nach: „Mein Raymond ist komplex, empfindsam, aber taktisch. Mein Raymond bleibt aufrecht in jeder schwierigen Situation. Mein Raymond ist der Chef, er schmeißt den Laden. Und trägt er auch eine Krawatte, so ist mein Raymond doch ein Pirat.“

MATHIEU VON ROHR

# DIE SEKUNDE, DIE DEIN LEBEN VERÄNDERT



272 Seiten · Gebunden mit Schutzumschlag  
€ 17,99 [D] · ISBN 978-3-453-26835-7  
Auch als E-Book und Hörbuch bei  
Random House Audio

Joe Castle ist ein Baseball-Ausnahmetalent, doch nach einem Match gegen die New Yorker Mets ist alles anders... Bestsellerautor John Grisham erweist sich erneut als absoluter Großmeister des Erzählens.



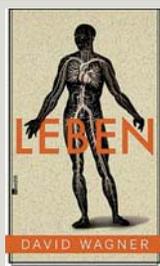
**NEU: alle Romane  
von John Grisham jetzt als  
E-Books bei Heyne**

## Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom  
Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahl-  
kriterien finden Sie online unter: [www.spiegel.de/bestseller](http://www.spiegel.de/bestseller)

### Belletristik

- 1 (1) **Volker Klüpfel / Michael Kobr**  
Herzblut  
Droemer; 19,99 Euro
  - 2 (2) **Timur Vermes**  
Er ist wieder da  
Eichborn; 19,33 Euro
  - 3 (3) **Josephine Angelini**  
Göttlich verliebt  
Dressler; 19,95 Euro
  - 4 (-) **Sabine Ebert**  
1813 – Kriegsfeuer  
Knaur; 24,99 Euro
  - 5 (4) **Jussi Adler-Olsen**  
Das Washington-Dekret  
dtv; 19,90 Euro
  - 6 (5) **Anne Gesthuysen**  
Wir sind doch Schwestern  
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
  - 7 (7) **Jörg Maurer**  
Unterholz  
Fischer Scherz; 16,99 Euro
  - 8 (16) **Eva Menasse**  
Quasikristalle  
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
  - 9 (8) **Paulo Coelho**  
Die Schriften von Accra  
Diogenes; 17,90 Euro
  - 10 (-) **Cordula Stratmann**  
Danke für meine Aufmerksamkeit  
Kiepenheuer & Witsch; 15,99 Euro
  - 11 (10) **John Green**  
Das Schicksal ist ein mieser Verräter  
Hanser; 16,90 Euro
  - 12 (-) **Ian Rankin**  
Mädchengrab  
Manhattan; 19,99 Euro
  - 13 (13) **Astrid Rosenfeld**  
Elsa ungeheuer  
Diogenes; 21,90 Euro
  - 14 (-) **David Wagner**  
Leben  
Rowohlt; 19,95 Euro
- Mischung aus Erfahrungsbericht und Fiktion: preisgekrönter Roman über eine lebensbedrohliche Krankheit

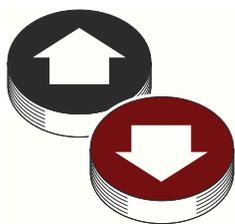


### Sachbücher

- 1 (1) **Frank Schirrmacher**  
Ego – Das Spiel des Lebens  
Blessing; 19,99 Euro
- 2 (-) **Dieter Nuhr**  
Das Geheimnis  
des perfekten  
Tages  
Bastei Lübbe; 14,99 Euro
- 3 (2) **Florian Illies**  
1913 – Der Sommer des  
Jahrhunderts S. Fischer; 19,99 Euro
- 4 (8) **Egon Bahr**  
„Das musst du erzählen“ –  
Erinnerungen an Willy Brandt  
Propyläen; 19,99 Euro
- 5 (3) **Rolf Dobelli**  
Die Kunst des klaren Denkens  
Hanser; 14,90 Euro
- 6 (-) **Michail Gorbatschow**  
Alles zu seiner Zeit  
Hoffmann und Campe; 24,99 Euro
- 7 (5) **Gerald Hüther / Uli Hauser**  
Jedes Kind ist hoch begabt  
Knaus; 19,99 Euro
- 8 (6) **Rolf Dobelli**  
Die Kunst des klugen Handelns  
Hanser; 14,90 Euro
- 9 (-) **Bronnie Ware**  
5 Dinge, die Sterbende am meisten  
bereuen Arkana; 19,99 Euro
- 10 (14) **Harald Welzer**  
Selbst denken – Eine Anleitung zum  
Widerstand S. Fischer; 19,99 Euro
- 11 (-) **Peter Ames Carlin**  
Bruce Edel Books; 24,95 Euro
- 12 (4) **Manfred Lütz**  
Bluff! – Die Fälschung der Welt  
Droemer; 16,99 Euro
- 13 (-) **Eben Alexander**  
Blick in die Ewigkeit  
Ansata; 19,99 Euro
- 14 (-) **Meike Winnemuth**  
Das große Los Knaus; 19,99 Euro
- 15 (9) **Louise Jacobs**  
Fräulein Jacobs funktioniert nicht  
Knauf; 19,99 Euro
- 16 (11) **Michael Tsokos**  
Die Klaviatur des Todes  
Droemer; 19,99 Euro
- 17 (7) **Jost Kaiser**  
Als Helmut Schmidt einmal ...  
Heyne; 10 Euro
- 18 (10) **Jörg Diehl / Thomas Heise /  
Claas Meyer-Heuer**  
Rockerkrieg DVA; 19,99 Euro
- 19 (13) **Hubert Wolf**  
Die Nonnen von Sant'Ambrogio  
C. H. Beck; 24,95 Euro
- 20 (12) **Benedikt XVI.**  
Jesus von Nazareth – Prolog –  
Die Kindheitsgeschichten  
Herder; 20 Euro



Selten war Nachdenken  
so lustig: 24 Stunden im  
Leben eines vom Irrsinn  
des Daseins faszinierten  
Zeitgenossen



# Die bessere Wahrheit

**LITERATURKRITIK:** In ihrem Roman „Verdis letzte Versuchung“ erzählt Lea Singer eine Dreiecksgeschichte aus einem Musikerhaushalt.

**D**iese Autorin aus München ist ein Phänomen: Eva Gesine Baur, Pseudonym Lea Singer – Musikwissenschaftlerin, Germanistin und promovierte Kunsthistorikerin. Sie ist Verfasserin von Erzählungen und Romanen, von fundierten Biografien und kunsthistorischen Texten. Ja, sogar von Kochbüchern, was sie in den Augen von Schubladendenkern wahrscheinlich höchst unseriös erscheinen lässt. Überdies hat sie als Köchin gearbeitet und Gesang studiert.

In ihrer Produktivität ist sie eigentlich nur mit der amerikanischen Schriftstellerin Joyce Carol Oates vergleichbar. Auch in ihrer Vielseitigkeit, ihrem Sachverstand, ihrer Fähigkeit, eingängig und packend zu schreiben. Allein seit 2000 hat sie nicht weniger als sieben Romane und fünf Biografien publiziert.

Wie sie das alles ohne Niveauverlust hinbekommt, ist ihr Geheimnis. Im vergangenen Jahr erschien eine von Kennern gelobte umfangreiche Biografie über Mozarts Librettisten Emanuel Schikaneder, zuvor hatte Eva Gesine Baur schon Mozart, Chopin, Sigmund Freud und Schillers Ehefrau Charlotte porträtiert.

Auch die Romane, die die Autorin unter dem Namen Lea Singer schreibt, sind überwiegend biografischer Natur. Pianisten, Regisseure, Schriftsteller sind die Helden oder die Ehefrauen von Komponisten: Constanze Mozart und Mathilde Schönberg.

Und nun Verdi, seine Frau und deren Rivalin: Giuseppina Strepponi und Teresa Stolz. Beide waren sie berühmte Sängerinnen. Teresa Stolz war rund 20 Jahre jünger als der neben Richard Wagner wichtigste Opernkomponist des 19. Jahrhunderts. Sie brillierte international in der Rolle der Aida – für Verdi war sie die Idealbesetzung, bald seine Vertraute, die

ihn anspornte und beglückte. Ob sie auch seine Geliebte wurde, wie seinerzeit in der italienischen Presse kolportiert, ist ungewiss.

Auf jeden Fall: ein Eifersuchtsdrama, eine Dreiecksgeschichte. In Lea Singers Roman „Verdis letzte Versuchung“ erhalten sie abwechselnd das Wort: Giuseppina, Teresa und Giuseppe. Und die Autorin schenkt allen drei eigene, kräftige Stimmen.

Als der Roman 1868 einsetzt, sind die Verdis, Giuseppina und Giuseppe, beide

gen: „Entweder diese Frau verlässt das Haus, oder ich verlasse es.“ Verdis Antwort: „Wenn diese Frau geht, dann blase ich mir das Hirn aus meinem Schädel.“

Die Ehefrau Verdis gibt sich der jüngeren Rivalin gegenüber keine Blöße und behandelt sie wie eine gute Freundin, rät ihr sogar – vielleicht zu durchsichtig – zu baldiger Heirat. Vergebens. „Ich will keinen anderen Mann“, monologisiert Teresa. „Was immer er mir an Ruhe und Reichtümern schenken könnte, er nimmt mir die Nähe zu Verdi.“

Der indes fürchtet vor allem die Eifersucht und Niedergeschlagenheit von Giuseppina, die er Peppina nennt. Doch von Teresa lassen will er auch nicht: „Ja, es belebt mich, dass es diese Frau gibt, die mich versteht. Ohne dass sie dauernd schmerzlich dreinschaut und seufzt: Ach ja, ich verstehe!“ Und noch ein Unterschied: „Peppina hält mich für einen Gott. Teresina hält mich für einen Mann. Recht hat sie.“

Aber er wird seine Frau nicht verlassen. Gerührt liest er, was sie schriftlich festhält, obgleich beide in derselben

Suite wohnen: „Wenn ich ein Leben zu dritt führe und keinen Anspruch auf Deine Zärtlichkeit habe, dann wenigstens auf Deine Achtung.“

Der Schriftsteller Franz Werfel, dessen Romanbiografie „Verdi“ 1924 erschien, hat ein Problem darin gesehen, dass eine historische Erzählung auf zwei Ebenen spielt, „in einer erfabelten Welt und in der Welt erforscharbarer Wirklichkeit“. Dann aber hat er ein Zitat Verdis folgen lassen: „Die Wahrheit nachbilden mag gut sein, aber die Wahrheit erfinden ist besser, viel besser.“

Eva Gesine Baur alias Lea Singer hat die Freiheit des Fabulierens behutsam zu nutzen gewusst. Nebenbei ist ihr musikbeseelter Roman ein erfreulicher Vorbote zur Jubiläumsfeier von Giuseppe Verdis 200. Geburtstag im Oktober dieses Jahres.



Mitte fünfzig und seit gut 20 Jahren ein Paar, seit fast zehn Jahren verheiratet. Sie hat ihre Gesangskarriere hinter sich, er die Erfolgsoper „Nabucco“, „Rigoletto“, „La Traviata“ und „Die Macht des Schicksals“ komponiert.

Drei Jahre später besucht die Sängerin Stolz Verdi erstmals auf seinem Landsitz Sant'Agata, um mit ihm gemeinsam die Titelrolle in der neuen Oper „Aida“ durchzuarbeiten. Die Ehefrau notiert im Kalender: „Signora Stolz kam heute an. Sie strahlt. Aber vor mir ist nichts als Dunkelheit, Dunkelheit, Dunkelheit.“

Ein verbürgtes Zitat, das die Romanautorin nutzt, um Giuseppina gleich danach über Verdis miserables Klavierspiel spotten zu lassen: „Ah, dieser Anschlag! Er muss damit doch keinen erschlagen.“

Fünf Jahre später, als Teresa nun schon wie selbstverständlich Gast bei den Verdis ist, wird Giuseppina zu ihrem Mann sa-

Lea Singer: „Verdis letzte Versuchung“. Edition Elke Heidenreich bei C. Bertelsmann, München; 272 Seiten; 19,99 Euro.

## Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) E-Mail [spiegel@spiegel.de](mailto:spiegel@spiegel.de)

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein (1923 – 2002)

**CHEFREDAKTEURE** Georg Mascolo (V. i. S. d. P.), Mathias Müller von Blumencron

**STELLV. CHEFREDAKTEURE** Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry

**ART DIRECTION** Uwe C. Beyer

*Politischer Autor:* Dirk Kurbjuweit

**DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO** *Leitung:* Konstantin von Hammerstein, Christiane Hoffmann (stellv.), René Pfister (stellv.), *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Horand Knaup, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski, Merlind Theile. *Autor:* Markus Feldenkirchen

*Redaktion Wirtschaft:* Sven Böll, Markus Dettmer, Cornelia Schmergal, Gerald Trautetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

*Meinung:* Dr. Gerhard Spörl

**DEUTSCHLAND** *Leitung:* Alfred Weinzierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.), Hans-Ulrich Stödt (Panorama), *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlingsdorf, Hubert Gude, Carsten Holm, Anna Kistner, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darmstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Dr. Klaus Wiegrefe

*Berliner Büro* *Leitung:* Holger Stark, Frank Hornig (stellv.), *Redaktion:* Sven Becker, Markus Degericher, Özlem Gezer, Sven Röbel, Jörg Schindler, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

**WIRTSCHAFT** *Leitung:* Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Thomas Tuma, Marcel Rosenbach (stellv.), Medien und Internet). *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hilsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Stefan Niggemeier, Michaela Schiefl

**AUSLAND** *Leitung:* Clemens Höges, Britta Sandberg, Juliane von Mittelestadt (stellv.), *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Pahl, Sandra Schulz, Daniel Steinwörter, Thilo Thielke, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Hans Hoyng, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter

*Diplomatischer Korrespondent:* Dr. Erich Follath

**WISSENSCHAFT UND TECHNIK** *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thadesuz, Christian Wüst. *Autorin:* Rafaela von Bredow

**KULTUR** *Leitung:* Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.), *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Elke Schmitter, Katharina Stengelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Höbel, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Katja Thimm, Dr. Susanne Weingarten

**KulturSPIEGEL:** Marianne Wellershoff (verantwortlich), Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

**GESELLSCHAFT** *Leitung:* Matthias Geyer, Cordt Schnibben, Dr. Stefan Willeke, Barbara Supp (stellv.), *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Ulrich Fichtenr, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Hüetlin, Guido Mingels, Alexander Osang

**SPORT** *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Maik Großekathöfer, Detlef Haecke, Jörg Kramer

**SONDERTHEMEN** *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongard (stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.), *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterber, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

**MULTIMEDIA** Jens Raddi; Nicola Abé, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

**CHEF VOM DIENST** Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

**SCHLUSSREDAKTION** Anke Jensen: Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekeuhl, Sylke Krusse, Maika Kunze, Stefan Moos, Reiner Nagel, Manfred Petersen, Fred Slotterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirikka, Ulrike Wallenfels

**PRODUKTION** Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

**BILDREDAKTION** Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt, Sabine Döttling, Susanne Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz  
E-Mail: [bildred@spiegel.de](mailto:bildred@spiegel.de)

**GRAFIK** Martin Brinker, Johannes Unselst (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

**LAYOUT** Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhold Würst (stellv.); Michaela Abke, Katrin Bollmann, Fabian Eschkötter, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufer, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm  
*Besondere Aufgaben:* Michael Rabanus  
*Sonderhefte:* Rainer Sennewald

**TITELBLD** Suze Barrett, Arne Vogt; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg  
*Besondere Aufgaben:* Stefan Kiefer

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND**

**BERLIN** Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

**INTERNET** [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de)

**REDAKTIONSBLDG** [spiegel.de/spiegelblog](http://spiegel.de/spiegelblog)

**TWITTER** @derspiegel

**FACEBOOK** [facebook.com/derspiegel](https://facebook.com/derspiegel)

**DRESDEN** Maximilian Popp, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

**DÜSSELDORF** Georg Bönisch, Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Benrather Straße 8, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

**FRANKFURT AM MAIN** Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Kaiser, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

**KARLSRUHE** Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

**MÜNCHEN** Dinah Deckstein, Conny Neumann, Steffen Winter, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

**STUTTGART** Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND**

**ABU DHABI** Alexander Smolczyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

**BRÜSSEL** Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

**ISTANBUL** PK 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2389558, Fax 2569769

**KAIRO** Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

**KAPSTADT** Bartholomäus Grill, P. O. Box 15614, Vlaeberg 8018, Tel. (002721) 4261191

**LONDON** Christoph Scheuermann, P. O. Box 64199, London WC1A 9FF, Fax (004420) 34902948

**MADRID** Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

**MOSKAU** Matthias Schepp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

**NEU DELHI** Dr. Wieland Wagner, 210 Jor Bagh, 2F, Neu Delhi 110003, Tel. (009111) 41524103

**NEW YORK** 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

**PARIS** Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625210, Fax 42960822

**PEKING** Bernhard Zand, P. O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

**RIO DE JANEIRO** Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

**ROM** Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

**SAN FRANCISCO** Thomas Schulz, P. O. Box 330119, San Francisco, CA 94133, Tel. (001212) 2217583; Dr. Philip Bethge, P. O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

**TEL AVIV** Julia Amalia Heyer, P. O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

**WARSAU** P. O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warszawa, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

**WASHINGTON** Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

**DOKUMENTATION** Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Walle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Bortz, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Czutzang-Wilkins, Johannes Eltzschick, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kenstki, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Reiner Lübbert, Sonja Maaf, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moomann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Ofner, Thorsten Oltmer, Axel Rentisch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlou, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Jil Sörensen, Rainer Staudhammer, Tuisiko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szym, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

**LESER-SERVICE** Catherine Stockinger

**NACHRICHTENDIENSTE** AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG**

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 67 vom 1. Januar 2013  
Medianterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, [www.spiegel-qq.de](http://www.spiegel-qq.de)

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden / Prinovis, Itzehoe

DER SPIEGEL wird auf Papier aus verantwortungsvollen Quellen gedruckt.

**VERLAGSLEITUNG** Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

**GESCHÄFTSFÜHRUNG** Ove Saffe



## Service

**Leserbriefe**  
SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg  
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: [leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)

**Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche**  
Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966  
E-Mail: [artikel@spiegel.de](mailto:artikel@spiegel.de)

**Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:**  
Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:  
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966  
E-Mail: [nachdrucke@spiegel.de](mailto:nachdrucke@spiegel.de)

übriges Ausland:  
New York Times News Service/Syndicate  
E-Mail: [nytsyn-paris@nytimes.com](mailto:nytsyn-paris@nytimes.com)  
Telefon: (00331) 41439757

**für Fotos:**  
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966  
E-Mail: [nachdrucke@spiegel.de](mailto:nachdrucke@spiegel.de)

**Nachbestellungen**  
SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN können unter [www.amazon.de/spiegel-versandkostenfrei](http://www.amazon.de/spiegel-versandkostenfrei) innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

**Historische Ausgaben**  
Historische Magazine Bonn  
[www.spiegel-antiquariat.de](http://www.spiegel-antiquariat.de)  
Telefon: (0228) 9296984

**Kundenservice**  
Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,  
Sa. 10.00 – 16.00 Uhr  
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg  
Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070  
E-Mail: [aboservice@spiegel.de](mailto:aboservice@spiegel.de)

**Abonnement für Blinde**  
Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V.  
Telefon: (06421) 606265  
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde  
Telefon: (069) 955124-0

**Abonnementspreise**  
Inland: zwölf Monate € 208,00  
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UniSPIEGEL  
Österreich: zwölf Monate € 234,00  
Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40  
Europa: zwölf Monate € 262,60  
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 340,60  
Der digitale SPIEGEL: zwölf Monate € 197,60  
Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

**Abonnementsbestellung**  
bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an  
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,  
20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070,  
[www.spiegel.de/abo](http://www.spiegel.de/abo)

Ich bestelle den SPIEGEL  
 für € 4,00 pro Ausgabe  
 für € 3,80 pro digitale Ausgabe  
 für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur Normallieferung. Eilboten Zustellung auf Anfrage.  
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten \_\_\_\_\_

Straße, Hausnummer oder Postfach \_\_\_\_\_

PLZ, Ort \_\_\_\_\_

Ich zahle  
 bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl \_\_\_\_\_ Konto-Nr. \_\_\_\_\_

Geldinstitut \_\_\_\_\_

nach Erhalt der Jahresrechnung. Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie unter:  
[www.spiegel.de/widerrufsrecht](http://www.spiegel.de/widerrufsrecht)

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten \_\_\_\_\_ SP13-001  
SD13-006  
SD13-008 (Upgrade)

# Jetzt Testpaket sichern:

## 10 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!

**BestChoice-Universalgutschein € 10,-**

Machen Sie sich mit diesem Universalgutschein im Wert von € 10,- eine Freude. 200 Handelspartner mit über 25.000 Filialgeschäften oder Online-Shops stehen zur Auswahl.



Komplett für nur  
**€ 29,-**  
Über 30% gespart!



### Halfar-CrossBag in Braun

Trendige Umhängetasche aus stabiler Lkw-Plane (in Schwarz matt) und Baumwolle. Hauptfach mit Kordelzug, großes Reißverschluss-Innenfach, Organizer-Elemente, längenverstellbarer Schultergurt und Überschlag mit Steckverschlüssen. Maße (B x H x T): ca. 38 x 33 x 9 cm.

### Beurer-Küchenwaage

Klein, handlich und stilvoll. Mit einer Wiegefläche aus gebürstetem Edelstahl, gut lesbarer LCD-Anzeige, rutschfesten Gummifüßen, Tara-Zuwiefefunktion und Abschaltautomatik. Für Mengen bis 3 kg. Maßeinheiten: Gramm und Unzen. Inkl. Batterie. Maße (B x H x T): ca. 11,5 x 2,7 x 17 cm.



### Ihre Vorteile im Überblick:

- ✓ 10 x den SPIEGEL ohne Risiko testen
- ✓ Nur im Testpaket über 30% sparen
- ✓ Wunschgeschenk sichern
- ✓ SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus



Jetzt auch für Windows 8

### Digitale SPIEGEL mitbestellen:

**Der digitale SPIEGEL – nur € 0,50 pro Ausgabe für SPIEGEL-Leser**

- ▶ Schon sonntags ab 8 Uhr
- ▶ Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.
- ▶ Einfach kostenlose App DER SPIEGEL installieren, einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen
- ▶ Optimierte für Windows 8, Android, iPad/iPhone, Kindle und PC/Mac

### Ja, ich möchte mein SPIEGEL-Testpaket!

Ich lese den SPIEGEL 10 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 29,- statt € 42,- im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 8. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

#### Mein Wunschgeschenk:

- Universalgutschein € 10,- (4508)  Halfar-CrossBag (3677)  Beurer-Küchenwaage (3694)

Frau  Herr

Name, Vorname \_\_\_\_\_

Straße, Hausnummer \_\_\_\_\_

PLZ \_\_\_\_\_ Ort \_\_\_\_\_ Geburtsdatum \_\_\_\_\_ 1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen) \_\_\_\_\_ E-Mail (für eventuelle Rückfragen) \_\_\_\_\_

Ich zahle bequem per Bankeinzug  BLZ \_\_\_\_\_ Konto-Nr. \_\_\_\_\_

Geldinstitut, Ort \_\_\_\_\_

Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen. SD13-507

Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Datum, Unterschrift \_\_\_\_\_ X \_\_\_\_\_ SP13-056

**Einfach Coupon senden an:**  
DER SPIEGEL, Kunden-Service,  
20637 Hamburg

**Telefon 040 3007-2700**  
Aktionsnummer SP13-056  
**Fax 040 3007-857085**  
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

MONTAG, 25. 3., 23.00 – 23.30 UHR | SAT.1

**SPIEGEL TV REPORTAGE**

**Karriere im Chaos – Aufstieg und Fall Moskauer Millionärinnen**



SPIEGEL TV

**Unternehmerin Andrejewna**

Nach Feierabend kuschelt sie mit dem Teddybären, doch im Job ist sie eine Textilproduzentin und Professorin für Design: Jelena Andrejewna. 1998 besuchte SPIEGEL-TV-Autor Markus Grün die Millionärin zum ersten Mal, jetzt traf er sie wieder. Inzwischen ist die 49-Jährige auch noch Chefin eines der größten Wachdienste Moskaus.

SONNTAG, 31. 3., RTL

**SPIEGEL TV MAGAZIN**

Die Sendung entfällt aufgrund des Ostersonderprogramms.

MONTAG, 25. 3., 20.15 – 21.00 UHR | SKY

**SPIEGEL GESCHICHTE**

**Das Magazin: Troja-Entdecker Schliemann – Wer war er wirklich?**

Der Name Heinrich Schliemann ist untrennbar mit der Ausgrabung der sagenumwobenen antiken Stadt Troja verbunden. Sein ganzes Vermögen opferte der Kaufmann und begnadete Autodidakt für seinen Kindheitstraum. Doch wie bedeutsam sind seine Arbeiten für die heutige Archäologie? War er deren Wegbereiter, oder hat er mit seinen brachialen Grabungen, die nicht heutigen Standards entsprechen, viele Artefakte der Vergangenheit für immer zerstört? Auf Schliemanns Spuren hat ein SPIEGEL-TV-Team Archäologen in Troja und im griechischen Mykene besucht. Im Nachlass des Troja-Ausgräbers sahen die Autoren auch seine Tagebücher ein, die weitere Details zu den spektakulären Funden preisgeben.

GESTORBEN

**Peter Ensikat**, 71. Als Autor und Schauspieler machte der in Brandenburg geborene Ensikat den anarchischen DDR-Volkswitz Bühnenreif. Ensikat schrieb für die Dresdner „Herkuleskeule“ und die Berliner „Distel“. In der DDR, wo Kabarets staatlich zugelassene und zugleich reglementierte Frust-Ventile waren, standen die Künstler immer unter dem doppelten Verdacht, zu frech oder zu angepasst zu sein. „Diese DDR war manchmal saukomisch, aber eben nicht sehr lustig“, hat Ensikat nach 1990 einmal gesagt und dies auch auf sich bezogen. Mal wurden die Texte des Autors, der zu den meistgespielten in der DDR gehörte, verboten, mal erhielt er den „Nationalpreis der DDR“. Nachdem seine enge Freundin, die Autorin Gisela Oechelhaeuser, als IM enttarnt worden war, wurde er ihr Nachfolger als Leiter der „Distel“. Sein Blick auf das vereinte Deutschland blieb skeptisch-ironisch. So hieß der Titel seiner 2010 erschienenen Autobiografie: „Meine ganzen Halbwahrheiten“. Peter Ensikat starb am 18. März in Berlin.



CHRISTOPH BUSSE / VISUM

**Pietro Mennea**, 60. Freccia del sud, „Pfeil des Südens“, nannten sie den Mann aus Apulien, der zu den erfolgreichsten Leichtathleten Italiens gehörte. Bei der Studenten-Weltmeisterschaft 1979 in der Höhenluft Mexiko Citys lief Mennea die 200 Meter in 19,72 Sekunden und stellte damit einen Weltrekord auf, der erst 17 Jahre später unterboten wurde. Seinen größten Triumph feierte er bei den Olympischen Spielen 1980 in Moskau: Dort gewann er ebenfalls über 200 Meter die Goldmedaille. Nach dem Ende seiner sportlichen Karriere arbeitete der Jurist und Politologe als Abgeordneter im Europäischen Parlament; zudem setzte er sich für eine Verschärfung der Anti-Doping-Bestimmungen in Italien ein. Pietro Mennea starb am 21. März in Rom.



PICTURE-ALLIANCE / DPA

**José Alfredo Martínez de Hoz**, 87. Er war das zivile Gesicht der Militärjunta, die von 1976 bis 1983 in Argentinien herrschte. Der Ökonom stammte aus einer alteingesessenen Familie von Rinderzüchtern und Großgrundbesitzern. Nach dem Putsch 1976 ernannte ihn der Chef der Militär-

junta, General Jorge Videla, zum Wirtschaftsminister. Martínez de Hoz vertrat einen neoliberalen Kurs, er öffnete das Land radikal für Importe und wertete den Peso auf, diese Maßnahmen gingen als Politik des „süßen Geldes“ in die argentinische Geschichte ein. Viele Firmen brachen zusammen, weil sie der ausländischen Konkurrenz nicht gewachsen waren. Nach dem Ende der Diktatur wurde er festgenommen, weil er in die Erpressung von zwei Unternehmern verwickelt gewesen sein soll, 1990 aber von Carlos Menem begnadigt. 2006 wurde seine Amnestierung aufgehoben, seit 2010 stand er unter Hausarrest. José Alfredo Martínez de Hoz starb am 16. März in Buenos Aires.

**Chinua Achebe**, 82. Aufgewachsen innerhalb eines traditionellen Dorfverbandes in Nigeria, kannte er das einfache Leben aus eigener Erfahrung; da sein Vater Missionslehrer war, genoss er aber auch eine gute Schulbildung und absolvierte ein Studium. In seinem 1958 veröffentlichten Roman „Okonkwo oder Das Alte stürzt“ schildert Achebe die Geschichte des Kolonialismus erstmals aus afrikanischer Sicht. Das Buch wurde ein Weltbestseller und machte ihn zu einem der bekanntesten Schriftsteller Schwarzafrikas. Während des nigerianischen Bürgerkriegs warb er als Lyriker und Essayist für die Unabhängigkeit Biafras. Sein Verhältnis zu Afrika war kritisch: Er prangerte vor allem die moralische Verkommenheit der Eliten an. Gleichzeitig warb er dafür, dass „Europa Afrika zuhören muss“. Seit einem Unfall 1990 querschnittsgelähmt, lehrte Achebe an einem US-College. 2002 wurde er mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels geehrt, 2007 mit dem Man Booker International Prize. Chinua Achebe starb am 22. März in Boston.



RALPH ORONSKI / REUTERS

**Aloys Coppenrath**, 79. Alles begann mit der „Wiener Platte“, sechs Sahneteilchen, die direkt nach der Herstellung schockgefrostet wurden und zu den Kaffeekränzchen daheim dann wieder auftauten. Mitte der siebziger Jahre stieß die Idee einer Tiefkühl-Konditorei in eine Marktlücke. Der gelernte Kaufmann Coppenrath produzierte erst gefrorene Sahnetorten, später kamen andere Backwaren hinzu. Das 1975 mit seinem Vetter, dem Konditor Josef Wiese, gegründete Unternehmen Coppenrath & Wiese gilt heute als europäischer Marktführer für Tiefkühlbackwaren. Aloys Coppenrath starb am 20. März in Osnabrück.

# Auszeichnung für Energie-Visionäre!

Der Energy Award 2013 für zukunftssträchtige und innovative Energiekonzepte.



Bewerben Sie sich bis zum 06.05.2013!

## Die Kategorien:

- Energie-Startup des Jahres
- Gewerbliche Anlage des Jahres
- Energiehaus des Jahres
- Fortbewegungsmittel des Jahres

Erleben Sie eine hochkarätige Jury und eine festliche Preisverleihung im exklusiven Rahmen. Profitieren Sie vom Networking mit Experten und einer umfangreichen Berichterstattung. Bewerben Sie sich unter:  
[www.energyawards.de](http://www.energyawards.de)

Eine Initiative von:



imagination at work

**Handelsblatt**  
Substanz entscheidet.

Unsere Partner:

Deutsche Post DHL



**BearingPoint**

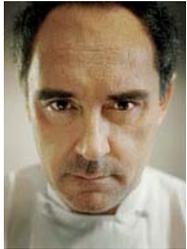
Medienpartner:



ener|gate  
con|energy gruppe

### Forscher am Herd

Seit das einstmals weltberühmte Restaurant „El Bulli“ in Katalanien 2011 geschlossen wurde, stand die Frage im Raum: Was passiert mit dem legendären Weinkeller? Für den Ausnahmekoch **Ferran Adrià**, 50, Mitbegründer der Molekularküche, waren seinerzeit einige Weine exklusiv hergestellt worden. Nun kommen 8807 Flaschen bei Sotheby's zur Auktion, am 3. April in Hongkong, am 26. in New York. Der Erlös, es werden bis zu eine Million US-Dollar erwartet, wird der El Bulli Foundation zugutekommen. Adrià widmet sich in diesem „Zentrum für kreative Experimente“ der Erforschung der Küche von morgen und will seine Erfahrungen mit der Öffentlichkeit auf der Website „bullipedia“ teilen.



PANOS PICTURES / VISUM

### Gutes tun mit Claudia Roth

Als Spitzenkandidatin für die Bundestagswahl wollten die Grünen sie nicht mehr haben, für lustige Späße dagegen taugt Claudia Roth immer noch. Das dachte sich offenbar der hessische Grünen-Chef **Tarek Al-Wazir**, 42, und verwandelte sich im Karneval in die Parteivorsitzende. Sein Auftritt war ein großer Lacherfolg. Jetzt versteigerte Al-Wazir das Roth-Outfit und stockte den Erlös auf 350 Euro auf; die Summe spendete er der hessischen Aids-Hilfe.



Al-Wazir

T. HAUPT / GRÜNE HESSEN



JOSEPH KERLAKIAN / FACE TO FACE

### Errötete Schöne

Die Vorstellung, jemand wie **Kate Moss**, 39, könne eine ausgeprägte Schamhaftigkeit an den Tag legen, scheint abwegig. Schließlich hat sie ihr halbes Leben damit verbracht, sich vor der Kamera als ungezogene, verruchte, jedenfalls ziemlich freizügige Person zu produzieren. Bei einem Auftritt für eine Spendensammelaktion bewies Moss jedoch, dass das eine mit dem anderen nichts zu tun haben muss.

Das Supermodel las für die britische Wohltätigkeitsorganisation Comic Relief zum alljährlichen Red Nose Day im Radio aus der Sadomaso-Phantasie „Shades of Grey“. Zunächst klang sie etwas nervös, dann trug sie ihren Part, eine recht kurze Textstelle, fehlerfrei vor, mit rauchiger, erotischer Stimme, wie der Inhalt es verlangt. Am Ende überraschte Moss den Radiomoderator und das Publikum im Studio mit einem nonverbalen Kommentar: Sie wurde rot im Gesicht.

**Philipp Lahm**, 29, Kapitän der deutschen Fußballnationalmannschaft, ist ein wahrheitsliebender Mensch. Möglicherweise. In einem Interview mit dem Bundesliga-„Magazin“ jedenfalls hat der FC-Bayern-Profi gestanden, dass er im Achtelfinale der WM 2010 in Südafrika nicht nur eindeutig gesehen habe, wie der Schuss des Engländers Frank Lampard von der Unterkante der Latte hinter die Torlinie sprang, sondern dass er das auch zugegeben hätte, wenn er danach gefragt worden wäre. „Wäre der Schiedsrichter auf mich zugekommen“, erklärt Lahm, „hätte ich gesagt: Aus meiner Sicht war er drin.“ Der mögliche Ausgleichstreffer zum 2:2 wurde nicht gegeben – und Deutschland warf England mit einem 4:1 aus dem WM-Turnier.

**Steven Spielberg**, 66, als Workaholic bekannter US-Regisseur und Produzent, möchte sich einen besonderen Urlaub gönnen. Nach den Filmfestspielen in Cannes, deren Jury Spielberg vorsteht, will er von dort aus mit seiner 200-Millionen-Dollar-Yacht „Seven Seas“ für eine Weltreise in See stechen. Mit von der Partie sollen Ehefrau Kate Capshaw und einige seiner sieben Kinder sein. Ziele der Tour: Nordafrika und Sri Lanka, wo Teile einiger „Indiana Jones“-Filme entstanden sind, Shanghai, Schauplatz von „Das Reich der Sonne“, und die Inselkette Hawaii, auf der Szenen für „Jurassic Park“ gedreht wurden. Falls Spielberg auf hoher See Langeweile verspüren sollte, kann er sich auf den Herbst vorbereiten: Es warten ungefähr 25 neue Projekte auf ihn, darunter „Jurassic Park IV“ und ein Biopic über Mose.



BBC

### Sichere Beute

Den Angriff eines hungrigen Eisbären hat der Naturfilmer **Gordon Buchanan** überlebt, die norwegischen Behörden sind dennoch auf seinen Fall aufmerksam geworden. Buchanan hatte die Tiere im norwegischen Spitzbergen für eine BBC-Dokumentation gefilmt. Um den Polarbären möglichst nahe zu kommen, saß er dabei in einem Kasten aus Plexiglas, „Eiswürfel“ genannt. Eines der Tiere wurde auf der Suche nach Beute angelockt und versuchte mit Prankenhieben, die Box zu öffnen – vergebens. Verantwortlich für

die Aufnahmen war der australische Arktis-Experte Jason Roberts. Ihm droht nun eine Geldstrafe von rund 6700 Euro wegen „des Störens von Eisbären“. Die Prozedur sei „eine Belästigung“ für das Tier gewesen, empörte sich der Vizegouverneur von Spitzbergen, außerdem hätte der Bär erschossen werden müssen, wenn er den Eiswürfel tatsächlich geentert hätte. Der Produzent zeigte sich uneinsichtig und lehnte es ab, das Bußgeld zu zahlen. „Eisbären sind neugierig“, sagte er, „und dass sie 50 Meter laufen, um etwas zu erkunden, kann wohl kaum als Belästigung betrachtet werden.“

### Großmama vor der Kamera

Vor 54 Jahren war sie das erste Model aus dem Fernen Osten, das mit einer großen Fotostrecke in einem westlichen Modemagazin gewürdigt wurde. Die Vorfahren von **China Machado**, 82, stammen aus Indien, Portugal und Ostasien, sie wurde in China geboren und lebte lange in Shanghai. Später kam sie nach Paris und arbeitete als Mannequin für Givenchy. Machado feierte mit Picasso und Warhol und hatte als 19-Jährige eine Affäre mit dem spanischen Stierkämpfer Luis Miguel Dominquin, der sie allerdings bald für Ava Gardner sitzenließ. Als Muse des Modefotografen Richard Avedon bereiste sie die ganze Welt. 1962 beendete Machado offiziell ihre Karriere vor der Kamera. Vor kurzem hat sie einen Vertrag bei der renommierten Agentur IMG abgeschlossen und ist wieder sehr gefragt. Machado, die seit langem in den USA lebt, hat sich nie an die Askese-Gebote ihrer Berufsgruppe gehalten: Sie trinkt Alkohol – am liebsten Wodka –, raucht und hat nach eigenen Angaben nie eine Diät gemacht. Sie habe sich auch nie einer Schönheits-OP unterzogen, versichert Machado, sie färbe lediglich ihr Haar. Allerdings fühlt sich die zweifache Großmutter heute „schuldig, dass ich nie für etwas wirklich arbeiten musste“.



BRIGITTE JACOMBE

## Erst neuer Papst, jetzt zwei Störche

Überraschung auf der Kirchturmspitze

Aus dem „Badischen Tagblatt“

Aus dem „Ammersee Westufer-Journal“: „Der täglich wechselnde Spontan-Witz, der die dahinter wartenden Lieder in Position schubst, sichert auf beiden Seiten der Rampe Überraschungseffekte. So bewegt er das Herz zum Hirn und schickt beides auf die Reise durch den Bauch, raunzt fast schon melancholisch nach Rio-Reiser-Art von den kleinen Katastrophen und anderen Wiederholungen. Wellness für wundgescheuerte Ohren.“



Aus einer Bildunterschrift in der „Saarbrücker Zeitung“: „Verteidigungsminister Thomas de Maizière (Mitte, ohne Turban).“

Aus den „Niederrheinischen Blättern“: „Früher war das Haus von breiten Wassergräben durchzogen und stand inmitten eines kleinen Wäldchens.“

**Es gibt keinen  
Zusammenhang  
zwischen Was-  
serkalk und dem  
Verkalken der  
Herzkranzgefäße**

Aus der TV-Zeitschrift „Gong“

Aus der „Frankfurter Allgemeinen“ über Angela Merkel: „Damals fuhr sie als junge, Fotos zufolge zum Kichern neigende und mit einer Bubifrisur ausgestattete Physikerin aus der DDR per Fahrrad durchs Nachbarland und erlernte den Satz ‚Nie ma jajek‘ (Es gibt keine Eier). Auch Abende an Lagerfeuern mit Wurst und polnischen Physikerkollegen spielten eine Rolle.“

**Arbeitsaufgabe und Geldbuße  
nach tödlichem Urlaub**

Aus der „Welt“

## Nächste Woche im SPIEGEL



**Jeden  
Monat**

als Beilage im  
SPIEGEL

**Jede  
Woche**

als Newsletter  
per E-Mail

**Jeden  
Tag**

kulturspiegel.de

## Zitate

Der britische „Guardian“ zum SPIEGEL-Gespräch „Ich bin schuldig“ mit dem chinesischen Literaturnobelpreisträger Mo Yan (Nr. 9/2013):

Mo Yan äußerte sich in einem ersten ausführlichen öffentlichen Gespräch, seit ihm der Nobelpreis im vergangenen Herbst zugesprochen worden war. Seine politische Position in China sei wahrscheinlich so deutlich geworden wie bislang noch nicht, sagte der Übersetzer Eric Abrahamson ... „Wenn du Chinese bist und es gewohnt bist, zwischen den Zeilen zu lesen, dann wurde vollkommen klar, was er meinte. Ich war beeindruckt.“

Die „Berliner Zeitung“ zum SPIEGEL-Bericht „Bei Anruf Schnitt“ über den Streit um einen Fernsehbeitrag zum Berliner Flughafen und die Rolle von RBB-Chefredakteur Christoph Singelstein dabei (Nr. 11/2013):

Singelstein war keiner, der wegen seiner Vergangenheit nach dem Mauerfall erpressbar war. Als Intendant des DDR-Hörfunks plädierte er dafür, sich „mit den einschlägigen Erfahrungen westdeutscher Kollegen so bald als möglich vertraut zu machen, um nicht aufs Neue unter die Fuchtel von politischen Parteien und Wirtschaftsverbänden zu geraten“. Müsste jemand mit dieser Sozialisation nicht allergisch auf Versuche politischer Einflussnahme reagieren, erst recht in einer Gesellschaft, in der ein Nein überschaubare Konsequenzen hat? Singelstein war schlecht beraten, dem SPIEGEL, der die Geschichte vor einer Woche ins Rollen gebracht hat, nicht gleich zu sagen, dass er sich seines Fehlers bewusst ist.

## Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nr. 26/2011 „Freibrief für Ausbeutung“ über katastrophale Arbeitsbedingungen von Hausangestellten ausländischer Diplomaten.

Nach rund zweijährigem Rechtsstreit haben sich ein Diplomat aus Saudi-Arabien und seine frühere indonesische Hausangestellte vorige Woche vor dem Berliner Arbeitsgericht auf einen Vergleich geeinigt. Die Klägerin erhält nun 35 000 Euro für entgangenen Lohn und Schmerzensgeld. Das Verfahren hatte sich auch deswegen so lange hingezogen, weil der saudische Arbeitgeber diplomatische Immunität genoss und deswegen gerichtlich nicht belangt werden konnte. Das deutsche Institut für Menschenrechte, das den Fall begleitete, hat dagegen in der vorigen Woche Beschwerde beim Bundesverfassungsgericht eingereicht.

# ALLES ANDIERE ALS EIN KINDER- SPIEL.

DAS SPIELEN AM AUTOMATEN IST UNTER 18 JAHREN  
NICHT ERLAUBT.

**KEIN SPIEL  
OHNE REGELN.**



Mehr Infos unter [www.automatenwirtschaft.de](http://www.automatenwirtschaft.de)

Spielteilnahme erst ab 18 Jahre. Übermäßiges Spielen ist keine Lösung bei persönlichen Problemen. Beratung/Info Tel.: 0180/1372700 (City-Tarif).

# My style<sup>®</sup>



MyArt Edition P 20412 'Arctic Pear',  
m<sup>2</sup>

**21,99**

Holznachbildung

PRESENTED BY

HARALD GLOÖCKLER

**EDLE DESIGNBÖDEN**

[www.mystyle-bauhaus.com](http://www.mystyle-bauhaus.com)



Alle Informationen zur Firma und Anschrift Ihres  
**BAUHAUS** Fachcentrums finden Sie unter  
[www.bauhaus.info/fachcentren](http://www.bauhaus.info/fachcentren) oder kostenlos  
unter Tel. 0800-3905000.

 **BAUHAUS<sup>®</sup>**

Wenn's gut werden muss.